Lehrreiche

Abendunterhaltungen

für

Jugend- und Familienkreise.

Eine Reihe von Erzählungen
für
christliche Jugend und christliches Volk.

Achtunddreißigstes Bändchen.

Mit einem colorirten Titelkupfer.

Verlag von
Lampart & Comp.
in Augsburg.

Lehrreiche
Abendunterhaltungen
für
Jugend- und Familienkreise.

Eine Reihe von Erzählungen

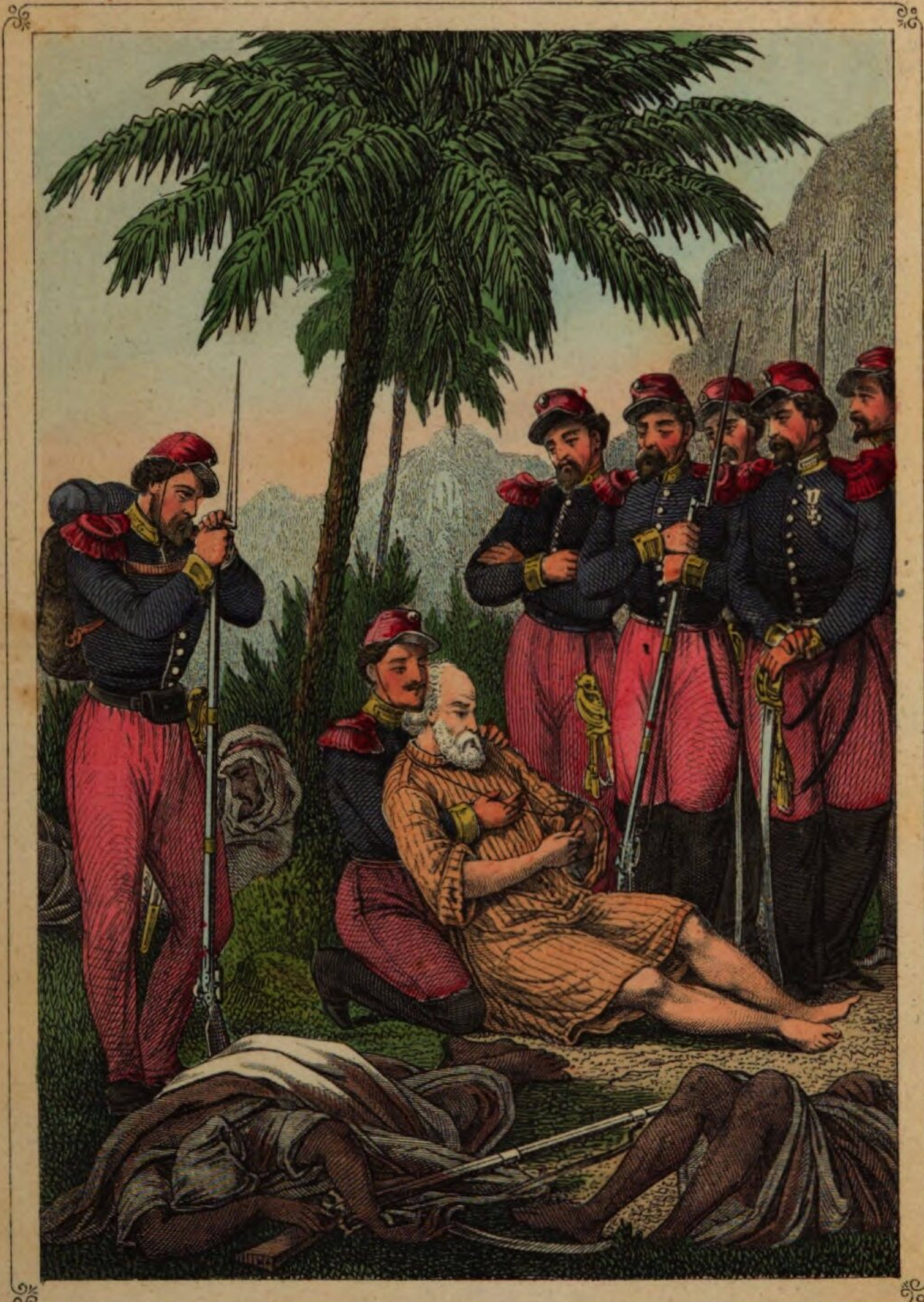
für

christliche Jugend und christliches Volk.

Achtunddreißigstes Bändchen.

Mit einem colorirten Titelkupfer.

Augsburg und Leipzig, 1857.
Verlag von Lampart & Comp.



„Vater!" seufzte Erich und drückte den Greis abermals an sein Herz.

Verlag von Lampart u. C^{ie} in Augsburg

Leiden und Freuden armer Leute.

Das Tyroler-Annerl,

oder

Was eine Mutter leiden kann.

Zwei

Erzählungen aus dem Volksleben.

Der

reiferen christlichen Jugend und dem Volke zur Belehrung
und Unterhaltung dargeboten

von

M. Lehmann,
Lehrer an der Stadtschule zu Hechingen.
Verfasser der Erzählung: „Ritter Gerold von Helfenstein ꝛc. ꝛc."

Mit zwei colorirten Titelkupfern.

Augsburg und Leipzig, 1857.
Verlag von Lampart & Comp.

Vorwort.

Ich übergebe hier der Jugend und dem Volke eine Erzählung aus dem Volksleben. Ueber den Zweck derselben darf ich, indem ich der Hoffnung lebe, das Büchlein werde sein Erscheinen selbst rechtfertigen, mich hier ganz kurz aussprechen. Es soll die vorliegende Erzählung, wie schon der Titel andeutet, Scenen aus dem Familienleben bringen — Scenen, die nicht nur das Gemüth ansprechen und veredeln, sondern die auch zur Weckung und Hebung eines rechten Familienlebens und Familiengeistes nützlich sind. Sodann wollte ich zeigen, was Gottvertrauen und die Erinnerung an Gottes Vorsehung vermögen, wenn Leiden über Familien hereinbrechen, und daß nicht da das Glück des Lebens zu finden ist, wo in Folge allzuheftigen Strebens nach Reichthum ein unzeitiges Verlangen nach äußerem Glanze in dem Herzen des Menschen entsteht, sondern daß das wahre Familienglück mit der Tugend der Zufriedenheit innigst verknüpft ist. Das wollte ich durch die Erzählung versinnbilden. Wie weit ich dieses Ziel erreicht habe, das mögen die unpartheiischen Leser beurtheilen. Ich wünsche meinem Büchlein viel Glück und Segen auf die Reise und binde ihm einen Freundschaftsgruß an an alle christlichen stillen und frommen Familien.

Hechingen, den 30. Juli 1856.

M. Lehmann.

Erstes Kapitel.

Tage der Freude.

Vor ungefähr fünfzig Jahren stand auf einem kleinen Hügel unweit der corsischen Stadt Ajaccio ein kleines unscheinbares Häuschen, die Hütte eines armen Schiffers. Das Häuschen war alt und an manchen Stellen sogar baufällig; aber man genoß von hier aus eine köstliche Fernsicht über das Meer, welches wie ein gewaltiger Riese den Fuß des Hügels belagerte, auf welchem das Häuschen stand. Dem Abhange des Berges entlang führten damals Fußpfade für Spaziergänger und sie reichten bis an die Höhe herauf, und längst wäre das einsame verlassene Häuschen eingerissen worden, wenn es dem Besitzer nicht gar zu lieb gewesen wäre. Allein es war das einzige Erbe eines geliebten Vaters, der dem Sohne unvergeßlich geblieben und deßhalb konnte sich auch Bryon, der Eigenthümer der Hütte, nicht entschließen, das Häuschen an reiche Leute zu verkaufen. Da die Hütte gar so schmucklos dastand und auch gar Nichts darbot, was das Auge erfreute, so war es manchmal der Gegenstand des Spottes und „Bryon's Hütte" war bereits sprüchwörtlich geworden in dem Munde derer, die sich lieblos über die Armuth des Bruders wegsetzen. Aber das kümmerte Bryon nicht. Wenn er aus den niedern Fenstern der Hütte hinaussah auf das nahe Meer, so erinnerte er sich des alten Vaters, der oft an seiner Seite saß und mit ihm die köstliche Aussicht genoß und er dachte dann an die vielen Freuden, welche er im bescheidenen häuslichen Kreise mit ihm empfand. Und schaute denn Bryon nicht hinaus auf's Meer, wenn die schwankende Barke den Vater brachte, heimkehrend vom Fange der Fische, und schwenkte nicht von hier aus die theure Mutter ein Sack-

tuch, den glücklichen Gatten zu grüßen? Wie Bryon mit einer feurigen Gluth an den Eltern hing, eben so hoch hielt er auch das Erbe in Ehren, das sie ihm hinterließen. Bryon hatte die Wände der Hütte, um ihr einigermaßen ein ansprechendes Aeußere zu geben, mit Rebenlaub geschmückt, das üppig grünende Weinstöcke ihm darboten. Und so wurden denn die altersschwarzen Wände einigermaßen bedeckt und die gröbsten Schäden der Hütte blieben dem Auge und dem Witze der Spötter verborgen.

In dieser unscheinbaren Hütte waltete eine brave Mutter, Bryon's Weib, mit der Erziehung zweier Kinder eifrig beschäftigt. Aurelia mochte ungefähr dreißig Jahre zählen und war immer noch schön zu nennen, obgleich sie sich mit der Erhaltung körperlicher Reize nicht viel zu schaffen machte. Aurelia hielt vielmehr auf die unvergänglichen und bleibenden Güter, welche weder Motten noch Rost verzehren — auf Tugend und Einfalt der Sitten und sie hatte es in dieser Beziehung so weit gebracht, daß sie als ein Muster einer guten Mutter und Hauswirthin wohl betrachtet werden konnte. Der helle Glanz ihrer Augen versinnbildete den lieblichen Schein ihrer Tugenden und aus den ruhigen Zügen ihres Angesichts konnte man die Seelenruhe und das innere Glück ihres anspruchslosen Herzens lesen. Aurelia hing mit der ganzen Gluth ihres Herzens an ihrem fleißigen Manne und mit inniger mütterlicher Liebe war sie ihren Kindern zugethan, ohne jedoch taub zu sein gegen jugendliche Fehler, welche sich unmündige Kinder so leicht aneignen. Sie wußte Liebe und Strenge zur rechten Zeit anzuwenden. Ihr gutes Herz erzog und wirkte mehr, denn ein herrisches streng befehlendes Benehmen. Sie mußte um so mehr auf die Kinder achten, da Bryon selten zu Hause war. Bryon trieb das Gewerbe seines Vaters: er war ein Fischer und wenn es guten Gewinn absetzte, so verdingte er sich auch manchmal auf einige Zeit an reiche Schiffsleute, um mit ihnen die Freuden und Beschwerden des Seelebens zu theilen. So kam es denn, daß sich die armen Leutchen in allen Lagen des Lebens zu helfen wußten und sich ehrlich und redlich durch die Welt schlagen konnten. Sie wollten nicht reich werden; sie begnügten sich mit dem, was ihnen

Gott beschieden hatte. Und der wackere Bryon hielt ohnehin an dem bewährten Sprüchwort fest: Eine ehrliche Hand kommt durchs ganze Land! Die guten Leute waren glücklich und das genügte ihnen vollkommen. Was hätten sie sich bei ihrer schmucklosen Einfachheit und Zufriedenheit mehr zu wünschen gebraucht?

Arbeitsamkeit und Sparsamkeit waren in Bryon's Hause zu finden und neben diesen beiden hohen Tugenden einer armen Familie durchdrang eine innige warme Gottesfurcht das ganze Leben und Treiben dieser geschäftigen Leute. So floßen denn die Tage in vollkommener Ruhe dahin: Tage des Glückes und der Freude, und bereits waren neun Jahre glücklich und froh verlebt seit dem schönen Tage, an welchem Bryon sich einen eigenen Heerd gegründet hatte. Wo die christliche Liebe lebt, kann es da Tage des Unglücks geben? Wo die Herzen der Familie in Freudigkeit und Heiterkeit vereinigt sind, kann man da von drückenden Sorgen sprechen, die die Seelen quälen? Das rege und arbeitssame Leben erhält Geist und Körper gesund und froh, und das erfuhren Bryon und Aurelia zur Genüge in ihrem Leben, das bescheiden verstrich und ohne alle thörichten Wünsche, die das Herz beunruhigen.

An einem freundlichen Mittag nun saß die glückliche Aurelia vor der Thür der Hütte auf einer Moosbank, welche Bryon im Frühlinge errichtet hatte und schaute hinaus auf das ruhige Meer — eine mächtige unübersehbare Fläche, die das Herz des Menschen in das erhabenste Staunen versetzt! — ob wohl der geliebte Gatte nicht komme; denn Bryon war früh am Morgen mit dem Kahne weggegangen und hatte versprochen, bis Mittag wieder in der Hütte zu sein. Zur Seite der Mutter lag ein rothes Tuch, mit welchem sie dem Vater winken wollte, wenn das Auge das Fahrzeug erreichen sollte. Zu ihren Füßen stand ein einfacher Korb und in dem Korbe schlummerte Agnes, die Tochter der biedern Familie. Agnes war ein schwächliches Kind und nur die sorgsame Pflege der treuliebenden Mutter hatte es am Leben erhalten. Wie sehr liebte Aurelia das Kind! Wie zärtlich war sie ihm zugethan! Sie blickte lange auf das Mädchen und überließ sich jenen Gefühlen, von welchen das treue Mutterherz überströmt. Da lächelte

Agnes auf dem ärmlichen Lager in dem Weidenkorbe so mild wie ein Engel und die Mutter konnte eine Thräne der Freude nicht unterdrücken.

„Der gute Engel schläft," seufzte sie leise, „o daß ich ihn nicht aufwecke und nicht störe in seinen Träumen! Warum mag das Kind wohl gelächelt haben? Ach, gewiß spielen Engelein um seine Schläfe und zeigen ihm süße Früchte und frische Blumen und was die Kinder gern haben. Es lacht ja auch, wenn ich ihm eine Blume gebe oder ein buntes Steinchen, daß es damit spiele. Und wie freudig dankt es mir, wenn ich ihm was Süßes gebe! Und wie herzlich lächelt es, wenn es meine Hand ergreift und es hinausgeht in's Freie, wo es so schön ist! Möge nie ein Kummer dein Lächeln trüben und nie Sorge deine Heiterkeit!"

Und Aurelia faltete die Hände und sprach leise ein frommes Gebet für das Glück und Gedeihen des Mädchens.

„Es kann ein stilles Gebet schon brauchen, das gute Kind!" sprach die Mutter. „Wem kann es denn gut gehen in der Welt ohne Gebet?"

Da entstand plötzlich ein Geräusch an ihrer Seite. Sie blickte um und sah Erich, ihren Sohn, mit einem Arme voll Blumen daherkommen. Er war sehr erhitzt und sein Athem war aufgeregt und heftig schlugen seine Pulse. Seine Wangen waren hoch geröthet und aus seinen Augen glänzte ein helles Feuer; denn Erich, das Ebenbild des Vaters, war ein aufgeweckter Junge von acht Jahren; voll Leben und voll jugendlichen Muthes. Als die Mutter den Knaben dahereilen sah und bemerkte, daß er ziemlich aufgeregt war, winkte sie ihm mit dem Finger und bedeutete ihm still nahe zu treten. Allein Erich hatte nicht Zeit dazu auf den Wink der Mutter zu achten und sprang hastig hinzu.

„Still! still, wilder Knabe!" sagte die Mutter leise, „du weckest mir Agnes auf. Stille, sie möchte weinen, wenn sie im Schlafe gestört wird."

Erich suchte sich zu mäßigen und umfaßte den Hals der Mutter und liebkosete sie. Da in dem Augenblicke erwachte Agnes und streckte begierig die Händchen aus nach dem Arme der Mutter, nachdem sie sich den Schlaf aus den Augen gerieben hatte.

„Mußtest mir das Kind aufwecken," sprach die

Mutter mit strafender Miene, „und hat so gut geschlafen. Geh jetzt und laß mich in Ruhe!"

Erich ließ den Hals der Mutter los und Aurelia nahm Agnes auf ihren Schooß und suchte das Mädchen aufzuheitern. Agnes griff nach den Blumen, die Erich in seinen Händen hielt und wollte sie haben.

„Gieb Agnes deine Blumen, Erich!" sagte die Mutter, „du kannst dir andere auf dem Felde holen oder drunten im Thale."

Erich verzog das Gesicht und reichte dem Schwesterchen eine halbgeöffnete Nelke. Das Kind hatte sie alsbald in Stücke zerrissen.

„Noch eine Blume!" sagte Aurelia, „du hast deren ja genug!"

„Aber nur noch diese Rose, Mutter," gab Erich zur Antwort.

„Warum denn?" erwiederte die Mutter. „Wachsen nicht Blumen in Menge auf den Wiesen im Thale?"

„Aber keine Blumen wie ich sie dir zeige, Mutter!" versetzte der Knabe. „Sieh, da habe ich bunte Nelken und weiße Rosen und die schönsten Blumen, welche in den Gärten der Stadtleute blühen."

Und Erich kramte seine Blumen aus. Es waren lauter Blumen der schönsten Art, voll Duft und Schmelz und voll der angenehmsten Mischung der Farben.

„Aber Erich, woher bringst du die Blumen?" fragte die Mutter schnell, „du wirst sie doch Niemanden entwendet haben? Wie schlimm hättest du gehandelt!"

„Beruhige dich, Mutter!" antwortete Erich mit Ruhe, „ich habe die Blumen alle rechtmäßig erworben. Weißt du denn nicht, daß nach zwei Tagen des Vaters Namenstag ist, daß wir das Fest des heiligen Antonius feiern? Und hast du nicht gesagt, daß wir heuer den Namenstag des Vaters recht herzlich halten wollen?"

Und Erich blickte die Mutter mit einem Auge voll Freude und Zärtlichkeit an.

„Der gute Junge!" seufzte die Mutter und ein Strahl hoher Freude leuchtete auf ihrem Gesichte.

„Sieh, Mutter," fuhr Erich fort, „weil ich das wußte, so bin ich heute früh in die Stadt hinabgegangen, als der Vater den Kahn bestiegen hatte. Der Vater hat mir erlaubt in die Stadt gehen zu dürfen, nur

müßte ich bald wieder zu Hause sein. Da kam ich an einem schönen Garten vorbei, in dem ein ältlicher Mann eben arbeitete. Ich sah in dem Garten die schönsten Blumen stehen. Da der Mann ein gutmüthiges Aussehen hatte, so faßte ich ein Herz und trat in den Garten."

„Du tratest in den Garten! Erich, ist das nicht frech?" unterbrach die Mutter den redseligen hocherfreuten Knaben.

„O gute Mutter, ich nahm nicht Zeit, darüber nachzudenken und wenn es frech war, bestes Mütterchen, so verzeihest du mir?" sprach Erich mit bittender Stimme.

„Es wird nicht mehr daran gedacht," antwortete die Mutter. „Fahre fort!"

„Du weißt, liebe Mutter!" sprach Erich weiter, „daß ich dem Vater einen hübschen Blumenkranz zum Namensfeste schenken will. Wo hätte ich denn bessere Blumen finden können, als in dem Garten des Mannes? Ich bat herzlich darum und weil er mir glaubte, so erhielt ich für des Vaters Namensfest die vorzüglichsten Arten. Schau sie nur an, meine Blumen sind gewiß sehr hübsch. Gefallen sie dir nicht?"

„Doch, doch!" versetzte Aurelia, „sie gefallen mir recht gut und der Vater wird auch eine große Freude haben, wenn er sie zum Geschenk erhält."

„O ich will ihm einen hübschen Kranz flechten," rief Erich entzückt aus. „Wenn ich den Vater damit erfreue, wie sehr wird mich das beglücken! O wie mich meine Blumen entzücken! Sieh, Mutter, deßhalb bin ich auch so schnell nach Hause geeilt. Die Freude hat mich so rasch nach Hause getrieben und es ist mir sehr leid, wenn ich Agneschen geweckt habe."

„Es thut Nichts," sprach die Mutter, „Agnes ist ja brav."

„Ja, Mutter, meinst du, ich könne einen hübschen Kranz flechten?" fragte Erich plötzlich. „Ich meine, es fehle mir am Geschick."

„Ich kann dir helfen," antwortete die Mutter. „Trage nur jetzt deine Blumen in den Keller, stelle sie in frisches Wasser und pflege sie, damit sie nicht verwelken. Sie müssen am Namenstage des Vaters ordentlich aussehen."

Erich nahm geschwind die Blumen und brachte sie in den Keller und that wie ihm die Mutter befohlen hatte. Bald war Erich wieder bei der Mutter.

„Hole mir noch breite Blätter und Lindenzweige, mein Knabe!“ befahl die Mutter. „Wir werden sie übermorgen nöthig haben. Aber nimm dich in Acht, daß dich der Vater nicht entdeckt, wenn du nach Hause kommst; denn wir wollen ihn überraschen — er soll Nichts von unserm Feste merken.“

„Nichts, gar Nichts!“ versetzte Erich und hüpfte voll Freuden hinab den Abhang des Hügels, an dem Strauchwerk mit breiten Blättern stand und hohe Linden und Weiden wuchsen.

„Erich ist ein guter Junge, er hat ein vortreffliches Herz,“ sprach Aurelia zu sich selbst, als sie allein war. „Wenn er so fortmacht, so kann einst was Rechtes aus ihm werden und ich und Bryon werden viele Freuden an ihm erleben. Er hat alle Anlagen, ein tüchtiger Mann zu werden. — Wenn nur Agnes gesünder wäre und nicht gar so schwächlich; ich fürchte immer — —! Doch wozu solche Gedanken? Gott wird schon helfen; ihm will ich vertrauen.“

Und Aurelia blickte hin nach dem Meere, ob Bryon wohl noch nicht komme; allein sie sah keine Barke auf dem glatten Meeresspiegel dem Ufer nahe kommen. Kein Lüftchen wehte in diesem Augenblicke und der Himmel war so rein, daß man kein Wölkchen auf dem blauen Grunde erblickte. Die Sonne goß ein reiches Licht hernieder auf die ruhige Wassermasse und ihre scheidenden Strahlen tauchten nieder in die bläuliche Fluth, in welcher die Fischlein munter spielten. Und doch empfand Aurelia eine geheime Furcht — eine Bangigkeit, die sie sich nicht zu erklären vermochte. Deßhalb schweifte ihr Auge auch unstät umher und flüchtig suchte ihr Blick nach allen Richtungen den, den sie vor Allen auf Erden liebte. Ihr Auge flammte auf, wenn sie in weiter Ferne einen schwarzen Punkt auftauchen sah, aber es senkte sich traurig nieder, wenn sie sich von einer Täuschung überzeugt hatte. Wie können gute Herzen so innig lieben! —

„Ich weiß gar nicht,“ sprach Aurelia zu sich selbst, „wie so seltsam mir zu Muthe ist, wenn ich hinaus-

blicke in's Meer, in dieses unsichere Element, dem sich Bryon so oft anvertraut. Ich fürchte stets Etwas, was mir schaden könnte. Eine eigenthümliche Angst erfüllt mein Herz, wenn ich die Gefahren erwäge, denen Jene ausgesetzt sind, welche ihr Glück auf dem Meere versuchen. Ein einziger Sturm könnte mir mein Glück, mein Alles auf dieser Erde nehmen. Und Erich? Ach, auch er soll das Gewerbe seines Vaters ergreifen! Nein, das soll nicht geschehen, so lange mein Wort nicht vergebens ist."

Während Aurelia noch in Gedanken versunken war und nach dem Meere blickte, eilte Erich herbei und rief der Mutter freudig entgegen.

„Der Vater kommt! Er kommt — er rudert am Gestade herauf und kommt aus der Stadt!" jauchzte Erich und sprang freudetrunken dem Ufer des Meeres zu, nachdem er sein frisches Laubwerk an einen sichern Ort gebracht hatte.

Kaum war Erich an's Ufer des Meeres gelangt, so stieg Bryon schon aus dem Kahne und band ihn fest an einen Pfahl, der in die Erde geschlagen war, um ihn gegen Sturm und Unwetter zu sichern. Aurelia gieng dem wackern Manne entgegen und reichte ihm Agnes zum Kusse dar, als sie bei ihm angekommen war.

„Aber, lieber Bryon, du läßt heute lange auf dich warten," begann Aurelia, nachdem die üblichen Grüße gewechselt waren. „Wo hast du dich doch so lange aufgehalten? Schon seit Morgen früh bist du weggegangen und kommst erst so spät am Abend zurück. Du hast mich in nicht geringe Angst versetzt. Ich bitte dich, thue das nimmer. Du weißt, daß ich gleich in Angst lebe, wenn du nicht zur Stunde im Hause eintriffst."

„Sei ruhig, liebes Weib und fürchte nur nicht immer Unglück, es könnte sonst einmal kommen," versetzte Bryon, „du weißt, daß ich nicht leichtsinnig bin und mich ohne Noth in eine Gefahr begebe. Was fehlt dir denn? Sind wir nicht glücklich? Hast du nicht Alles, was du brauchst? Und wünschest du zum Glück noch Ueberfluß und Reichthum?"

„Gewiß nicht, mein Theurer!" erwiederte Aurelia, „aber ich kann einmal nicht ruhig werden, wenn ich dich auf dem Meere weiß."

„Du bist ein Kind, meine liebe Aurelia!" sprach

Bryon mit sanfter gelassener Stimme. „Gott ist überall bei uns — auf dem Lande und auf dem Wasser und er wird unser Schicksal so lenken, wie wir's bedürfen. Und weil dieß mein Glaube ist, so ist auch das Seemannsleben meine Lust und ich habe meine Freude daran. Je weiter in's Meer, desto lieber — welche Freude nach langer Abwesenheit sein Weib und seine lieben Kinderchen recht frisch und gesund zu treffen! Nicht wahr, Aurelia, dich freut es auch auf ein herzliches Willkommen nach langer Abwesenheit? Und Erich springt vor Freuden in die Höhe, wenn ich von Livorno komme oder von Rom und ihm ein hübsches Stück Kuchen bringe oder ein schönes Heiligenbild. Nicht wahr, Erich?"

Der Knabe hüpfte mit der ungezwungensten Heiterkeit empor und ergriff Bryon's Hand und zog sie mit Inbrunst an seinen Mund.

„Vater, ich werde ein Seemann!" rief er freudetrunken aus.

„Das wollen wir sehen," versetzte Aurelia. „Handwerk hat seinen goldenen Boden."

Und nun giengen sie den Hügel hinauf nach der Hütte und setzten sich nieder auf die Moosbank. Es war schon ziemlich spät. Die Sonne sank eben hinab hinter den Bergen Italiens und tauchte ihre scheidenden Strahlen in die Fluthen, auf welchen die muntern Fischlein tanzten und die Mücken spielten heiter in dem entzückenden Licht. Es war ein schöner Abend. Schon fingen die Sterne am blauen Grunde an aufzutauchen und die Schatten der Dämmerung stiegen in der Ferne auf. Die ganze Natur feierte die Erhabenheit, welche die Stille des Abends auf Flur und Hain allerwärts ausgießt. Bryon befand sich in der heitersten Stimmung und lächelte bald nach dem Mädchen in dem Weidenkorbe, bald schüttelte er dem muntern Erich die Hände oder klopfte er ihm auf die Wangen. Der treuen Aurelia sagte er die süßesten Worte, die ihm sein entzücktes Gemüth auf die Zunge legte.

„Du bist heute sehr erfreut, mein lieber Bryon," sprach Aurelia. „Es muß dir heute ein besonderes Glück widerfahren sein."

„Du hast es errathen, mein theures Weib," versetzte Bryon. „Es ist mir heute ein seltenes Glück begegnet.

Und das macht mich heiter und glücklich — es freut mich um so mehr, als du an meinem Glücke Antheil nimmst."

Erich stutzte die Ohren und schaute mit großen Augen und geöffnetem Munde auf den Vater. Die Wißbegierde war mächtig in ihm erwacht.

„Wenn dir ein Glück begegnet ist," sprach Aurelia, „so soll's mich freuen und ich danke Gott tausend Mal, wenn es zu unserm Heile ist. Aber du machst mich wirklich neugierig, — rede doch, was ist dir Gutes widerfahren?"

„Ich habe heute so viel Fische gefangen, daß mein Fischzug dem Fischzuge gleicht, von dem uns die heilige Schrift berichtet," sagte Bryon mit lachendem Munde. „Ich wußte mir kaum auf der See zu helfen und steuerte gleich gen Ajaccio und brachte meine Waare zu Markte. In kurzer Zeit hatte ich meine Fische verkauft und diese gefüllte Börse ist der Lohn für meine Mühe. Ist das kein Glück? Wie oft bin ich schon Tage lange umhergesteuert und habe Nichts gehabt als Mühe und Anstrengung? Wie oft habe ich ganze Nächte gearbeitet und Nichts gefangen? Und heute? Sieh, eine Börse voll Silber kann ich dir überreichen und hier noch ein Stück rothen Zeug, den ich dir in einem Kaufladen in der Freude meines Herzens gekauft habe. Nimm Beides und freue dich mit mir!"

„Ich will Beides nehmen," versetzte Aurelia, indem sie die volle Börse nahm und den Zeug näher betrachtete. „Meine Kleider sind zwar noch gut — — —"

„Aber wenn man einen so glücklichen Fang macht, so mag es schon eine Kleinigkeit für die lieben Seinigen leiden," unterbrach sie Bryon. „Ich meine es wenigstens!"

„Du bist doch allezeit gut, bester Bryon," sagte Aurelia mit freundlicher Stimme. „Wir sind jetzt auf lange Zeit vor Noth gesichert, wenn wir mit dem Gelde haushalten, und das wollen wir thun."

Aurelia schüttelte den Inhalt der Börse in ihre Schürze und überzählte das Geld so flüchtig sie konnte. Erich hatte eine große Freude an dem Glanze des Geldes, das so schnell durch die Finger der Mutter hüpfte.

„Eine schöne Summe!“ sprach Aurelia, während sie das Geld in die Börse schüttete und es dem entzückten Bryon reichte.

„Und so schnell und sicher erworben!“ rief Bryon.

„Und so ehrlich!“ schaltete Erich ein.

„Ja, ehrlich, liebes Kind!“ sprach Bryon, und schloß den Knaben in seine Arme und drückte einen Kuß auf die Wangen des Kindes. „Man muß allezeit ehrlich sein. Ehrlich währt am längsten!“

„Merke dir das, Erich!“ bedeutete die Mutter.

Es entstand eine kurze Pause. Bryon räusperte sich und blickte mit fragendem Auge auf Aurelia.

„Du schaust mich an, als ob du mich Etwas fragen wolltest, lieber Bryon!“ fing Aurelie zu reden an. „Rede nur immer zu; denn du weißt, daß ich Alles gern höre, was du zu mir sprichst.“

„Du machst mir Muth, gutes Weib,“ versetzte Bryon, „denn ich sollte dir Etwas sagen, von dem ich fürchte, daß es dich fast betrüben könnte.“

„Rede nur zu, ich bitte dich!“ sprach das Weib und ergriff die Hand ihres Mannes und drückte sie mit Zärtlichkeit. „Vielleicht weiß ich guten Rath, wenn es etwas Schlimmes absetzen sollte.“

Bryon setzte sich auf der Bank zurecht und nahm den Knaben auf seinen Schooß und drückte ihn mit Liebe an sein Herz.

„Ich werde euch, meine Lieben, auf einige Zeit verlassen,“ sprach Bryon.

„Du uns verlassen?“ fiel Erich schnell ein, „Väterchen, thue das nicht. Bleibe bei uns. Es ist uns so wohl, wenn du bei uns bist.“

„Ich komme ja wieder, närrisches Kind!“ erwiederte Bryon. „Ich habe mein Wort gegeben: ein ehrlicher Mann hält das, was er versprochen hat. Ich möchte mich ja nicht mehr in der Stadt sehen lassen, wenn ich mein Wort brechen würde. Und was müßtet ihr von mir halten, wenn ich an Jemanden treulos handeln würde? Eine redliche Hand kommt durch's ganze Land.“

„Ich bin auch traurig, Bryon,“ sagte Aurelia, „daß du uns verlassen willst. Bist du nicht erst vor einem halben Jahre in Toulon gewesen und bin ich nicht fast vor Angst gestorben, als du so lange ausbliebest? Aber

du wirst als ein kluger Mann gehandelt haben und deßhalb habe ich Vertrauen. Aber wohin gehst du?"

„Ich gehe dieses Mal nach Neapel," versetzte Bryon mit fester Stimme. „Ich habe mich heute an einen Schiffshauptmann um guten Lohn verdingt, und damit du es glaubst, nimm das hier und freue dich."

Und Bryon nahm nochmal eine gefüllte Börse aus der Tasche.

„Guter Gott, das ist Alles zu viel auf einmal," seufzte Aurelia, „und wir wären jetzt mehr als glücklich, wenn der Vater bei uns bleiben könnte.

„Und das ist nur die Hälfte des Lohnes, den ich erhalten werde," sprach Bryon. „Ein hübscher Lohn! Mehr noch bringe ich von Neapel, wenn mir der Stern meines Glückes lacht. Und Kleider für euch Alle werde ich bringen!"

„Gott wird dir gnädig sein, lieber Mann," versetzte Bryon's Weib mit Rührung. Ich und Erich wollen für dich beten!"

„Thut das, auf dem unsichern Meere braucht man das Gebet gar sehr," erwiederte Bryon. „Gedenkt alle Tage meiner! Gott wird mich wieder gesund zu euch kommen lassen."

„Gott soll dir gnädig sein," seufzte Aurelie.

„O Väterchen, lieb Väterchen!" lispelte Erich und drückte Bryons Hand mit Heftigkeit an seine Brust.

„Siehst du unsere Hütte?" sprach Bryon, indem er aufstand. „Sie ist alt und gebrechlich. Es muß Etwas geschehen, sonst zerfällt sie — und soll ich das Erbe meines Vaters zu Grunde gehen lassen? Die Spötter mögen sagen, was sie wollen. Bryon weiß, was er zu thun hat."

„Du hast wohl Recht, lieber Mann, aber! — —" wollte Aurelia sagen. „Aber laß dich nicht verführen vom Glanz des Goldes!"

„Es giebt kein Aber," unterbrach sie Bryon mit einer ruhigen Entschlossenheit. „Ich lasse das Erbe meines Vaters nicht zerfallen. Dazu brauche ich Geld — und ein armer Fischer hat nicht immer solches Glück, wie es mir heute zu Theil ward. Ich muß Etwas wagen. Morgen gehe ich in die Stadt und bringe Alles in Ordnung, was noch abzuthun ist. Du sorgst mir für

gute Kleider und übermorgen feiern wir das Fest des heiligen Antonius, und den folgenden Tag geht es an's Scheiden. Was sagst du nun, mein liebes Weib?"

„Ich bin zufrieden," sprach Aurelia gelassen.

„Und ich wünsche dem lieben Vater eine glückliche Reise," sagte Erich.

Bryon nahm Agnes auf seine Arme und die Fischerfamilie verschwand in der Hütte.

Zweites Kapitel.

Des Vaters Namenstag.

Der Morgen war angebrochen. Die Strahlen der Sonne beleuchteten die malerischen Höhen von Corsica und lächelten mild und freundlich hernieder auf die mütterliche Erde, und die Pflanzen sogen begierig die wohlthätigen Strahlen ein, welche auf ihre entfalteten Blätter und Blüthen fielen. Der Thau glänzte an den Grashalmen und in den Lüften erscholl das Lied der Vögel. Darum ward dem wackern Bryon das Herz warm in der Brust und er wandelte schnellen Schrittes nach der Stadt, von welcher er erst Abends zurückkehren wollte.

Das freundliche Licht der Sonne drang auch in das Schlafgemach, in welchem Erich schlief. Es bahnte sich einen Weg durch das Rebenlaub, welches vor dem Fenster grünte und fiel auf das reinliche Bett, auf welchem Erich ruhte. Der Knabe erwachte.

„Es ist schon Morgen," rief er aus, „es muß schon Alles auf den Beinen sein im ganzen Hause. Und heute muß ich so verschlafen. Auf! auf!"

Und Erich warf sich rasch in die Kleider und sprach den Morgensegen; und dann eilte er, nachdem er seine Haare in Ordnung gebracht und sein Gesicht gewaschen hatte, hinab zur Mutter, die am Brunnen beschäftigt war. Sie wusch die besten Hemden des Vaters, welche er auf die Reise nehmen sollte. Er sah es der Mutter an, daß sie traurig und niedergeschlagen war, und grüßte

sie deßhalb mit aller Freundlichkeit, die ihm zu Gebote stand. Aurelia lächelte sanft.

„Morgen ist des Vaters Namenstag, da mußt du dich wacker halten," sagte die Mutter. „Das wird ihm den nahen Abschied leichter machen. Wenn er an seine braven Kinder zu Hause denkt, wird er sich in der Ferne freuen und das Andenken an sie wird ihm manche Wonne bereiten. Deßhalb spute dich, nimm deinen Morgenimbiß und mache dich an die Kränze; aber sei ruhig und wecke mir Agnes nicht auf — ich kann sonst Nichts arbeiten."

„Aber Mutter, läßt du mich denn ganz allein machen?" fragte Erich. „Meinst du, ich bringe allein Etwas zu Stande!"

„Gieb dich zufrieden, Junge," erwiederte die Mutter. „Lege nur einstweilen die Blumen zurecht und hole den Tisch im Hinterstübchen. In einer Stunde bin ich fertig — dann werde ich bei dir sein. Spute dich nur!"

Allein Erich ließ sich das nicht zwei Mal sagen. Er eilte schnellen Schrittes nach dem Hause, und nahm sein einfaches Morgenmahl ein. Darauf lief er in den Keller und holte die Blumen und das Laubwerk. Wie frisch sahen die Blumen aus und wie schön war das Grün der Lindenblätter geblieben! Die Rosen dufteten und die Nelken verbreiteten den angenehmsten Geruch.

„Wie herrlich sind die Blumen!" rief Erich hocherfreut aus, „nicht ein einziges Blümlein hat Schaden genommen. Das soll einmal ein heiteres Fest abgeben! Wie wird sich der gute Vater freuen, wenn er heute nach Hause kommt! Nun frisch an's Werk!"

Und Erich trug die Blumen und das Laubwerk herauf in die ärmliche Stube und schickte sich an zur Arbeit. Er sonderte die Blumen nach der Schönheit ihrer Farben und legte zwischen jede Art eine Hand voll grünes Laub.

„Das macht sich gut," sprach er. „Nun will ich versuchen, ob ich Kränze winden kann. Der Vater wird sich nur noch mehr freuen, wenn ich ihm sage, daß ich diese Kränze geflochten!"

Erich ergriff einen Bindfaden und reihte Blumen und Laubwerk so zierlich an einander, daß er nach einer Stunde den schönsten Kranz gewunden hatte. Da trat die Mutter zur Thüre herein. Sie lächelte, als sie Erich

so sehr beschäftigt fand. Erich merkte nicht, daß die Mutter eingetreten war und sie stellte sich deßhalb dicht hinter den fleißigen Knaben, der unverständliche Worte halblaut vor sich hin murmelte und so sehr mit seinen Gedanken beschäftigt war, daß er taub und blind war für Alles, was um ihn her vorgieng.

„Du bist fleißig, liebes Kind!" sprach die Mutter, indem sie Erich auf die vollen Rosenwangen klopfte. „Du bist ja so sehr in dein Geschäft vertieft, daß du Alles um dich her vergissest!"

„Ach, liebe Mutter, warum mußtest du mich denn stören?" erwiederte Erich ziemlich aufgeregt. „Du hast mich dieses Mal um meinen besten Gedanken gebracht."

„Nun mache immerhin zu, ich will dich nicht hindern," versetzte Aurelia. „Du wirst doch keine Rede auf des Vaters Namenstag einstudiren?"

„Eine Rede gerade nicht, aber doch etwas Aehnliches," meinte Erich. Eine Rede ist mir zu schwer; aber ein hübscher Spruch, glaube ich, würde sich heute Abend trefflich schicken. Wir feiern heute Abend doch den Anfang des Namenstages?"

„Den Anfang allerdings, die Fortsetzung in der Kirche und den Schluß wieder daheim am Heerde," versetzte die Mutter. „Aber ein Spruch — ein hübscher Spruch, nein! das ist allerliebst. Denke nur was Gutes aus!"

Und Aurelia öffnete einen Schrank und nahm aus demselben mehrere Bilder und legte sie auf den Tisch. Eines der Bilder stellte den heiligen Antonius vor. Sie betrachtete dieses Bild mit innigem Wohlgefallen, und die netten vergoldeten Rahmen schienen ihr besonders zu gefallen. Erich überließ sich ganz seinen Gedanken.

„Ich kann die andern Bilder nicht brauchen," sagte Aurelia nach einem langen Stillschweigen, sie passen nicht zum Namensfeste! In den Schrank mit ihnen! Das Bild des heiligen Antonius reicht allein aus. Ich hefte einen Kranz um dasselbe und schenke es dem braven Bryon. Der heilige Antonius ist sein Patron; wenn er diesem ähnlich wird, dann soll es gut sein."

Und Aurelia schloß die andern Bilder wieder in den Schrank und griff nach dem Kranze, welchen Erich bereits gewunden hatte.

„Gut gelungen," sagte sie still vor sich hin. „Der Junge hat Geschmack. Bryon wird aufschauen, wenn ich ihm sage, daß Erich ihn allein gewunden. Ein solcher Knabe ist zu gut für's Schiffshandwerk. Doch die Zeit bringt Rosen und man muß die Anlagen seiner Kinder niemals überschätzen."

Erich hatte ein niedliches Tischchen in die Mitte des Zimmers gebracht, das die Mutter mit einem weißen Tuche bedeckte. Auf den Tisch legte sie das Bild mit dem schönen Kranze. Dann gieng sie hinaus und holte ein großes Herz von Chocolade und auf dem Herzen stand mit zierlichen Buchstaben aus getröpfeltem Zucker geschrieben: „Lange lebe unser lieber Vater Antonius Bryon!" Zu jeder Seite des Herzens erblickte man eine Flasche köstlichen Wein und am Halse der Flaschen hingen ebenfalls kleine Blumenkränze und auf der Seite der Flaschen war geschrieben: Heil Bryon! Auf dem Tischchen lag ferner ein hübscher Tabaksbeutel, welcher mit glänzenden Perlen durchwirkt war — Aurelia's Arbeit, und neben dem Tabaksbeutel war ein großes Paket Kanaster von guter Sorte gelegt.

„Auch das wird Bryon freuen," sagte Aurelia, als sie den Kanaster auf das Tischchen legte; „er raucht so gern sein Pfeifchen und brummt dann gewöhnlich ein Liedchen dazu. Vivat Antonius!"

Und Aurelia sprang freudig auf und hüpfte munter in der Stube umher.

„Mutter, Mutter, was ist das?" fragte Erich, der plötzlich aus seinen Träumen erwachte, „Mutter, du wirst doch nicht tanzen?"

„Guter Erich, die Freude thut's!" sagte die Mutter zutraulich. „Heute und morgen ist uns schon etwas Außergewöhnliches erlaubt. Es ist ja des Vaters Namenstag. Soll man denn da nicht heiter sein?"

„Mutter, sieh Agnes an!" rief Erich.

Das Kind hatte sich wirklich im Weidenkorbe aufgerichtet und sah die Mutter mit lächelndem Gesichte an.

„Auch das Kind da freut sich," sprach Aurelia. „Es weiß auch, daß wir ein Fest feiern."

Die Mutter küßte das Kind auf die Wange,

„Guten Tag, mein liebes Engelchen!" sagte sie und nahm Agnes auf ihre Arme. „Guten Tag, mein Mädchen!

Bleib' heute nur brav; bald wirst du etwas Leckeres bekommen: Zuckerbrod und Süßes genug. Aber jetzt setze dich nieder und sei ruhig. Ich muß mich fertig machen."

Aurelia setzte Agneschen nieder in den Weidenkorb und sagte zu Erich: „Nun, bist du fertig?"

Erich reichte der Mutter noch zwei Kränze.

„Einen Kranz hängen wir über der Thüre auf," rief die Mutter aus, „und den andern Kranz — es ist der schönste von allen! — setzen wir dem Vater auf das Haupt. Ein Kranz auf seinem Haupte, wie schön!"

Aurelia sah nun Alles, was sie zugerichtet hatte. Die Blumen lagen hübsch und schön, in voller Blüthe auf dem Tische. Der Wein funkelte in den Flaschen und das Herz von Chocolade lud ein zum Genusse. Es war Alles hübsch anzuschauen. Die Mutter blickte nach der Uhr. Es war noch ziemlich früh an der Zeit und fast fürchtete sie, die Blumen möchten welken; doch gab sie sich bald zufrieden.

„Nun wäre Alles fertig," sprach Aurelia. „Der Wein lacht in den Flaschen und die Blumen duften so lieblich, daß einem das Herz aufgeht. Nun mag der Vater kommen: unsere Herzen sind heiter! Aber halt — jetzt muß ich dich noch in's Examen nehmen, Junge! Was hast du jetzt für einen Spruch ausgedacht? Laß ihn einmal hören!"

„Ich bin nicht ganz fertig," erwiederte Erich, „aber ich will dir sagen, was ich ausgedacht habe. Wenn der Vater zur Thüre hereinkommt, dann nehme ich meinen Blumenstrauß und rufe so laut ich kann: Lange lebe unser vortrefflicher Vater Antonius Bryon! Heil ihm und Glück! Möge er noch oft seinen Namenstag mit uns halten, und glücklich sein mit uns! Der Herr verleihe ihm seinen Segen, damit er die Tage seines Lebens in Heiterkeit und Frohsinn genieße bis an sein seliges Ende — — —!"

Erich schwieg stille. Seine Rede stockte.

„Bis hieher habe ich's gebracht," sagte er dann zur Mutter. „Soll ich mehr sagen, liebe Mutter?"

„O nein, mein Kind, es ist an dem genug," erwiederte die Mutter. „Wenn das Alles an dem Vater in Erfüllung geht, so ist er ein geborgener, glücklicher Mann. Ich

reiche ihm dann das Herz von Chocolade und das Bild mit dem Blumenkranze und rufe auch: Lange lebe unser Vater Antonius Bryon! Und dann mit dem Wein in die Gläser! Das soll ein Freudenfest sein! Jetzt aber ist's Zeit, daß wir geschwind Etwas genießen und dem Vater entgegen gehen."

Nachdem das einfache Mittagsmahl eingenommen war, nahm Aurelia die kleine Agnes auf den Arm und gieng mit Erich den Weg entlang nach der Stadt, dem lieben Vater entgegen. Sie waren kaum eine Viertelstunde gelaufen, so erblickten sie den Vater; er stand bei einem Manne in eifrigem Gespräche begriffen. Nicht weit davon war eine Ruhebank, von dem Laubwerk eines Nußbaumes beschattet.

„Wir wollen uns hier setzen und warten, bis der Vater kommt," sagte die Mutter, „wir können es in dem Schatten des Baumes auf der Ruhebank schon aushalten. Der Vater hat vielleicht mit dem Manne hier etwas Besonderes abzumachen und will nicht gestört sein."

Die guten Leutchen warteten bereits eine Stunde. Endlich kam der Vater langsamen Schrittes den Weg daher und trug ein kleines Ränzchen auf dem Rücken. Erich erhob ein lautes Jubelgeschrei, als der Vater nahe kam, und stürzte ihm hastig in die Arme. Die Mutter gieng ihm langsam entgegen und grüßte Bryon freundlich und mit großer Herzlichkeit.

„Alles ist fertig," sprach Bryon, „ich kann jeden Augenblick reisen."

„Nichs vom Abschiede," bat Erich. „Vater, du verdirbst uns sonst die Freude; denn Morgen ist das Fest des heiligen Antonius. Und weißt du auch, wem dieses Fest besonders gilt?"

Bryon antwortete nicht. Er drückte bloß dem Knaben die Hand und sah mit einem wehmüthigen, vielsagenden Blicke nach seinem Weibe, das zu seiner Seite gieng. Bald waren sie in der Nähe des Häuschens.

„Ich will voraus eilen," rief Erich aus, „wenn du es erlaubst, guter Vater!"

„Wenn's dir Freude macht, lieber Junge!" erwiederte Bryon, „warum sollte ich dir's nicht gestatten?"

Erich eilte also voraus. Als der Vater bei dem Hause ankam, nahm ihn die Mutter bei der Hand.

„Du mußt es heute, lieber Bryon, schon erlauben,“ sprach Aurelia, „daß ich dich in unsere Wohnung führe.“

Aurelia führte also den Mann an der Hand und trat mit ihm in's Zimmer. Da stand aber Erich schon und erhob ein lautes Freudengeschrei.

„Vivat Antonius!“ rief er mit lauter, klingender Stimme aus, „lange lebe unser vortrefflicher Vater Antonius Bryon! Heil ihm und Glück! Möge er noch recht oft seinen Namenstag mit uns halten nnd glücklich sein mit uns! Der Herr verleihe ihm seinen Segen, damit er die Tage seines Lebens in Heiterkeit und Frohsinn genieße bis an sein seliges Ende!“

„Amen!“ schaltete Bryon hinzu. Er wollte weiter reden; allein eine tiefe Rührung durchzitterte sein Vaterherz und seine Stimme versagte ihm. Er blickte mit einem Auge voll Liebe auf seinen Sohn und zerdrückte eine Thräne im Auge, indem er den Blumenstrauß aus Erich's Händen nahm. Auch die Mutter war so gerührt, daß sie kaum sprechen konnte.

„Lange lebe unser Vater!“ stammelte sie und überreichte dem erstaunten Bryon das Bild mit dem Blumenkranze. Sie hielt ihre Schürze vor ihre Augen und weinte. Auch Erich's Thränen flossen und als Agneschen Alle weinen sah, so stimmte sie auch mit ein, ward aber von der Mutter mit Liebkosungen zur Ruhe gebracht.

„Eure Güte und Freundlichkeit,“ begann Bryon, nachdem er sich erholt und gesammelt hatte, „hat mich zu Thränen gerührt und mein Vaterherz bebt vor Freude. Gott gebe, daß sich eure Wünsche erfüllen!“

Und Bryon nahm eine Flasche Wein und goß drei Gläser voll bis an den Rand und gab ein Glas der Mutter und schob das andere dem Knaben zu.

„Auf dein Wohl, mein theures Weib!“ sagte Bryon mit fester Stimme, „mögest du noch lange mit mir glücklich sein und an meiner Seite wandeln; denn du bist mein Alles auf der Welt. Möge dich mir Gott erhalten!“

Und Bryon umarmte voll der innigsten Rührung sein treues Weib und voll des tiefsten Gefühles schloß er Aurelia in seine Arme und eine Thräne fiel auf ihre Wangen. Aurelia antwortete nicht; ein Blick aus ihrem strahlendem Auge sagte Alles, was ihr edles Herz erfüllte.

„Und du, mein lieber Junge, auch auf dein Wohl stoße ich an!“ sprach hierauf Bryon und ein heiteres Lächeln spielte um seine Lippen: „Werde ein Mann: du kannst etwas Besseres nicht werden.“

Bryon klopfte dem Knaben auf die Achsel und zog ihn an sich.

„Aber Agneschen soll auch nicht vergessen werden,“ sprach er. „Wenn sich Alles freut, soll auch sie Etwas haben.“

Und Bryon knöpfte sein Ränzchen auf und reichte dem Kinde Zuckerbrod und süße Mandeln, nach welchen es mit den zitternden Händchen griff.

„So, mein liebes Herzchen!“ sagte er, indem er das Kind auf die Wange küßte, „jetzt laß dir's ordentlich schmecken!“

„Ja, es ist alle Jahre nur einmal des Vaters Namenstag,“ setzte Erich mit der heitersten Miene hinzu.

Und nun trat Bryon an das Tischchen und musterte die Geschenke. Er lobte Erich's Geschicklichkeit und den guten Geschmack der Mutter. Besonders gefiel ihm das Bild des heiligen Antonius. Er nahm es und hing es an die Wand.

„Da soll es bleiben mit dem lieblichen Kranze,“ sprach er mit fester Stimme, „als Erinnerung an diesen schönen Tag.“

Und als Bryon den Tabaksbeutel in die Hand nahm, jauchzte er laut auf und rief: „Den nehme ich mit auf die Reise und wenn es möglich ist, so bringe ich ihn gefüllt mit Dukaten für dich, mein vielliebes Weib!“

„Sei ruhig Bryon!“ bat Aurelia. „Man muß keine verwegenen Wünsche im Herzen nähren. Möge Gott verhüten, daß dich der Glanz des Reichthums verführt!“

Nun trat Aurelia hinzu und faßte Bryon beim Arme, um ihn an den Lehnsessel zu führen, den sie am Tische für ihn bereit hielt. Der Vater setzte sich nieder, aber er konnte wiederholt den Thränen der seligsten Rührung keinen Einhalt thun. Die herzlichen Worte aus Erich's Munde, mit dem Feuer einer kindlichen, jugendlichen Liebe gesprochen, wiederhallten fortwährend in seinem Herzen. Indeß machten die Gläser, mit dem köstlichen Weine gefüllt, die Runde und heitere Scherze wechselten mit dem Ernste dieses schönen Abends. Als die Gläser zum letzten

Mal in die Hand genommen wurden, ergriff der Jubel noch einmal des Knaben Herz.

„Hoch, hoch, hoch! Auf des Vaters Gesundheit!“ rief er aus und fiel dem freudetrunkenen Vater um den Hals.

„Lange lebe Antonius! Lange! lange!“ sprach die Mutter.

„Amen! Gott gebe es!“ sagte Bryon mit tiefer Rührung.

Und die braven Leute begaben sich zur Ruhe. Aber Bryon konnte kein Auge schließen: die Freude hatte den guten Vater zu sehr aufgeregt. Er sprach nur ein herzliches Gebet in den stillen Stunden der Nacht. —

Drittes Kapitel.

Der Abschied des Vaters.

Der Namenstag des Vaters ward auf eine Weise gefeiert, wie es anständigen Menschen wohl ansteht. Am Morgen gieng die ganze Familie in die Kirche zum heiligen Antonius, am Mittag führte Bryon sein Weib in ein benachbartes Dorf. Erich mußte bei der kleinen Agnes zu Hause bleiben.

Es war ein schöner, sternheller Abend, als Bryon mit Aurelia den stillen Pfad am Meere hinwandelte und sie freundlich am Arme führte. Das Meer lag ruhig da, und die Sternlein spiegelten sich ab in dem feuchten Grunde. Zauberhafte Schatten lagen auf der nahen Bergreihe, welche sich längs des Gestades des Meeres erhob und die Wipfel der Bäume sahen im Mondschein geisterhaft aus. Eine seltene Ruhe herrschte in Feld und Au. Diese Ruhe ward durch keinen Windzug unterbrochen und nicht durch das Plätschern der Meereswellen, die so selten eine Ruhe kennen. Die ganze Landschaft sah entzückend aus: ringsum grüne Hügelreihen mit den schönsten Bäumen bepflanzt, am Meeresufer liebliche Gärten und in der Ferne die Zacken der Felsberge und dieß Alles von dem falben milden Lichte des Mondes übergossen; — in der That, ein seltener Anblick,

der das Auge erfreute und das Herz in das innigste Entzücken versetzte! —

Als Bryon mit seinem Weibe eine Strecke weit gegangen war, blieb er auf einmal stehen und sah hinaus auf's Meer, das so ruhig zu seinen Füßen lag. Ein tiefer Ernst schien aus seinen Zügen zu sprechen; doch plötzlich spielte ein leichtes Lächeln um seine Lippen und er blickte Aurelia mit zärtlichem Auge an.

„Nun, wie gefällt dir heute das Meer?" fing er zu reden an, indem er sich gegen Aurelia wandte, „ich glaube, man kann auch jetzt vor ihm Achtung haben, obgleich es ruhig ist und sich nicht bewegt. Aber wenn es tobt und wenn heftige Stürme wehen, dann ist es fürchterlich anzuschauen und wehe den Menschen, die auf seinem Rücken spielend von einem Ende zum andern schweben! Aber das kommt ja so oft nicht vor und der Mensch gewöhnt sich am Ende an Alles, auch an die Gefahren des Meeres. Es macht ihm Vergnügen, ein lustig Abenteuer auf dem Meere zu bestehen."

„Scherze nicht, mein lieber Bryon!" entgegnete Aurelia, „ich finde nichts Spaßhaftes an einem Sturme auf dem Meere. Wenn nur ein leiser Windzug geht und du bist fort mit dem Kahn auf der See, so zittere ich schon. Wenn die Wasser sich nur flüchtig bewegen, so empfinde ich schon eine geheime Bangigkeit und ich schaue fortwährend nach dem Ufer, ob du nicht kommest."

„Sei nicht ängstlich, liebes Kind!" versetzte Bryon, „deine unzeitige Furcht ist völlig unbegründet. Ein rechter Seemann kennt die Gefahren des Meeres und weiß sich zu schützen und zu sichern, wenn's nicht gar zu heftig wird. Wozu hat man denn Anker auf dem Schiffe? Und wer wollte denn so thöricht sein, sich ohne Noth in Lebensgefahr zu begeben? Meinst du, alle Schiffer seien Waghälse? Freilich kennen sie nicht die kleinliche Furcht, welche manche Herzen quält. Bin ich nicht schon oft auf der See gewesen und habe Reisen nach Italien, Spanien und Frankreich gemacht und bin jedes Mal glücklich in deine Arme zurückgekehrt? Und wenn Gott ein Unglück über mich verhängt hat, wie kann ich ihm dann ausweichen? Deßhalb sei ruhig, gutes Weib, und überlaß die Sorge um mich dem lieben Gott. Er wird mich nicht sinken lassen!"

„Du hast schon Recht," sagte Aurelia, „aber das Gefühl der Bangigkeit kann ich dessenungeachtet nicht aus dem Herzen verbannen. Wie unsicher und ungewiß ist das Schicksal eines Seemannes! Er schwebt fast immer in Gefahr: hat er von den Seestürmen Nichts zu fürchten, so bedrohen ihn die riesigen Thiere, welche stets dem Kiele des Schiffes folgen. Wie bald hat ein Schiffsmann einen Fehltritt gethan? Und liegt er im Meere, wie schnell hat ihn ein Unthier erhascht? Sieh, das stelle ich mir oft vor und wenn ich daran denke, so wird es mir jedes Mal bange um dich. Nein, Erich darf mir kein Seemann werden!"

„Das sind Grillen," versetzte Bryon, „nimm es mir nicht übel, daß ich dieses Wort sage. Der Seemann steht so gut in Gottes Hand, wie jeder andere Mensch, und weil ich dieses Glaubens lebe, so fürchte ich nicht den Ocean und fahre munter dahin, von leichten Winden getrieben. O, das ist so heiter, so schön!"

„Ich überlasse dir gern diese Freuden," sprach Aurelia, „aber aus der Freude kann ein großes Leid entstehen. Denke dir, mein guter Bryon, wenn du in den empörten Meereswellen untergiengest und das Licht der Sonne nicht mehr sehen würdest, wie unglücklich würde ich sein! Ich bin fremd in diesem Lande. Du hast mich auf diese Insel geführt und nur durch dich bin ich glücklich an diesen Ufern. Was würde aus mir werden, wenn du gestorben wärest? Ich habe hier keine Verwandten, keine Bekannten — ich lebe entfernt von der Stadt; wer würde sich meiner annehmen? Wie würde es Erich und Agnes ergehen, wenn mich eine Krankheit an's Bett fesselte? Solche Gedanken machen mich unruhig und quälen mein Herz und ich bin nicht eher froh, als bis du wieder an meiner Seite wandelst. Immer habe ich eine Ahnung, es werde dir auf dem Meere noch ein großes Unglück begegnen."

„Verbanne diese Gedanken, meine süße Freundin!" sagte Bryon mit zärtlicher Stimme. „Quäle dich nicht um mich! Es gibt in der Welt überall gute Leute, die für das Unglück ein empfängliches Herz haben. Und wer überdem fromm, verständig, treu und redlich ist, wie dürfte es ihm bange sein?"

„Wie klingen deine Worte so lieblich an mein Herz,

mein theurer Freund," rief Aurelia aus, wie sehr trösten sie mich!"

„Man muß sich keine unnöthigen Sorgen machen," sprach Bryon, „man darf das Unglück nicht rufen — es kommt von selbst."

„Nun sehe ich ohne Kummer deinen Abschied nahen," sagte das Weib. „Bleibt mir denn nicht die Hoffnung des Wiedersehens? Und wie werden Erich und Agnes sich freuen, wenn du an einem schönen Abende zu uns kommst? Agnes wird alsdann viel größer gewachsen sein und sie kann dir vielleicht entgegen gehen und du brauchst dann das liebe Kind nicht auf dem Arme zu tragen."

„So, das gefällt mir, Aurelia!" erwiederte Bryon. „Sei heiter und gräme dich nicht um mich. Wie schwer müßte mir der Abschied werden, wenn ich wüßte, du wärst traurig und niedergeschlagen!"

„Sei ruhig, ich will nicht mehr solch' trüben, düstern Bildern in meinem Herzen Raum geben," versetzte Aurelia. „Du kannst ohne Sorgen deine Reise antreten. Wir empfehlen uns dem Schutze Gottes, und wenn Gott für uns ist, wer mag dann wider uns sein?"

Unter solchen Gesprächen kamen die guten Eltern nach Hause. Erich empfing sie mit lauter, herzlicher Freude und Agnes reckte die Händchen nach der Mutter, die eilig näher trat und dem guten Kinde Brod und süße Früchte reichte.

Der Morgen war angebrochen. Schon stand die Sonne am Himmel und verbreitete Licht und Segen auf dem Erdenrunde. Die dunkeln Schatten der Nacht waren entflohen, das Leben ringsum erwachte. Ein freudiger Jubel über das Erwachen des jungen Tages drang durch den kühlen Raum und ein munterer Gesang erscholl von allen Bäumen und Gebüschen. Aber auch die Abschiedsstunde hatte geschlagen. Vor der Hütte stand ein kräftiger junger Mann. Er hatte ein Reisebündel auf seinem Rücken und einen derben Stock in seiner Rechten. Seine sonst so lebhaften Augen bewegten sich langsam und ein eigenthümlich drückendes Gefühl sprach aus seinen Zügen und diese verriethen wiederum die Aufregung, die sein gutes Herz pochen machte. Bryon ergriff die Hand seines braven Weibes,

welches die kleine Agnes auf den Armen trug und das gute Kind manchmal mit Liebkosungen überhäufte. Zur Seite gieng Erich, welcher ebenfalls ein kleines Ränzchen auf der Schulter trug; er war traurig und niedergeschlagen und der sonst so lebhafte Knabe sprach kein Wort. Aurelia weinte nicht; aber ihre Wangen zitterten öfter fieberhaft unter der Gewalt, die sie sich anthun mußte, um ihren heftigen Schmerz über den Abschied des Gatten zu verbergen. Ach, die düstersten Ahnungen und die schrecklichsten Befürchtungen quälten das arme Mutterherz und Aurelia durfte es nicht sagen, ohne ihrem Manne das Herz wund zu schlagen und den Abschied schwer zu machen. Sie strengte sich deßhalb an, ihrem Manne zuzulächeln, um ihn zu trösten; aber es war ein erzwungenes Lächeln und ein erzwungenes Lächeln ist trauriger als bittere Klagen. Das fühlte Bryon wohl!

So wanderte Bryon mit den lieben Seinigen dem Meere zu gen Ajaccio, den Abhang des Hügels herunter und schaute manchmal traurig um nach der verlassenen Hütte, wo seine Wiege stand, die Heide und das Gebüsch, der Schauplatz seiner Kindheit. Da ward es ihm recht bange um's Herz. Und dann blickte er auf sein Weib und auf Erich und Agnes, und bei dem Gedanken, daß er seine Lieben vielleicht nicht mehr sehen werde, rann dem Manne doch eine Zähre über die wetterharten Wangen und fiel auf die sonnverbrannte Hand und eine tiefe Rührung bemächtigte sich seines Herzens.

„Bleibt jetzt und geht nach Hause," bat Bryon, „ich kann allein nach dem Hafen wandern.

„Väterchen, du weinst," rief Erich voll Schmerzen aus. „O lieb Väterchen, weine nicht. Ich kann es nicht ertragen, wenn du traurig bist."

„Und ich vergehe vor Jammer," versetzte Aurelia, „wenn ich weiß, daß du ungerne von uns weggehest."

„Bleibt, ich bitte euch!" bat Bryon nochmal, aber die Seinigen ließen sich nicht abhalten und Alle folgten ihm.

„Laß uns mitgehen, Vater," sprach Erich, „wenigstens bis zum Muttergottesbilde vor der Stadt. Ich will dort für dich und dein Wohlergehen beten. Nicht war, du erlaubst es gerne?"

„Kommt mit!" sagte Bryon kurz.

Nach kurzer Zeit befanden sie sich vor dem Muttergottesbilde, das nahe bei einem Kreuzwege aufgerichtet war. Es hing an einer Linde und um dasselbe hatte Erich vorgestern noch einen frischen Kranz gewunden. Eine Kniebank stand vor demselben und nun ließen sich die frommen Leutchen auf ein Knie nieder und beteten lange und innig zu Gott. Nach dem Gebete erhoben sie sich und der Vater reichte den Seinigen die Hand.

„Es ist jetzt genug," sprach er mit fester Stimme, „ihr sollt nicht mehr weiter mit mir gehen. Kehrt jetzt um!"

„Wenn du es nicht anders haben willst," entgegnete Aurelia, „so wollen wir dir folgen."

„Ich kann allein an den Hafen gelangen," versetzte Bryon.

Und nun wandte sich Bryon an den Knaben und ergriff seine Rechte und drückte sie mit Wärme.

„Erich, mein Junge," sprach er mit Ernst, „vergiß nicht, was ich dir schon so oft gesagt habe, werde ein wackerer Bursche. Folge der Mutter und betrübe sie nicht; denn nur den folgsamen Kindern wird es gut gehen. Lerne fleißig und gieb auf Alles Acht, was dir die Mutter sagt. Wie sehr würde es mich betrüben, wenn die Mutter Klage über dich führen müßte, wenn ich wieder nach Hause komme. Unterlaß nie zu beten, wenn du schlafen gehst. So lange du betest, bleibt auch dein Herz rein. Und so lange dein Herz gut bleibt, bist du auch meine Hoffnung, mein Glück und mein ganzer Stolz! Und nun leb' wohl, liebes Kind!"

Und Bryon schloß den Knaben in seine Arme ein und küßte wiederholt seine blühenden rothen Wangen.

„Sei ohne Sorgen, lieb Väterchen!" sprach Erich, „ich will immer, ja immer an dich denken und wenn ich an dich denke, bleibe ich brav und die Mutter wird viele Freude an mir haben. Aber ich werde wohl Langeweile und Sehnsucht bekommen, denn ich habe dich gar zu lieb. Leb wohl, Väterchen!"

Und Erich fiel dem guten Vater voll Rührung um den Hals und weinte so, daß eine Zähre die andere schlug.

„Denke oft an mich, mein Kind," sagte Bryon, indem er sich von Erich los machte.

„Und du, Agneschen, leb' wohl!" sprach er weiter und lächelte freundlich, indem er sich dem kleinen Mädchen nahete, das ihm Aurelia auf den Armen entgegen hielt. „Du wirst wohl laufen lernen, bis ich komme. Dann will ich dir aber was Gutes bringen."

Agnes lachte überlaut vor Freude. Das gute Mädchen verstand den Abschied nicht und seine Schmerzen. Der Vater überschüttete das Kind mit Liebkosungen.

„Und nun zum Scheiden, liebes wackeres Weib," sagte Bryon zu Aurelia, „gieb mir auf die Kinder Acht und halte sie stets unter deiner Aufsicht. Das Uebrige weißt du. Gebe Gott, daß ich dich glücklich wiedersehe!"

„Ich will alle Tage zu Gott beten, daß er dich in seinen Schutz nimmt," versetzte Aurelia mit Zärtlichkeit, „und deinen Schutzengel will ich stündlich bitten, daß er dich nicht verläßt."

„Thue das, mein liebes Weib!" sagte Bryon, „das Gebet kann man immer brauchen."

„Der Madonna in Ajaccio will ich noch eine Kerze opfern, daß sie für dich bittet bei dem lieben Gott," entgegnete Aurelia.

„Habe Dank für deinen frommen Glauben, gute Aurelia!" antwortete Bryon, „und nun lebt Alle wohl!"

Ein sanfter Wind rauscht in dem Wipfel der Linde und mild scheint die Sonne auf den sandigen Weg. Die Vögel singen ein fröhliches Lied und die letzten Seufzer des Abschieds mischen sich in den Gesang. Die Augen füllen sich mit Thränen und das Herz schlägt heftig. Bryon umarmt Alle und küßt die Thränen von ihren Wangen. Alles ist zu Ende; der Vater zieht seines Weges dahin. Aurelia aber setzt sich ermattet auf die Kniebank und legt Agnes in das dunkle Gras und spricht ein lautes Gebet. Erich aber springt dem Vater noch einmal nach und drückt ihm einen glühenden Kuß auf die heiße Stirne.

„Leb' wohl, lieb Väterchen!" ruft der Knabe. „Ein glückliches Wiederfinden!"

„Wenn's Gott will," antwortete Bryon.

Und Jeder zieht seines Weges. —

Aurelia war mit Erich bald wieder bei der Hütte angekommen. Sie legte Agnes in den Weidenkorb und besorgte die nothwendigsten häuslichen Geschäfte. Das

Mädchen fing an zu schlafen und eine himmlische Ruhe lag auf den kindlichen engelreinen Zügen ausgebreitet.

„Komm, Erich," rief Aurelia, „wir wollen das Dach der Hütte besteigen. Agneschen ist ruhig. Von dort aus sehen wir nach dem Hafen und warten bis das Schiff abfährt. Dann winken wir dem Vater noch einmal zum Abschiede."

Erich gieng mit Aurelia nach Oben. Sie blickten voll Sehnsucht nach dem Meere durch eine Oeffnung. Schon hatten sie eine Stunde gewartet, schon meinten sie vergebens gehofft zu haben, schon wollten sie die Erwartung, den Vater noch einmal zu sehen, aufgeben: da erblickten sie das Schiff, auf welchem der Vater absegelte nach den blühenden Küsten Italiens. Aurelia schwang ein rothes Tuch. Der Vater bemerkte es nicht. Sie schwang es noch einmal und wieder. Da erblickte es Bryon und er hatte das Zeichen verstanden. Er band seine weiße Schürze an die Ruderstange und schwang sie mächtig durch die Luft, immer nach der Hütte gerichtet. Und von der Hütte wechselten die Grüße mit dem freudigen Zurufe vom Meere her.

„Lebt wohl, lebt wohl!" ertönte es vom Meere her.

Der laute Ruf erreichte Erich's Ohr und Aurelia weinte laut und grüßte wieder. Und die Mutter und der Knabe blieben so lange, bis das Schiff in der Ferne verschwunden war.

„Glückliche Fahrt, mein theurer Vater!" rief Erich aus und ein Strom von Thränen rann über die jugendlichen Wangen.

„Gut Glück, mein Gatte!" seufzte Aurelia und zog Erich mit sich fort nach dem einfachen Zimmerchen, wo Agnes sie mit lächelndem Munde und geöffneten Augen erwartete.

Aurelia opferte der Madonna nach frommer Sitte eine Kerze und pilgerte mit Erich und Agnes alle Tage zum Muttergottesbilde an dem Lindenbaum, um des Himmels Segen für den Vater zu erflehen.

O Gott, es liegt so viel Heiliges in dem Gefühle wahrer Liebe! —

Viertes Kapitel.

Versuchungen und Kämpfe.

Die Fahrt gieng gut von Statten. Ein günstiger Wind trieb das Schiff schnell voran und wo gelandet werden mußte, da hielt man sich nicht lange auf, sondern nachdem der Schiffshauptmann seine Geschäfte in Ordnung gebracht hatte, ward alsbald wieder abgesegelt. Während der ganzen Fahrt hatte sich Bryon besonders durch seine Arbeitsamkeit und Thätigkeit ausgezeichnet und hatte sich die ganze Zufriedenheit des Schiffshauptmanns erworben. Und das wollte hier viel sagen; denn der Schiffshauptmann war ein Mann voll Strenge, Verschmitztheit und Bosheit und glaubte die Schiffsknechte seien nur dazu da, um sich ordentlich ausbeuten zu lassen. Der gute fleißige Bryon hatte diese Schlangennatur, die immer um ihn war, nicht erkannt und nicht durchschaut und ward von ihm in die Falle gelockt. Gegen das übrige Schiffsvolk war der Hauptmann streng und gebieterisch und dem weltunkundigen Bryon zeigte er sich stets gewogen und sprach mit einer Art Herablassung mit ihm. Er merkte nicht die Schleichwege, welche dieser befolgte, um ihn in's Garn zu locken. Die süßen Reden von gutem Verdienste und von der schnellen Vermehrung des Geldes hatten den harmlosen Bryon umstrickt und Bryon, der sonst immer mit Ueberlegung handelte und sich gerade nicht von Jedem einnehmen ließ, ward von dem listigen Schmeichler mit honigsüßen Worten so sehr bezaubert, daß er in Gegenwart des Schiffshauptmanns fast auf sein eigenes gesundes Urtheil verzichtete — zu seinem größten Schaden.

Die Fahrt gieng also gut und ohne einen bedeutenden Vorfall gelangte das Schiff in die Nähe von Neapel und fuhr an einem schönen Morgen ein in den prachtvollen Golf, dessen Wellen die Mauern Neapels bespülen. Ein wundervoller Anblick bot sich hier Jenen dar, welche der Stadt naheten.

„Für wahr," rief Bryon aus, „die Italiener haben recht, wenn sie sagen: Neapel sehen und dann sterben. Wer einmal diese wundervolle Umgebung betrachtet hat, der hat genug gesehen auf der Welt. Wo wehen reinere

Lüfte? Wo glänzt der Himmel schöner? Wo ist das Firmament entzückender? Nirgends ist das Meer so lieblich als eben hier! Nirgends ist der Himmel reiner, als hier. Wohin ich mein Auge wende, ich sehe Nichts als Glanz und Pracht. Diese prachtvollen Landhäuser, diese herrlichen Paläste, diese wunderschönen Gärten — ach, wer auch so glücklich sein mag, sie zu besitzen!"

Da trat der Schiffshauptmann hinzu und maß den guten Bryon mit festem Blicke. Er lächelte schalkhaft und verschwendete die süßesten Worte. Bryon horchte mit offenem Munde der Rede des Schmeichlers.

„Sieh, mein guter Bryon," begann er, „einen schönern Golf als dieser Golf von Neapel ist, in dem wir nach langer Fährt einkehren, kenne ich nicht; es ist der prachtvollste, den ich je gesehen habe. Und betrachte dort den rauchenden Vesuv! Wie wirbeln seine Rauchwolken in die Höhe! Welches wilde Feuer muß in seinem Innern wüthen! Wie furchtbar und majestätisch zugleich sind die Feuersäulen, die er von Zeit zu Zeit in die Höhe schleudert! Ach, ein Ausbruch des Vesuv's — wie schrecklich muß das sein!"

„Das will ich glauben," versetzte Bryon.

„Aber eine jede Gegend hat ihr Liebes und Gutes und ihr Böses und Schlimmes," unterbrach der Schiffshauptmann in redseliger Weise, den erstaunten Bryon, indem er ihn nicht zum Worte kommen lassen wollte. „So ist's auch hier! Hat Neapel seinen rauchenden Vesuv, der schon Städte eingeäschert hat, so hat es auch seinen wunderschönen Himmel und lachende Fluren breiten sich rings am Meeresufer, das Herz des Menschen mit ihrem Glanze zu erquicken. Und der köstliche Wein, der am Fuße dieser Berge gedeiht! O Bryon, wer sollte sich nicht dieses Glück wünschen? Wer möchte beim Anblick all' dieser Reichthümer zufrieden bleiben mit seiner armseligen Hütte? Wer möchte nicht die Seligkeiten genießen, die sich hier darbieten?"

„Was sagt Ihr, mein Herr!" seufzte Bryon.

„Habe ich nicht recht?" fragte der Schiffshauptmann geschwind.

„Ich weiß es nicht," lispelte Bryon, „ich wünsche zwar nicht reich zu werden, aber — — —"

„Aber ein ordentliches Auskommen zu haben," fügte Jener hinzu.

„Ich habe mein Auskommen bisher gefunden," ergänzte Bryon.

„Und du würdest dir's gar nicht besser wünschen?" fragte der Schiffshauptmann.

„Ich glaube, ich würde sündigen, wenn ich mir's besser wünschen würde, als ich es schon habe," antwortete Bryon. „Ich bin glücklich; was sollte ich weiter verlangen?"

„Pah, pah!" rief Jener aus, „das ist nur Bescheidenheit. Bryon, das lasse ich dir nicht gelten. Wer wollte denn auch so thöricht sein und das Glück nicht annehmen, wenn's vor der Thüre steht? Und Bryon bedenke, das Glück fliegt um die Welt; wer Etwas von ihm erhaschen kann, der nimmt es und wartet nicht, bis es ihm ein Anderer vor der Nase wegstiehlt. So geht es zu in der Welt. Oder meinst du, jene Herren und Damen, welche in jenen Landhäusern leben, würden's nicht noch besser nehmen, wenn sie's noch besser haben könnten? Bryon sei vernünftig: man muß seinem Glücke nicht aus dem Wege gehen, oder man ist — —"

„Ein Thor, meint Ihr," versetzte Bryon.

„Ein Thor zum Mindesten, wenn nicht etwas Schlimmeres," fügte der Schiffshauptmann hinzu. „Willst du wirklich ein Thor sein, Bryon?"

Bryon riß die Augen weit auf und blickte ernsthaft auf den Schiffshauptmann, der wiederum so schalkhaft lächelte, daß Bryon nicht wußte, wie ihm geschah.

„Ich verstehe Euch nicht," sprach der ehrliche Bryon.

„So will ich deutlicher sprechen," antwortete der Schiffshauptmann und maß den erstaunten Bryon mit einem Blicke, der Herz und Nieren hätte durchschneiden können. „Du kannst glücklich und reich werden, wenn du es verstehst. Ich habe die Mittel und Wege in den Händen."

„Ich höre Euch mit gerechtem Staunen an," erwiederte Bryon und seine Augen blitzten vor Neugierde und man konnte das Interesse im Gesichte lesen, das er an den Reden des Schmeichlers nahm.

„Ich kann sie dir sagen," fuhr der Schiffshauptmann fort. „Aber der tausend! Wir sitzen ja beinahe

am Ufer. Wir müssen stillhalten. Halloh, Kammeraden! die Anker geworfen!"

Und der Schiffshauptmann lief geschwind nach dem Hintertheil des Schiffes, kam aber eben so schnell zu Bryon zurück.

„Bryon, komme auf den Mittag in die Osteria," sagte er leise zu ihm, „auf eine Flasche guten Falerner soll es mir heute nicht ankommen. Du bist ein Mensch aus dem man Etwas machen kann."

Bryon schwindelte es. Er war schon manchmal in Toulon, Marseille, Genua und Livorno gewesen, auch Rom hatte er schon einmal gesehen, aber ein solcher Mann war ihm noch nie vorgekommen. Die Freigebigkeit des Schiffshauptmannes hatte in der Fremde etwas Rührendes für ihn. Das Schiff ward in dem Hafen festgebunden und die Lasten, die es verbarg, wurden mit Hilfe einiger Söldner schnell ausgehoben, worauf jeder der Schiffsknechte seine Wege gieng. Bryon schlenderte in den Straßen der Stadt umher und betrachtete sich den Reichthum an den Häusern und Palästen und jemehr er sich in seine Betrachtungen versenkte, desto mehr erwachte in ihm die Liebe zum Reichthum und desto kühner trat die Lust in seinem Herzen hervor, Geld und Gut zu besitzen. Er verglich seine Hütte mit den Palästen der Reichen — er fand sich im Nachtheile. Er dachte an die schönen Gärten — er hatte Nichts. Er sah die glänzenden Wagen durch die Stadt rollen, er hatte zu Hause nur eine armselige Barke und ein Netz.

„Traue dem Schiffshauptmann nicht," sagte eine innere Stimme, „er meint es nicht gut mit dir. Er will dich durch Schmeichelreden verlocken und du gehst am Ende in die Falle."

Bryon hörte wohl diese Stimme; allein er achtete nicht auf sie, die böse Lust ward stets stärker in ihm. Je mehr er über seine Lage nachdachte, desto verführerischer kam ihm das Wort des Schiffhauptmanns vor.

„Er kann es nicht so übel mit dir gemeint haben," sprach er zu sich selbst. „Er ist zwar dem Schiffsvolke gegenüber ein rauher Kamerad und ein Mensch, der nicht mit sich spassen läßt; allein das bringt das lange Seeleben und die Abgeschiedenheit von den Menschen mit sich. Und gegen dich ist er immer recht artig gewesen und hat dir stets wohlgewollt. Er wird dich doch

nicht täuschen? Und ich kann zudem in meiner jetzigen Lage Geld brauchen. Meine Hütte ist baufällig und Aurelia wird es auch nicht verschmähen, wenn sie in einem bessern Hause wohnen kann und Erich ein schönes Erbe bekommt. Agnes wird auch besser versorgt werden können, wenn sie eine hübsche Mitgift erhält. Aber, aber — — —!"

Während Bryon so mit sich selbst redete, kam er an der offenen Kirchthüre vorbei. Er blieb stehen und blickte nach der Pforte.

„Dem lieben Gotte weich' nicht aus, findst du ihn auf dem Wege, hat deine selige Mutter oft gesagt," sprach Bryon zu sich und mit diesen Worten trat er in den Tempel ein.

Er kniete hier vor dem Altare nieder und klagte Gott sein Anliegen. Die innere Warnungsstimme ertönte wieder; allein auch mächtiger ward die entgegengesetzte Begierde. Zwischen Furcht und Hoffnung trat er aus dem Tempel und lief die Straße dahin, welche nach der Osteria führte.

„Der Schiffshauptmann wird es so schlimm nicht meinen," sagte er halblaut vor sich hin. „Und es kann jedenfalls nicht schaden, wenn ich in die Osteria gehe und eine Flasche Falerner trinke; der soll köstlich munden."

Das Leben in großen Städten ist sehr verführerisch. Das erfuhr heute Bryon nicht zum ersten Mal; denn er hatte auf allen seinen Reisen kleine Versuchungen auszustehen. Allein er kam immer gut weg, weil es an einem einflußreichen Mann fehlte, der ihn vollends irre führte. Der Glanz der Städte erhitzt die Einbildungskraft und fesselt das Erstaunen gewöhnlicher Leute, auch wenn sie es nicht beabsichtigen, und sie müssen festhalten an den Grundsätzen einer wahren Lebensklugheit, wenn sie nicht straucheln sollen. Selbst wackere Männer sind in großen Städten den Leidenschaften zum Opfer gefallen. —

Als Bryon aus der Kirche getreten war, schlug die Uhr auf dem schlanken Kirchthurm. Es war Mittag. Er eilte daher nach der Osteria und betrachtete diesmal nur vorübergehend die schönen Straßen der Hauptstadt. Er war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt und hatte nur mit seinen Plänen zu thun. Bald hatte der

gute Mann die Osteria erreicht und trat ein. Der Schiffshauptmann war noch nicht da, und Bryon setzte sich in eine Ecke des Gemaches und gab dem Kellner, der ihn um seine Wünsche befragte, keine Antwort. Endlich erschien der Gegenstand seiner Sehnsucht. Der Schiffshauptmann trat ein und warf Hut und Stock auf die Seite, blickte hastig im Gemache umher und fand schnell, den sein Auge suchte.

„Ah, ah! Bryon, schon da?“ rief er mit anscheinend freudigem Tone. „Du bist ein Mann von Pünktlichkeit, mit dir kann man sich schon einlassen.“

Und mit diesen Worten nahete er sich dem Tische. Bryon, der sonst keine feige und schmutzige Unterthänigkeit kannte, erhob sich diesmal von seinem Sitze und grüßte gar ehrerbietig den Schmeichler.

„Aber was muß ich sehen?“ sprach der Schiffshauptmann laut, indem er sich einen Stuhl zurecht rückte. „Bryon, du sitzest ja ganz trocken da? Kein Glas? Nichts zum Trinken? Donner, und bei dieser Hitze könnte man ja lebendig gebraten werden, wenn man seinen armseligen Leib nicht stets von Innen anfeuchtet! Alle Elemente, geschwind eine Flasche Falerner!“

„Der soll gut sein,“ murmelte Bryon.

„Vortrefflich, mein Freund!“ sagte der Schiffshauptmann, „er soll dir wohl schmecken. Darfst dich nicht schüchtern fühlen; wenn auch drei Flaschen darauf gehen, wir bringen's dennoch wieder mit einander herein. Und wozu hat man denn das Geld?“

Bryon machte große Augen. Er schaute nur auf den Schiffshauptmann, der eben eine Flasche Falerner entkorkte und Bryon ein volles Glas zuschob, während er eines für sich behielt.

„Stoß an!“ rief er aus, „er soll dir gut bekommen!“

Und Beide thaten einen kräftigen Zug.

„Ah, trefflich!“ sagte der Schmeichler vor sich hin. „Willst du nicht Etwas essen? He, sind keine Maccaroni da?“

Man brachte Maccaroni und Bryon, der mit einer gewissen Ehrfurcht auf den Schiffshauptmann sah, der ihn so gastlich hielt, ließ sich den Wein schmecken und nicht zweimal auffordern.

„Himmel, wer so Einen immer bei sich führen kann,

hat's der gut auf der Welt!" sprach der Schiffshauptmann. „Drum müssen wir eben brav Geld machen, daß er uns nicht ausgeht!"

Der köstliche Wein löste dem guten Bryon die Zunge und er ward redseliger denn je. Er erzählte dem Schiffshauptmann seine ganze Geschichte; er beschrieb ihm ohne Aufforderung seine Reisen nach vielen Städten vom Mittelmeere und schilderte ihm seine Erfahrungen so gut es gieng in seiner corsischen Mundart. Dann gedachte er seines wackern Weibes und seiner lieben Kinder, die glücklich waren und die nunmehr noch glücklicher werden sollten, und leerte im Rausche der Begeisterung ein volles Glas Falerner auf ihr Wohl. Der Schiffshauptmann stachelte ihn fortwährend an, trank ihm zu und steckte seine Taschen voll Maccaroni, um ihn erkenntlich zu machen. Bryon war so sehr von der Rechtschaffenheit desselben überzeugt, daß er den Schelm nicht bemerkte, der aus vielen seiner Bewegungen sich hervorstahl. Bald wirbelte der Falerner in Bryon's Kopf und eine fühlbare Röthe trat auf seine sonnverbrannten Wangen.

„Jetzt ist's Zeit, daß ich die Angel auswerfe, der Fisch wird hängen bleiben," sprach der Schiffshauptmann leise und rückte mit dem Stuhle näher zu Bryon.

Bryon ward noch zutraulicher und entdeckte, daß er seine Hütte bauen möchte, um ehrbar darin leben zu können, und daß ihn das Geld hiezu ordentlich in Sorgen versetze; er sagte, daß er ein armer Fischer und ein ehrlicher Mann sei.

„Hundert Dukaten, mein Herr, sind gewiß keine Kleinigkeit!" rief er aus, „und ich besitze erst deren fünfzig!"

„Hundert Dukaten?" versetzte der Schiffshauptmann mit Wärme und blickte Bryon an, „hundert Dukaten, sage ich, das ist ein Nichts für dich, der sie verdienen kann und will, der den besten Willen hat! Bei allen Elementen! Ein rechter Mann kommt nie in Verlegenheit."

„Ihr meint es bloß," antwortete Bryon, „und wenn ich hundert Dukaten habe, dann brauche ich jährlich noch vierzig Dukaten, um mit Weib und Kindern ordentlich zu leben. Da heißt es aufgepaßt!"

„Alle Wetterelemente!" rief der Schiffshauptmann

aus, indem er zugleich die Wirkungen seiner Worte und des Weins berechnete, „hundert und fünfzig Dukaten quälen dich so sehr, mein Freund? Du kannst deren sechzig von mir haben, wenn du nur vierzehn Tage bei mir bleibst und wenn wir glücklich heimkehren, so erhältst du noch fünfzig dazu.“

„Wie gut Ihr seid!“ sprach Bryon.

„Ja, ich bin gut, aber nur gegen Jene, die Etwas mit sich anfangen lassen und das Herz auf dem rechten Fleck haben,“ antwortete der Schiffshauptmann. „Ich kenne meine Leute bald und habe los, was sie sind. Du bist ein Kamerad von ächtem Schrot und Korn und bist mehr werth als ein halbes Dutzend fauler Schiffsknechte. Dich könnte ich brauchen!“

Bryon wurde nachdenklich und stützte seinen erhitzten Kopf auf die flache Hand. Er schlug die Augen nieder und getraute sich kaum zu rühren, so gewaltig wuchsen seine Hoffnungen und seine Erwartungen. —

„Sechzig Dukaten! Und fünfzig Dukaten nachher! Donner und Doria — wie die Genueser sagen, das läßt sich hören!“ sagte Bryon nach kurzem Stillschweigen vor sich hin. „Das macht die Summe von hundert und zehn Dukaten. Damit ließe sich Etwas anfangen!“

„Und so leicht verdient!“ rief der Schiffshauptmann.

„In vierzehn Tagen?“ fragte Bryon.

„Ja, in vierzehn Tagen und keine Stunde länger, und wenn's länger geht, so wird jede Minute besonders bezahlt — Alles nach Verhältniß,“ entgegnete der Schmeichler.

„Wahrlich, ich hab' mir's nicht gedacht, daß in Neapel die gebratenen Tauben in der Luft herumfliegen,“ sprach Bryon.

„Hab' ich dir's nicht schon in Ajaccio gesagt, daß hier vortrefflich zu leben sei? Und hab' ich dich nicht ermuntert, mit mir zu gehen?“ versetzte der Schiffshauptmann. „Und wenn du mit mir wieder hieher kommst, so kannst du des andern Tags gleich wieder mit nach Corsika fahren — nach Ajaccio, du kannst dann bei mir bleiben oder nach Hause gehen. Auf, wackerer Kamerad angestoßen!“

Bryons Glas ward bis zum Rande gefüllt und er mußte es auf den Wunsch des Schiffshauptmanns leeren.

Der Wein that seine Wirkung. Bryon ward so erhitzt, daß er seiner Sinne kaum mehr mächtig war.

„Aber wohin geht denn eigentlich eure Reise?" fragte er den Schiffshauptmann mit stotternder Zunge.

„Ich befrachte einige kleine Ruderschiffe und gehe auf den Korallenfang. Ich mache einen großen Absatz nach Genua, Livorno und Pisa, werde trefflich bezahlt und kann meine Leute also auch gut halten," erhielt Bryon zur Antwort.

„Korallenfischerei!" stöhnte Bryon.

„Es ist etwas Leichtes," rief der Schiffshauptmann, „und dabei verdient man Geld genug und ist in vierzehn Tagen wieder hier. Es geht nicht weit in's Meer — so etwas von Sicilien weg gen Afrika."

„Ich weiß nicht, was ich thun soll," sagte Bryon leise.

„Einschlagen, wenn du vernünftig bist," versetzte der Schiffshauptmann. „Kannst du einen bessern Handel machen? Wo kannst du in so kurzer Zeit mehr Geld verdienen? Wie wird sich dein Weib freuen, wenn du mit gefüllten Taschen kommst!"

„Ich schlage ein!" rief Bryon, „es wird nicht so schlimm gehen."

Und ein kräftiger Handschlag bestätigte den Vertrag.

„Noch eine Flasche!" befahl der Schiffshauptmann.

„Du hast einen guten Handel abgeschlossen," sprach dieser mit lächelndem Munde, „du hättest es nirgends besser machen können."

„Es wird so schlimm nicht ausfallen," antwortete Bryon.

„Habe nur guten Muth! Morgen stechen wir in die See," sprach der Schiffshauptmann. —

„Also Glück auf!" rief Bryon und leerte den Rest des köstlichen Weines.

„Glück auf!" entgegnete der Schiffshauptmann und stand hastig auf und machte sich bereit zum Gehen. „Morgen, lieber Bryon, mit dem siebenten Glockenschlage erscheine am Hafen. Du wirst Alles bereit finden zur Abfahrt. Du darfst heute feiern. Gehe jetzt nur auf den Molo und laufe den hitzigen Wein ein wenig aus; es kann Nichts schaden."

Und mit diesen Worten entfernte er sich.

„Der Fuchs ist in der Falle — gut gelungen!“ sprach er, als er die Thüre geschlossen hatte. „Mit diesem ehrlichen Kerl bin ich ein geborgener Mann.“

Bryon gieng auf den Molo, ein prachtvoller Platz in Neapel, und schwelgte in seinem vermeintlichen Glücke.

„Freue dich, Aurelia, Alles macht sich gut,“ rief er wiederholt aus.

Aber dem Rausche der Begeisterung folgte bald die kalte Ueberlegung. Doch die Reue ist ein hinkender Bote, wie das Sprichwort sagt.

Fünftes Kapitel.

Besinnung und Reue.

Der Morgen kam. Es war ein prachtvoller Anblick nach allen Richtungen. Die herrlichste italienische Landschaft, reich an jeglichem Zauber, breitete sich am Golfe aus und die Spitzen der fernen Berge erglänzten in dem rosigen Lichte der Sonne, welche vom azurnen wolkenlosen Himmel herniederlächelte auf die schöne Erde. Auf dem Golfe von Neapel war schon ein reges Leben. Die Mannschaft, welche auf den Fang der Korallen an der afrikanischen Küste ausziehen sollte, versammelte sich und Schiff an Schiff wurde aufgestellt und kleine Häuschen wurden auf den Schiffen angebracht, so daß der Golf von ferne einem schwimmenden Dorfe gleich sah. Die Mannschaft verhielt sich ruhig; denn es waren lauter wetterharte Leute, welche diese schwierige Fahrt schon öfters mitgemacht hatten. Bryon war schon frühzeitig nach dem Hafen gegangen und sah hinaus in die weite Fläche, welche ihn bald aufnehmen sollte. Traurig blickte er um sich und blaß war sein Angesicht. Seine Muskeln zitterten. Von all’ der Begeisterung des vorigen Tages war Nichts mehr zu treffen. Eine nüchterne Besinnung war an die Stelle des Rausches getreten, und muthlos wandelte er im Glanze der Morgensonne am Ufer des Golfes. Eine tiefe Reue quälte sein Herz.

„Was habe ich gethan?“ rief er aus und sein Herz blutete vom heftigsten Schmerze. „Was habe ich gethan?

Ich habe mich verkauft — ich habe mein Weib und meine Kinder verrathen. Ich habe mich der ungewissesten Zukunft preisgegeben. Wenn ich nicht mehr heimkehre, was wird aus meinem Weibe, was aus meinen Kindern werden! Ich habe Schlimmes verdient — ich, der ich mich um Geld an einen Schmeichler verdungen habe."

Und Bryon schlug sich mit der geballten Faust an die Stirne und seufzte tief auf. Sein Herz pochte heftig und laut.

„Mein armes Weib, meine armen Kinder!" sprach Bryon, „wer wird sich ihrer annehmen, wenn ich in den Wellen des Meeres untergehe? Mein Weib in der Welt ohne Verwandte! — Wie wird sich Aurelia grämen, wenn sie Nichts von mir erfährt! O warum habe ich der innern Stimme meines Herzens nicht gefolgt? Warum habe ich den süßen Worten eines Schmeichlers mein Ohr geliehen? Und wenn er's auch ehrlich mit mir meinte, ich hätte nicht mit ihm gehen sollen ohne Mitwissen meiner Aurelia, die ihre Tage in Armuth und Verlassenheit verleben muß, wenn ich nicht heimkehre. Warum wollte ich's besser haben? Warum gestattete ich der Lust nach Geld und Gut, nach Reichthum und Vermögen Eingang in mein Herz? Ich falle dieser Lust zum Opfer — und die Meinigen in weiter Ferne trauern und klagen über den Leichtsinn eines pflichtvergessenen Vaters. Hätte ich nur einmal an deine Worte gedacht, Aurelia, ich hätte mich nicht verlocken lassen, mich in die Gefahren einer unsichern Zukunft zu stürzen. Aber so mußte es kommen: ich fing an, unzufrieden zu werden mit meinem Loose und alsobald hat mich auch die Strafe ereilt."

Bryon wischte sich eine Thräne von den Wangen. O hätte er gewußt, welch' bitterem Schicksal er sich überantwortet hatte, er hätte blutige Thränen geweint. Er wäre verzweifelt vor Furcht und Bangen. Er wußte selbst nicht, was er gethan hatte. Er war ein Knecht, ein Sclave seines Herrn. —

„Für Gold habe ich mich verkauft," sprach Bryon, „für elendes Geld! Ich habe gefehlt, sehr gefehlt. Der Wein und die süßen Worte des Schmeichlers haben mein Herz bethört. Das Verlangen nach Reichthum hat mich

irre geführt. Ist denn keine Rettung mehr? Muß ich wirklich fort? Kann ich mich frei machen?"

Während Bryon weinend und jammernd am Hafen stand, hörte er plötzlich einen Lärm hinter sich. Er blickte schnell um sich und suchte sich eine feste, entschlossene Haltung zu geben, indem er die Spuren heißgeweinter Thränen verwischte. Er wollte sich kräftig zeigen und seine Schwäche verbergen. Da kam des Wegs eine Schaar junger Leute gegen den Hafen. Die Einen jubelten, die Andern weinten, Einige fluchten und Andere machten Witze, je nach der Stimmung des Gemüthes. Am Ende der Schaar lief der Schiffshauptmann, der einen Jüngling am Kleide zerrte. Es waren dieß lauter gefreite Leute, welche für den Korallenfang gewonnen worden waren. Die meisten waren wie Bryon überlistet worden und weil sie es nicht anders machen konnten, so gaben sie sich willig in ihr Schicksal. Nur wenige der jungen Leute wollten mit Gewalt zurückbleiben; aber es nützte sie Nichts — sie mußten voran schreiten; denn der Eigenthümer der Leute hatte den Schutz der Gesetze für sich. An Freiheit war nicht zu denken, und wenn sie auch dieses Jahr frei geworden wären, so hätten sie das kommende Jahr ihrer Verbindlichkeit nachkommen müssen. Das Jammergeschrei schnitt Bryon durch das Herz. Befand er sich nicht in der gleichen, traurigen Lage? Wurde er nicht auch von Weib und Kind getrennt? Fiel er nicht der Verschmitztheit und der Arglist des Schiffshauptmanns zum Opfer? Er trat mit festem Blicke und kühner Entschlossenheit an den Schiffshauptmann und versuchte es, seine Freiheit zu erwirken.

„Da habt Ihr Euer Geld!" sprach er und schaute voll stolzer Verachtung auf den Befehlshaber des Schiffes.

„Was? was, Bryon?" entgegnete dieser, „was gibt's? Auch du bist empört gegen mich?"

„Hier habt Ihr Euer Geld!" rief Bryon aus, „ich will es nicht; es ist Sündengeld. Ich will frei sein — frei und nach Hause gehen zu meinem Weib und zu meinen Kindern."

„Bryon, Bryon!" sprach der Schiffshauptmann, „ich begreife dich nicht. Was hast du denn? Habe ich dich denn nicht redlich und ehrlich gedungen?"

„Ihr habt mich betrogen und hintergangen," fiel

Bryon mit Heftigkeit ein, „Ihr habt mich arglistig in die Falle gelockt; gestern in der Osteria habt Ihr mich durch Eure Verschmitztheit gewonnen. Ich kannte die Kraft dieses Weines nicht und deßhalb bin ich warm geworden und folgte Euch — und komme in's Verderben. Schande über Euch!"

„Bryon, hüte dich, so mit mir zu reden," sprach der Schiffshauptmann. „Du bist gedungen — du darfst dein Wort nicht brechen. Eine saubere Ordnung das, wenn's Jeder so machen wollte!"

„Hier Euer Geld!" sagte Bryon und trat wiederholt zu dem Schiffshauptmann und bat um seine Freiheit.

„Hütet Euch, ein Unrecht zu thun," rief Bryon mit Ernst und Würde, „es wird an Euch gerächt werden. Einst wird ein Tag kommen, wo Euer Gewissen erwacht. Alle Seelen, die Ihr verkauft und verschachert habt, werden zum Himmel um Rache schreien und Gottes Gericht über Euch herabrufen."

Es entstand eine laute Bewegung unter dem Volke. Es waren Viele herbeigelaufen, die den lauten Lärm gehört hatten und Viele nickten Bryon Beifall zu. Der Schiffshauptmann fühlte die Ueberlegenheit, die Bryon über ihn bei der Menge gewonnen hatte.

„Bryon, ich befehle dir zu schweigen," sprach in barschem Tone der Schiffshauptmann, „ich habe die Gesetze für mich, welche von der Regierung streng gehandhabt werden. Rühre dich nicht — — —"

„Ich bin ein Ausländer, ein Corse, ein Franzose!" rief Bryon laut, „ich stehe nicht unter Euern Gesetzen."

Allein der Schiffshauptmann winkte mehreren zuverlässigen Knechten, welche die Widerspenstigen ergriffen und auf ein Schiff brachten, das augenblicklich in die See stach. Da half kein Jammern und Klagen. Bryon wollte sich durch Schwimmen retten; allein er ward mit Gewalt an der Flucht verhindert.

„Ich bin verrathen worden," rief er; allein sein Ruf verhallte lautlos in der Luft.

„Mein Weib, meine armen Kinder!" schrie er; allein das rohe Schiffsvolk spottete seiner und lachte laut auf bei seinen Klagen; — wohl oder übel, er mußte sich dießmal in's Unvermeidliche fügen.

Am Golfe von Neapel aber entwickelte sich ein rüh-

rendes Schauspiel. Von allen Seiten wurden die Unglücklichen zusammen getrieben, welche an der Fahrt Theil nehmen mußten und welche von leichtsinnigen Mäcklern übervortheilt oder bestochen worden waren. Weinende Mütter und jammernde Kinder standen am Golfe und klagten über das Scheiden des Vaters. Sie rangen die Hände beim Anblick des furchtbaren Elementes — des Meeres und bei der Erinnerung an die tausend Gefahren und Beschwerlichkeiten, die ihrer warteten. Die Kinder fielen den scheidenden Vätern um den Hals und schrien laut auf, als diese in die bereitstehende Barke stiegen, welche sie in das größere Segelschiff bringen sollte. Manchmal sprangen die Väter zurück und herzten noch einmal Mutter und Kinder und überschütteten sie mit tausend Liebkosungen. Es war ein herzzerreißender Anblick! — — — Und als die Schiffe abfuhren, da winkten die Mütter mit rothen Tüchern den letzten Abschiedsgruß den abziehenden Vätern und die Kinder knieten am Golf mit erhobenen Händchen. Und aus der Ferne ward der Gruß erwiedert und die Leute am Ufer harrten so lange aus, bis ein Vorgebirge das Schiff ihren Augen entzog. Und da fielen alle Mütter und Kinder auf die Erde und beteten zur Madonna, der Königin des Meeres. Ein erschütterndes Schauspiel!

Das Schiff, auf welchem Bryon war, hatte schon einen weiten Weg zurückgelegt, und war dem Ziele der langen Fahrt zur Hälfte nahe. Und jetzt erfuhr Bryon, daß die Mannschaft erst nach einem halben Jahre umkehren werde. Da ward sein Herz noch trauriger und er blickte mit einer Thräne im Auge zum Himmel. Seine Muskeln zuckten und seine Glieder zitterten.

„O der Verräther, der mich so betrog!" rief er aus und ballte die kräftigen Fäuste, als wollte er Rache üben an seinem Feinde; aber er ließ die Arme machtlos sinken und verfiel in ein dumpfes Träumen.

„Mein Weib, meine Kinder!" jammerte er; als er erwachte und verbarg sein Gesicht in seine sonnverbrannten Hände.

Bryon machte sich die bittersten Vorwürfe über seinen Leichtsinn und diese nie ruhenden Vorwürfe thaten seinem Herzen weher und quälten ihn mehr als die Sehnsucht nach der Heimath und als das Gefühl des Unrechtes,

das über ihn ergieng. Der Gedanke, sein Weib und seine Kinder vielleicht hilflos zu wissen, machte ihn fast wahnsinnig. Er sah sein Weib, wie es am Ufer stand und die Hände rang. Er sah Erich und Agnes — sie weinten und hoben die Hände betend zum Himmel um des Vaters Rückkehr. Sein Schmerz drückte ihn fast zu Boden.

Die schwankenden Boote flogen, von einem günstigen Winde getrieben, schnell über die Meeresfläche dahin, und schon waren mehrere Tage verflossen, ohne daß etwas Besonderes vorgefallen wäre. Da wurden mehrere Boote beinahe unbrauchbar und mußten mit vieler Mühe ausgebessert werden. Denn die reichen Kaufleute, welche Schiffsknechte für den Korallenfang dingen, wenden gewöhnlich nicht viel auf, um ordentlich unter Segel zu gehen. Je geringer die Auslagen sind, desto größer ist der Gewinn des Unternehmens. Wenn der Wind in die aufgeblähten Segel wehte, so war der Steuermann hinreichend, um dem Schiff die rechte Wendung und Richtung zu geben. Die übrige Mannschaft saß friedlich da und es wurden unter Scherzen und Klagen — denn Beides mischte sich untereinander — Netze geflochten und andere Nothwendigkeiten für den Fang der Korallen besorgt. So verstrichen die Tage und als die Sonne zum sechsten Mal aufgieng, hatten die Schiffe den Ort ihrer Bestimmung erreicht.

Nun begann die schwere Arbeit. Es waren böse Tage, die jetzt über die Mannschaft hereinbrachen. Der Schiffshauptmann war ein unbarmherziger Mensch, der seine Untergebenen auf jegliche Art quälte. Denn ein Aufseher über die Korallenfischer hat eine große Gewalt; er darf seine Leute mißhandeln und schimpfen, er kann sie sogar niederschießen und niederstoßen. Wenn unter der Mannschaft keine Empörung gegen ihn ausbricht, so hat er Nichts zu befürchten. Die Schiffe waren nicht weit von der afrikanischen Küste entfernt, gerade an einem Orte, wo der Fang der Korallen besonders ergiebig war. Diesen günstigen Ort wußte der Schiffshauptmann seit vielen Jahren; er hatte schon seit Jahren an der gleichen Stelle fischen lassen und stets war er mit dem Ergebniß zufrieden; denn die Korallen wachsen in einem Jahre immer ungeheuer an. Unter vielen Entbehrungen mußten

die Söldlinge des Hauptmanns Tage lang arbeiten und selbst in der Nacht gab es nicht immer Ruhe. Wenn ein Sturm oder ein Wind im Anzuge war, so mußte tüchtig gearbeitet werden, um das Schiff vor Schaden zu bewahren und die Beute in Sicherheit zu bringen. War aber das Meer ruhig, so ertönte der Befehl zur Arbeit und ein Jeder mußte dann auf seinem Posten stehen. Einem Mann wird ein starkes Tau um den Fuß gebunden, an dem das Netz hängt, in welchem die Korallen gefangen werden. Ein Anderer treibt das Schifflein vorwärts, aber sehr langsam — denn wenn das Netz unversehens an einem Felsenriffe hängen bliebe, so würde entweder der Mann, an dessen Fuß das Tau befestigt ist, unfehlbar in das Meer gerissen oder er würde umkommen, weil er sich nicht frei bewegen kann — was in hundert Fällen neunundneunzigmal geschieht. Wenn ein Windstoß kommt und das Tau kann nicht schnell genug vom Fuße gelöst werden, so ist der arme Söldling wieder in der Gefahr, einen großen Schaden zu nehmen; denn manchmal reißt ihm das Tau das Fleisch bis auf die Knochen vom Fuße, und das Angstgeschrei und die Schmerzensrufe der Unglücklichen sind herzzerreißend. Die nächtliche Ruhe dauert oft kaum vier Stunden. Wie kräftig und gesund muß ein Mann sein, wenn er bei diesem Geschäfte aushalten soll! Wie schlecht ist manchmal die Nahrung, die den armen Fischern von geizigen Herrn dargeboten wird! Und erst noch die Gefahren des Wetters! Dann die Unsicherheit des Lebens! — in einer solchen Lage schwankt man stets zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Leben und Tod!

Das drückende Gefühl, welches dieses Bewußtsein auf Bryon's Gesinnung ausübte, läßt sich leicht erklären. Oft betete er still vor sich hin, Gott möge ihn am Leben erhalten und glücklich wieder zu den Seinigen gelangen lassen.

Sechstes Kapitel.

Ein neues Unglück.

Seit drei Jahrhunderten war die Nordküste Afrika's in den Händen eines Räubervolkes, welches, geschirmt durch seine befestigten Häfen und Kastelle, angesiedelt an einem fast überall unzugänglichen Gestade, lange Zeit die Schifffahrt auf dem Mittelmeere bedrohte und den christlichen Kaufleuten allen erdenklichen Schaden brachte. Diese wilden ungezügelten Räuberhorden, welche die afrikanischen Raubstaaten bevölkerten, wurden von verschiedenen Oberherrn regiert, welche unter türkischer Oberherrlichkeit standen und den Titel „Dey" führten. Die Bewohner der afrikanischen Raubstaaten, von denen sich besonders die Stadt Algier hervorthat, lebten in der schrankenlosesten Willkühr und verhöhnten die Verträge, welche der Oberherr — der Sultan in Konstantinopel — mit den christlichen Fürsten des Abendlandes schloß, und die christlichen Herrscher waren auch schwach genug, diesen Hohn zu dulden. In früherer Zeit wagten es sogar diese Räuberbanden, auf Sicilien, in Sardinien und auf andern Punkten Italiens — selbst in Spanien zu landen, wo sie die Einwohner folterten und mißhandelten und als Gefangene wegführten. Derselbe Glaube, dieselbe Blutgier, derselbe Haß des christlichen Namens vereinigte all' diese Räuberhorden, welche so mächtig waren, daß selbst mächtige und gebildete Staaten vor ihnen Achtung und Furcht hegten. Sie hielten sich zahlreiche Galeeren, welche von christlichen Ruderknechten bedient wurden; ihre Galeeren waren oft mit vielen Hunderten geraubter Christen: Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, Knaben und Mädchen befrachtet, die sie aus fremden Ländern holten, oder die sie auf dem Meere wegnahmen. Mit einer unerhörten Frechheit gaben sie sich dem Menschenraub und Menschenhandel hin, und wenn auch hin und wieder einzelne kräftige kühne Fürsten des Abendlandes mit Gewalt gegen sie auftraten und sie vom Meere nach ihren Bergen vertrieben, so wiederholten sie doch ihre frühere Keckheit bald und führten von ihren Schlupfwinkeln aus das alte unehrliche Gewerbe; erst nachdem die Franzosen von Algier Besitz genommen hatten, hörte dieser abscheuliche Unfug

der Raubstaaten auf. Die Unselbstständigkeit christlicher Herrscher gegenüber diesem Räubervolke gieng sogar so weit, daß die mächtigeren europäischen Staaten — worunter namentlich England — an den Beherrscher des türkischen Reiches einen hohen Tribut zahlten, nur damit sie die Korallenfischerei an der afrikanischen Küste ausüben durften.

Eines Abends saß Bryon mit einigen seiner Kameraden auf dem Hintertheil des Schiffes, auf welchem sich der Schiffshauptmann befand, und sah den Sternlein zu, die über seinem Haupte glänzten. Ach, der Himmel war so rein und die Luft so würzig und frisch in der abendlichen Dämmerung! Dann schaute er wieder in's klare Wasser des Meeres und sah den tiefen Grund von lauter Lichtglanz flimmern; es war der Wiederschein der Sterne. Das that seiner Seele wohl und erinnerte ihn an bessere Zeiten. Er hatte in seiner Heimath öfters dieses Schauspiel genossen, wenn er einsam am Abend auf der ruhigen stillen See dahinsteuerte nach der Hütte auf dem Hügel. Er ward in seinen süßen Träumereien nur durch die Ankunft des derben Schiffshauptmanns unterbrochen und fuhr erschrocken auf, als er diesen auf sich zuschreiten sah. Bryon hatte sich scheu von ihm zurückgezogen, seit er ihn beim Falerner Wein in der Osteria verrathen hatte. Bryon stand auf und grüßte so freundlich als es Pflicht und Schuldigkeit forder*n*; das glaubte er beobachten zu müssen. Denn er war der Meinung, daß man auch strengen Dienstherrschaften die schuldige Achtung nicht versagen dürfe. —

„Ei, guten Abend, Bryon!" sagte der Schiffshauptmann, als er Bryon erblickte. „Wie geht es dir, armer Kamerad? Du bist ja, wie es mir scheint, jämmerlich erzürnt? Sei klug und laß dir Nichts träumen von Unglück und was damit zusammenhängt!"

„Ich fürchte nichts Schlimmes," antwortete Bryon ziemlich kleinlaut, als wollte er dem Schiffshauptmann bedeuten, er wolle mit ihm Nichts zu schaffen haben.

„Nun Bryon," bat der Hauptmann mit süßer Stimme, „mache kein essigsaures Gesicht und sei freundlich; denn du hast es ja nicht nöthig."

„Stille, mein Herr!" antwortete Bryon mit fester Stimme. „Ihr wißt, daß ich kein Vertrauen zu Euch

hege. Wer mir einmal übel mitgespielt hat, dem traue ich lange nicht mehr — und das habt Ihr gethan!"

„Keine Vorwürfe, Bryon!" sagte der Befehlshaber der Korallenfischer. „Du wirst am Ende doch noch mit mir zufrieden sein."

„Man muß den Tag nicht vor dem Abend loben, sagt der Italiener," meinte Bryon. „Und wenn ich mit Euch zufrieden werden würde, so habe ich's doch am Ende mir zu danken. Denn ich war ehedem ein zufriedener, bescheidener Mensch. Das darf ich mir ohne Selbstüberschätzung wohl zugestehen, und die alte Tugend der Zufriedenheit ist in meinem Herzen wieder eingekehrt."

„Wackerer Bryon!" begann der Schiffshauptmann wieder, „gewiß sollst du mit mir zufrieden werden. Nach zwei Tagen fahren wir heim und weißt du, wie viele Dukaten ich dir dann geben darf?"

„Das Geld hat keinen Reiz für mich," entgegnete Bryon; „der Zauber des Goldes hat mich nur einmal bestochen — ich traue dem Glanze nicht mehr. Ich will mich mit dem begnügen, was ich habe. Die Heimath allein hat in dieser Stunde Reiz für mich — jener Ort, wo mein treues Weib und meine guten Kinder wohnen. O theure Heimath! — — —"

„Dahin sollst du kommen und zwar bald," unterbrach der Schiffshauptmann den herzlichen Ausruf Bryon's. „Nach zwei Tagen segeln wir nach Haus. Freue dich, Bryon!"

„Wenn aus den zwei Tagen nur keine vier Wochen werden, wie aus den bedungenen vierzehn Tagen ein halbes Jahr geworden ist," versetzte Bryon nicht ohne Bitterkeit.

„Du darfst sicher hoffen, Bryon!" erhielt er zur Antwort. „Der große weite Platz ist gesäubert und wir haben keinen zweiten in der Nähe und weiter gen Algier mag ich nicht steuern. Ich wittere Unrath. Das Volk der Raubstaaten, kühner gemacht durch die Kriege und Verwickelungen unserer Zeit, ist beutelustiger geworden denn je, und wir könnten dort leicht eine Schlappe erhalten, die uns das ganze Leben schmerzte und gar nicht mehr vergessen würde."

„Das wäre fatal," warf Bryon ein, und Mancher könnte für seine frühern Sünden büßen."

Als die übrige Mannschaft auf dem Schiffe diese Unterredung vernahm, nahete sie sich schüchtern und stellte sich rings um Bryon und den Schiffshauptmann. Die Knechte sperrten den Mund spannenweit auf und schauten sich verwundert an.

„Das ist ein verrottetes Geschlecht," rief der Schiffshauptmann aus, indem er sich eine recht wichtige Miene gab, „ich selbst habe schon einmal einen Strauß mit einer Rotte dieser elenden Afrikaner bestanden. Wo war's denn nur? Ja, bei Tunis war's: da könnt ihr die Narben noch sehen, die mir von den Wunden übrig geblieben sind. Es waren tiefe Wunden und ich mußte sieben lange Wochen an ihnen doctern, bis ich völlig hergestellt war. Aber ich habe auch tüchtig auf das Heidenvolk losgeschlagen und mehr denn zehn derselben in die Pfanne gehauen, als ob es Fliegen gewesen wären."

Die Mannschaft auf dem Schiffe trat ehrerbietig herzu und betrachtete mit großer Achtung die Narben. Da wuchs ihre Furcht vor dem strengen Schiffshauptmann noch mehr und Alle hingen mit offenem Munde an seinen Reden.

„Die Städte Tunis, Tripolis und Algier sind wahre Hornissennester von Gesindel," fuhr der Schiffshauptmann fort und blickte wild um sich, „wenn ich zu gebieten hätte, die müßten mir's büssen. Wenn's ihnen einfällt, den Seeräubern, so kommen sie aus ihren Nestern hervor und überfallen die handeltreibenden Nationen, und wenn sie auch zuweilen derb nach Hause geschickt werden — was nützt es? Sobald sie wieder erstarkt sind, fangen sie wieder mit neuem Muthe an. Und welche Schwäche begehen die Staaten zweiten Ranges gegenüber diesen Freibeutern? Giebt Portugal nicht einen jährlichen Tribut von vierundzwanzigtausend Piastern, daß es in Ruhe bleibt? Und zahlt Toscana nicht fünfundzwanzigtausend Piaster? Und was thun denn Dänemark, Sicilien und andere kleine Mächte? Und wie viel Kriegsmaterial erhalten sie als außerordentliche Beigabe? Seht, alle diese Gelder, die man an diese Raubvölker verschwendet, sind unnütz; denn allen Verträgen zum Trotz, zum Hohn einer befreundeten Flotte, läßt irgend ein „Dey" seine Schiffe auslaufen, um Kauffahrteischiffe zu kapern und nach Afrika zu schleppen mit Mann und Waare, wenn's ihm

beliebt. Wenn da einmal ein gerechtes Strafgericht eintrifft, wie wird's da zum Heulen kommen! So steht es mit den berühmten Raubstaaten!"

„Aber Bryon, du bist ja ganz nachdenklich?" rief der Schiffshauptmann mit freundlichem Tone. „Freund, was fehlt dir denn? Du hast gewiß Angst und Schrekken und glaubst, es könnten solche verrottete Schaaren kommen!"

„Mein Herr, spasset nicht!" entgegnete Bryon, „man muß den Teufel nie an die Wand malen, wie die Deutschen sagen. Man weiß nie, in welcher Gefahr die eigene Haut steckt und muß stets auf seiner Hut sein."

„Nun Vorsicht schadet jedenfalls nicht," bemerkte der Schiffshauptmann.

„Uebrigens," fuhr Bryon fort, „habe ich über die Länge der zwei Tage nachgedacht, nach deren Umfluß die Reise nach Hause angetreten wird. Das hat mich, um die Wahrheit zu gestehen, nachdenklich gemacht. Ihr meßt doch dießmal nicht mit der langen Elle?"

„Ei gewiß nicht," warf der Schiffshauptmann ein, wir könnten sonst noch einen verbrannten Rücken bekommen."

Als die Mannschaft auf dem Schiffe vernahm, daß man nach zwei Tagen heimkehre, entstand eine sehr freudige Bewegung. Alle jauchzten auf und dankten mit hocherfreuten Blicken dem Befehlshaber. Am meisten freute sich aber Bryon. Er gieng schon in Gedanken den Hügel hinauf zur Hütte und Erich kam ihm mit der Mutter und Agnes entgegen. Er grüßte Alle auf's Freundlichste und trat unter Jubeln und Frohlocken in das Stüblein.

Während sich die Mannschaft dem freien Genuß der Freude hingab und sich keck um den Schiffshauptmann schaarte, der heute zum erstenmal ein freundliches Gesicht machte, gieng in der Ferne ein ganz anderes Schauspiel vor sich. Das Gewitter zog über dem Haupte der Unglücklichen zusammen, ehe sich dieselben recht darauf vorbereitet hatten.

Der Schiffshauptmann verließ den friedlichen Haufen und begab sich auf den Vordertheil des Schiffes und blickte weithin über das Meer, das in majestätischem

Glanze vor ihm lag. Er freute sich der Ruhe des Wassers und sah dem muntern Spiele der Delphine und Fische zu, die im Meere lustig tanzten. Da ließ er sein Auge weiter schweifen und meinte in der Ferne einen schwarzen Punkt wahrzunehmen, der sich hin und her bewegte. Er glaubte sich zu täuschen; denn es ward plötzlich wieder Alles ruhig. Ein eigenthümliches Gefühl ergriff ihn.

„Donner, es wird doch nichts Schlimmes im Anzuge sein?" murmelte der Schiffshauptmann. „Die Raubvölker werden doch die Lektion nicht schon wieder vergessen haben, welche ihnen die Engländer vor kurzer Zeit gegeben haben?"

„Doch still!" sagte er nach einer Pause. „Die Sache scheint nicht viel zu bedeuten." Er blieb längere Zeit ruhig auf dem Verdeck stehen. Da meinte er auf einmal wieder eine Bewegung in der Ferne wahrzunehmen. Er nahm sein Fernrohr und schaute scharf nach dem Punkte, wo er glaubte, es nahe von dorther Gefahr. —

„Bryon!" rief er hastig aus, „Bryon, komme daher!"

Der gute Bryon verließ den Kreis seiner frohlockenden Kameraden.

„Sieh dorthin nach jener Bucht!" sprach der Schiffshauptmann. „Ich meine schon längere Zeit, es bereite sich ein Sturm vor. Kannst du Nichts bemerken?"

„Nein, mein Herr! gar Nichts," antwortete Bryon.

Der Schiffshauptmann aber kannte die Gefahren des Seelebens besser und zuckte die Achseln. Er glaubte sich nicht getäuscht zu haben.

„Du hast doch gute Augen, Bryon und solltest Nichts bemerkt haben?" fragte der Hauptmann. „Hier schaue durch dieses Fernrohr — vielleicht geht's besser!"

Bryon nahm das Fernrohr vor das Gesicht.

„Herr, ich sehe Nichts als Nebel und Dunkelheit," sprach er ganz unbefangen, „ich habe gute Augen und verstehe mich nicht auf die Gläser."

„So wird's Nichts sein," murmelte der Schiffshauptmann, indem er Bryon auf die Seite zog und ihm viele süße Schmeichelworte in's Gesicht sagte.

„Bryon," fuhr der Schiffshauptmann fort, „du führst eine derbe Faust; du kannst ganz gewaltig darein schlagen. Sage mir, wenn wir mit einem Gesindel einen Strauß ausfechten müßten — ich sage dieß nur zum

Spaß und denke an nichts Ernsthaftes! — könnte man auf dich rechnen?"

„Mein Herr," antwortete Bryon, „ich verstehe Euch nicht recht — was wollt Ihr eigentlich sagen?"

„Ich meine, wenn eine Rotte Gesindel von Tunis oder Algier herkäme," sprach der Schiffshauptmann, „und dieses Gesindel wollte uns angreifen, würdest du dich wacker wehren, und würdest du uns nicht im Stiche lassen?

„Wo denkt Ihr hin?" versetzte Bryon mit Ernst, „meint Ihr, ich sei feig? Die Feinde müßten meinen Zorn und meinen Arm fühlen, so wahr ich Bryon heiße und ehrlicher Leute Kind bin."

„Das ist brav gesprochen, Bryon! Du bist ein wackerer Mann!" sagte der Schiffshauptmann.

„Ich thue nur, was Christenpflicht und Bruderliebe von mir fordern," entgegnete Bryon. „Indessen könnt Ihr Euch auf mich verlassen, wenn's Noth thut — ich glaube indessen — — —"

„Stille, stille, Bryon!" sprach der Schiffshauptmann mit lächelndem Munde, „man weiß nie, wann ein Gewitter losbricht. Und jetzt kannst du wieder zu deinen Kameraden gehen und dich mit ihnen freuen; denn es ist Ernst mit den zwei Tagen, wenn's gut geht! —"

Bryon entfernte sich schnell.

„Das ist ein feiner Kauz," sprach er vor sich hin, „will mich dieser Mensch durch seine seltsamen Redensarten noch einmal irre führen?"

Als Bryon zu seinen Kameraden kam, fand er sie in der ungetrübtesten Heiterkeit auf dem Verdecke sitzen, wo sie die Netze ausbesserten und reinigten. Die Freude nach Hause zu kommen, war allgemein und in der Freude bemerkte kein Einziger, was sich in der Ferne vorbereitete. Der Schiffshauptmann sah mit scharfem Auge unverrückt nach jenem Punkte. Er konnte nichts Bestimmtes unterscheiden und glaubte nun, er habe sich wirklich recht getäuscht. Da tauchte plötzlich ein Licht auf, und das Licht bewegte sich vorwärts. Er zuckte zusammen. Er erschrack heftig.

„Wir sind in Gefahr," murmelte er. „Das Ding ist verdächtig. Ich wette Zehn gegen Eins, es sind Seeräuber auf dem Schiffe — verwegene Heiden aus Tunis oder Algier!"

Immer näher kam das Licht; doch konnte man noch nicht unterscheiden, ob es nur ein Schiff wäre oder ob mehrere Schiffe im Anzuge begriffen seien. Der Schiffshauptmann that einen lauten Schrei.

„Auf, Kameraden!" rief er, „seht ihr jenen rothen Schein?"

„Ein Licht — ein Licht!" schrie Bryon. „Wir werden doch nicht ein halbes Jahr umsonst gearbeitet haben bloß für dieses verruchte Heidenpack!"

Und der Schiffshauptmann nahm eine Pfeife aus der Tasche. Es erscholl ein lautes Signal. Die Schiffe der Korallenfischer sammelten sich schnell. Die ganze Mannschaft stellte sich in geordneten Schaaren auf. Es waren nun Alle dessen gewiß, daß ihnen Gefahr drohe und die allgemeine Noth ließ schnell allen frühern Hader vergessen. Jedem wurde sein Platz angewiesen und unter Androhung einer schweren Strafe verboten, denselben ohne Befehl zu verlassen.

„Das wird mir ein sauberes Schauspiel geben," sprach Bryon zu sich selbst. „Aber Muth — in diesem Augenblicke muß man Weib und Kinder vergessen und wenn's zum Dreinschlagen kommt, die Faust recht wacker rühren."

Der Schiffshauptmann machte die Runde auf den einzelnen Schiffen und gab mancherlei treffliche Befehle. Er sprach Allen Muth ein und versicherte einem Jeden eine gute Belohnung nach überstandenem glücklichem Kampfe.

„Habt Muth, Kameraden," rief er mit lauter Stimme. „Fliehen können wir nicht, denn der Feind sitzt uns auf der Ferse. Wir erwarten ihn, um ihn ganz zu besiegen. Muth, Muth, Kameraden!"

Die Feinde waren in der Nähe; allein sie zogen sich schnell zurück und machten eine Schwenkung.

„Sie wollen uns verlocken, unsere Stellung hier aufzugeben und sie zu verfolgen," sprach der Schiffshauptmann. „Wir lassen uns nicht täuschen; haben die Feinde etwas Ernstliches im Sinne, so werden sie schon wieder kommen. Oder wollen sie vielleicht unsere Stärke ausmitteln? Wollen sie auskundschaften, von welcher Seite wir am vortheilhaftesten anzugreifen wären?"

„Das ist Alles möglich," versetzte der gutmüthige

Bryon. „Aber seien wir auf unserer Hut! Der Katze ist nicht zu trauen, sagt der Corse.“

„Warten wir also,“ befahl der Schiffshauptmann.

Schon war eine Stunde verflossen. Das feindliche Schiff zeigte sich nicht mehr und die Männer, welche auf die Korallenfischerei ausgezogen waren, glaubten gefoppt worden zu sein und schickten sich an, auseinander zu gehen. Da erblickten sie auf den Bergen ein loderndes Feuer, dessen Rauchsäule mächtig gen Himmel wallte und dessen Schein in dem Meeresspiegel in den mannigfaltigsten Strahlenbrechungen zurückgeworfen ward.

„Das ist ein Signal!“ riefen Alle zusammen.

„Freunde, wir bekommen einen harten Strauß!“ sprach der Schiffshauptmann. „Gebt Acht, wir werden von verschiedenen Seiten zugleich angefallen. Die Heiden von Afrika verstehen das Raubhandwerk zu gut.“

Kaum hatte der Schiffshauptmann ausgesprochen, so erschienen im Osten und Westen viele Schiffe, die in eiligem Laufe daher segelten. Man hörte ein dumpfes Geschrei aus der Ferne.

„Das bedeutet nichts Gutes,“ sprach Bryon zu seinen Kameraden in scherzhaftem Tone. „Ich wollte, ich wäre in — —“

„Achtung!“ ertönte die Stimme des Schiffshauptmanns und Bryon konnte nicht aussprechen.

Schnell wurden die Korallenfischer in zwei Haufen getheilt, um dem ersten Angriff begegnen zu können. Alle folgten willig den weisen Anordnungen des Befehlshabers.

„Kameraden,“ rief er zum letztenmale, „nehmt euch zusammen; wir weichen nur der Uebermacht!“

Die Fischer ergriffen Ruderstangen, Aexte und Beile und stellten sich zur Wehr. Mit festem Muthe erwarteten sie den Beginn des Angriffes. Der Feind war nicht mehr weit entfernt. Man konnte seine Schiffe zählen. Er war bedeutend überlegen.

In diesem Augenblicke stieg der Mond am Himmel auf, als wollte er den Schauplatz des Kampfes mit seinem falben Lichte erhellen. Das Meer leuchtete fernhin wie eine goldene Scheibe. Es war ein entsetzlicher Anblick. — Die wilden Horden wurden auf einmal stille

und segelten langsamer, als wollten sie freundlich näher kommen.

„Freund oder Feind?“ erscholl eine Stimme aus der Ferne.

„Wie ihr wollt!“ antwortete der Schiffshauptmann. „Seid ihr ehrliche Leute, so laßt uns in Ruhe und ziehet von dannen. Seid ihr aber Räuber, die ein schändlich Handwerk treiben, so kommet nur; wir erwarten euch!“

Es entstand wieder eine Stille. Man sah deutlich, wie die wilden Heiden auf ihren Schiffen tanzten und die rohesten Sprünge machten. Sie schwangen die krummen Klingen ihrer blanken Säbel, und andere Waffen wurden klirrend an einander geschlagen. Es war ein Schlachttanz, der auf den Schiffen der Feinde aufgeführt wurde.

„Die Höllenhunde foppen uns,“ rief Bryon ungeduldig.

Allein auf einmal erfolgte der Angriff. Plötzlich schwammen die Schiffe der Feinde heran, als wollten sie die Gegner in den Grund bohren.

„Zu den Waffen!“ erscholl es von allen Seiten.

Unter einem fürchterlichen Lärm stürzten die Piraten auf die Reihen der Fischer und schlugen wüthend um sich. Schon waren mehrere Fischer gefallen und fanden in den Fluthen ihr Grab. Da eilte der Schiffshauptmann herbei und sprach den Zagenden Muth ein.

„Muth, Vertrauen — die Madonna verläßt uns nicht!“ rief er laut, indem er in die vordersten Reihen stürzte und wuthschnaubend um sich schlug. Da erreichte sein Schiff das Schiff des Feindes. Es entstand ein schreckliches Handgemenge. Ein mächtiger Säbelhieb streckte den Schiffshauptmann ohnmächtig zu Boden und schon sollte ein zweiter Schlag seinem Leben ein Ende machen, als es Bryon zur rechten Zeit sah. Er holte mit einer starken Ruderstange weit aus und schlug zwei Heiden nieder, die eben den tödtlichen Streich führen wollten. Mit einem wahren Löwenmuthe warf sich Bryon vorwärts und trieb Alles vor sich hin. Das gab Muth und Kampfeslust: alle folgten und stürzten voran. Der Sieg neigte sich auf die Seite der Fischer. Da kamen plötzlich andere feindliche Schiffe und die ermatteten Fischer waren zu einem weitern Angriff gezwungen. Bryon

zog den Schiffshauptmann schnell aus dem Gedränge und brachte ihn an einen sichern Ort, bis er sich von seiner Ohnmacht wieder erholt hatte.

Schon wüthete der Kampf eine halbe Stunde. Es war noch Nichts entschieden. Die Seeräuber sammelten sich auf ihren Schiffen. Ihre Reihen waren bedeutend gelichtet. Die Fischer hatten sich gut gehalten. Da erneuerten sie plötzlich wieder den Kampf. Der Schiffshauptmann mit einer tiefen Wunde am Schädel, stellte sich trotz der Bitten Bryon's in die vordersten Reihen. Er hielt sich wacker. Die Piraten schlugen fürchterlich um sich; sie zogen wieder den kürzern Theil; die Fischer übten wahre Heldenthaten aus. Da wollte der Unstern, daß sich der Schiffshauptmann in der Hitze des Kampfes zu weit vorwagte und auf das feindliche Schiff sprang. Sogleich ward er mit einem Säbelhiebe verwundet; die Schwerter blitzten ob seinem Haupte; aber er wich nicht einen Finger breit.

„Haltet Euch wacker, ich komme!" rief Bryon.

Und mit diesen Worten sprang er auf das Schiff. Der Schiffshauptmann aber fiel von einem derben Schlage auf den Kopf abermals zu Boden.

„Ha, Heidenpack!" schrie Bryon mit rasender Stimme, „ich will ihn rächen!"

Ein hagerer langer Heide hatte den Schlag auf das Haupt des Schiffhauptmanns geführt. Er floh auf ein anderes feindliches Schiff. Bryon bahnte sich mit einer Ruderstange einen Weg. Er hatte seinen Mann erreicht und streckte ihn zu Boden; aber das Schiff stieß ab und Bryon ward von den Fischern getrennt. Er ward gefesselt und auf den Hintertheil des Schiffes geschleppt. Er wüthete, aber es half Nichts; er konnte die Bande nicht zersprengen. Nach einem kurzen, aber heftigen Kampfe erlagen die Piraten und ergriffen die Flucht. Bryon war der einzige Gefangene, den sie mit sich fortführten. Schnell segelten sie davon und waren schon in ihren Buchten verschwunden und in Sicherheit, als die Schiffer bemerkten, daß ihnen Bryon fehle. Da ergriff eine unermeßliche Traurigkeit die Sieger. Viele weinten um den braven Bryon und rangen verzweifelnd die Hände.

„Was habe ich gethan!" jammerte der Schiffshauptmann, als er sich von seiner Ohnmacht erholt hatte,

„ich habe den braven Bryon unglücklich gemacht. Ich allein bin Schuld an seinem beklagenswerthen Geschicke. Ich habe ihn durch Wein verlockt. Ich war ein Unmensch und habe ihn verrathen. Ich habe der Familie den Vater geraubt und habe sein Weib, seine Kinder an den Rand des Verderbens gebracht. Und er war so treu und bieder und hat an mir, seinem größten Feinde, auch nie die geringste Rache geübt — er hat mir zweimal das Leben gerettet. Was kann ich dem Braven thun? Wie schändlich habe ich gehandelt! —"

Und der rauhe Mann brach in einen Strom von Thränen aus. Unter langem Schluchzen verbarg er sein Gesicht in seinen Händen. Diese Treue war zu selten — sie rührte ihn — ihn, der schon lange kein menschlich Rühren mehr empfunden. Das Schiffsvolk stand in ehrfurchtsvoller Stille da und betrachtete den zerknirschten Schiffshauptmann mit großer inniger Theilnahme.

„Aber heute sei's geschworen," rief er aus, „ich will von heute an ein anderer Mensch werden und will den Waisen des guten Bryon ein Vater sein!"

Siebentes Kapitel.

Ein Unglück kommt selten allein.

Das Schiff der Piraten segelte nach Algier, welches damals eine nicht unbedeutende Land- und Seemacht unterhielt und durch seine vortheilhafte Lage am Meere vortrefflich geschützt war vor Anfällen von Außen und das durch den Mißbrauch seiner Macht unter den Raubstaaten Afrika's wohl am berüchtigtsten war. Bryon ward gebunden in den untersten Raum des Schiffes geworfen. Es war Nacht. Ein leichter Wind erhob sich und trieb das Schiff schnell nach dem Hafen von Algier. In dem untern Schiffsraum sah es recht traurig und betrübt aus. Keine Lampe erhellte das elende Gemach. Eine tiefe Finsterniß verhinderte jeden freien Gang. Bryon lag mit dem Gesicht nach dem Boden gekehrt auf einem feuchten Strohbündel. Sein Leiden zerriß ihm

sein Herz und seine Muskeln zuckten krampfhaft zusammen. Thränen flossen von seinen Wangen; denn er dachte an sein Weib und an seine Kinder — an die liebe Heimath und an die Hütte des Vaters. Aus der dunkelsten Ecke des Gemaches stiegen schwere Seufzer auf.

„Alles ist vorbei, meine Theuren in der Heimath!" jammerte Bryon, „ich werde euch nie wieder sehen. Ich bin vernichtet; ich bin verloren. Dieser schreckliche Tag hat meinem Glücke ein Ende gemacht und den Anfang jenes Unglückes bezeichnet, das nun über mein Weib und über meine Kinderchen hereinbrechen wird. Lange blutet schon mein Herz vor Sehnsucht — und beinahe dem Ziele zur Heimkehr nahe, trifft mich die Hand des Unglückes noch härter. Soll ich mich beklagen? Wer hat mir denn dies Unglück geschickt? Ach, du bist es — du lieber Gott, du wirst auch den glücklichen Ausgang herbeiführen! Geduld, Geduld! Gott im Himmel wird es schon recht machen!"

So sprach Bryon zu sich und plötzlich hörte er auf zu weinen. Es war ihm als hätte ein Gnadenstrahl des Himmels ihn erleuchtet und ein himmlischer Balsam sein Herz erquickt. Er hob seine Hände auf zum Gebet und fiel nieder auf die Knie, nieder auf das feuchte Stroh und betete zu Gott um Kraft und Ausdauer im Leiden. Er fühlte sich wundersam getröstet.

Während Bryon sich auf dem Strohlager durch inniges Gebet Linderung seiner Angst und seiner Leiden zu verschaffen suchte und noch auf den Knieen lag, da ward plötzlich eine Thür aufgerissen und ein langer hagerer Mann trat herein mit einer Blendlaterne in der Hand. Bryon setzte sich auf das Stroh und schaute auf die sonderbare Gestalt. Der Mann blieb lange Zeit stehen und betrachtete mit sichtbarem Wohlgefallen den armen Bryon. Dabei machte er allerlei Grimassen und verzog das Gesicht nach allen Richtungen.

„Ein schöner Mann und voll Kraft," fing er an zu murmeln. „Was für ein vortrefflicher Fang!"

Dann hob der Mann die Blendlaterne in die Höhe und leuchtete dem armen Gefangenen in das Gesicht.

„Ich bitte, laßt mich in Ruhe," sprach Bryon gelassen, „habt Mitleid mit einem armen Gefangenen!

„Mitleid mit dir?" rief der Heide mit seiner heisern

kreischenden Stimme. „Das, was ihr Christen Mitleid nennt, kennen wir nicht.“

„Pfui!“ sagte Bryon mit Verachtung, „daß Ihr so sprechet. Das Gefühl des Mitleids und der Theilnahme ist in jedes Menschenherz tief eingegraben und wer ein Mensch bleibt, der wird dieses Gefühl auch nicht verläugnen. Wer kein Mitgefühl für seine Mitmenschen hat, sinkt unter das Thier herab. Und nun laßt mich in Ruhe!“

„Was sagst du?“ rief der Heide mit barschem Tone, „wage es noch einmal, so mit mir zu reden?“

„Ich fürchte mich vor keinem Menschen,“ entgegnete Bryon mit Festigkeit, „ich handle recht und scheue Niemanden.“

„Ha! hört den Christen!“ höhnte der Pirate, „warte nur, ich will dich winseln lassen. Weißt du nicht, daß dein Leben in meiner Gewalt steht?“

„Jetzt für den Augenblick,“ versetzte Bryon entschlossen. „Aber ich werde Mittel und Wege finden, mich wo möglich aus Eurer Hand frei zu machen. Die Macht der Raubstaaten kann gebrochen werden, und der Mißbrauch der Gewalt zieht schnell Gottes Zuchtruthe herab auf die Frevler.“

Da lachte der Pirate laut auf und unter schrecklichem Grinsen verzog er das plumpe Gesicht.

„Bist doch ein wackerer Redner!“ höhnte er den armen Bryon, „ei nur Schade, daß du nicht bei den europäischen Consuln eintreten kannst, du würdest dich vortrefflich vertheidigen.“

Dieses Wort versetzte Bryon in ein tiefes Nachdenken. Er verhüllte das Gesicht und versank in ein düsteres Träumen. Er erinnerte sich, daß er in seiner Jugend einmal vom französischen Consul in Algier gehört habe und von der Pflicht desselben, gefangene Franzosen, welche die Piraten weggeführt hatten, unter allen Umständen zu befreien, wenn der Aufenthalt derselben ruchbar geworden war. Ein Strahl der Hoffnung dämmerte in seinem Herzen.

„Der französische Consul!“ sagte er leise zu sich selbst. „Noch ist nicht alle Hoffnung verloren!’

„Aber wie kannst du zu dem Consul kommen?“ grinste der Pirate. „Dafür ist gesorgt — wir bringen

dich in's Innere des Landes, wo du so strenge bewacht wirst, daß du an's Entfliehen nicht denken wirst."

„Ihr schrecklichen Menschen!" versetzte Bryon. „Ihr seid unbarmherziger als die wilden Thiere."

„Die Christen verdienen es; denn sie haben unsern ganzen Haß auf sich," rief der Pirate. „Wir fürchten die Europäer nicht!"

Bryon wußte freilich nicht, daß die europäischen Consuln von den barbarischen Raubstaaten mit der größten Geringschätzung behandelt wurden, und daß kein Consul nach seinem Range und seiner Würde geschätzt wurde. Es gieng ja die Selbstwegwerfung einzelner christlicher Regierungen so weit, daß sie die besten Schiffsbaumeister nach den Raubstaaten schickten, um deren Flotte auf europäischen Fuß zu setzen und ihre Festungswerke zu verbessern. Und wußten die Piraten nicht, daß die engherzige und selbstsüchtige Politik der europäischen Staaten kein kräftiges gemeinschaftliches Handeln aufkommen ließ? Und sahen sie nicht schon längst ein, daß eine Nation aus dem Verluste eines andern Volkes eigenen Gewinn suchte? Was hatten also die frechen Seeräuber zu fürchten? Und die Piraten begriffen recht gut, daß bei der Ungewohntheit des Klima's ein christliches Heer sehr bald unterliegen müßte, wenn es nicht fortwährend Zufluß erhielte; auch sahen sie wohl ein, daß ein Meer wie das mittelländische, häufig durch die schrecklichsten Seestürme aufgewühlt, nicht wohl geeignet sei, einen Plan auszuführen, der eine lange und besonnene Vorbereitung erforderte. Gestützt auf diese Vortheile unternahmen auch die Piraten ihr verwegenes elendes Handwerk. Mancher Christ fiel als Opfer.

„O christliches Europa," rief Bryon schmerzlich aus, „wie sehr bist du entartet, daß du diesen Hohn ertragen kannst? Wo sind deine Helden, den namenlosen Schimpf zu rächen, der dir täglich von einem elenden Räubervolke angethan wird? Deine Söhne läßest du dir rauben und deine Töchter von wilden Horden entehren. Großer Gott, wann wird der Tag der Rache kommen, dieses Geschlecht von Räubern zu vernichten?"

„Schweig, schweig!" rief der Pirate voll Wuth, „schweig, sage ich, oder ich lasse dich mit hundert Ruthen-

hieben streichen, damit du Achtung bekommst vor unserm Namen."

„Nur Tugend und Rechtschaffenheit verschaffen Achtung und Gehorsam," versetzte Bryon mit Ruhe und feierlichem Ernste, „und nur dadurch erweckt man Liebe und Vertrauen, daß man die Rechte und Freiheiten Anderer achtet."

„Ruhig!" schrie der Pirate, durch Bryon's Freimuth nur noch mehr aufgebracht.

„Ihr könnt mir nicht befehlen zu schweigen," sprach Bryon gelassen, „aber Ihr könnt es freilich nicht ertragen, wenn man eure Schandthaten verurtheilt und euer Leben verachtet."

Voll Wuth ergriff der Pirate eine Peitsche und schwang sie auf den Fischer. Bryon wich dem Schlage geschickt aus und entriß dem rohen Menschen das Werkzeug der Marter.

„Zu Hilfe!" schrie der Pirate.

Bald war er von seinen Kameraden umringt.

„Fesselt diesen Menschen," befahl er mit strenger Stimme, „und werft ihn in die hinterste Ecke des Gemaches! Er soll bei Wasser und Brod zur Besinnung kommen und Achtung lernen."

Bryon fühlte die gewaltige Hand eines Knechtes und ward heftig auf den Boden geschleudert. Man band ihn mit Stricken und warf ihn in eine dunkle finstere Ecke. Hier blieb er ohnmächtig liegen, bis das Schiff landete. Nachher ward er in's Innere des Landes gebracht und seine letzte Hoffnung, mit dem französischen Consul in Algier zu reden, war erloschen.

Achtes Kapitel.

Der Jammer einer armen Mutter.

Aurelia saß eines Abends vor der Hütte. Sie schaute hinaus aufs Meer, ob wohl Bryon noch nicht komme. Denn es waren schon viele Wochen verstrichen und Bryon war immer noch nicht zurückgekehrt. Da fühlte sie eine geheime Unruhe in ihrem Herzen und die Sehn-

sucht nach ihrem Manne preßte ihr Thränen aus, die niederfielen in den Sand, der sie aufsog. Und so gieng sie oft hinaus auf den Hügel, auf dem ihre Hütte stand, Erich an der Hand führend und Agnes auf dem Arme tragend; allein immer kehrte sie unbefriedigt zurück. Der Vater kam nicht; Aurelia wartete umsonst. Doch heute blieb sie länger vor der Hütte; sie setzte sich auf die Moosbank, auf welcher Bryon oft neben ihr geruht hatte, und sah dem Spiele der Kinder zu. Erich schrieb des Vaters Namen in den Sand und Aurelie mußte über die Einfalt des Knaben lächeln. Die Heiterkeit des Knaben verscheuchte die trüben Bilder in ihre Seele und die fröhlichen Spiele erinnerten die Mutter an die Freuden der Jugend. Da that Erich plötzlich einen Schrei und jauchzte laut auf.

„Ein Schiff, ein Schiff!" rief der Knabe fast außer sich.

Die Mutter sprang halb erschrocken auf und blickte nach dem Meere. Aurelia erblickte wirklich ein großes Schiff, welches in schnellem Lauf dem Hafen von Ajaccio entgegen steuerte und stieß ebenfalls einen lauten Freudenruf aus. Man sah mehrere Männer, welche das Schiff lenkten, das so gewaltig gegen die plätschernden Fluthen ankämpfte. Eine unermeßliche Freude zitterte durch das Herz der Mutter und sie küßte Agneschen vor Entzücken.

„O wenn das Schiff den Vater brächte, liebes Kind!" sprach sie und drückte das Mädchen an ihr Herz, das heftig schlug.

„Der Vater kommt, der Vater kommt!" rief Erich voll Freude aus. „Sieh nur hin, Mutter, man winkt uns mit einem rothen Tuche."

„Der Vater, der Vater!" riefen Alle.

„Der Vater, der Vater!" lallte Agneschen.

„Kommt geschwind, wir müssen ihm entgegen gehen, ich halte es vor Sehnsucht nicht mehr aus!" sprach Aurelia.

Und während sie diese Worte sprach, ergriff sie den Knaben am Arme und führte ihn in die Hütte.

„Geschwind ziehe dein neues Wämschen an, Erich," befahl die Mutter, „wir müssen den Vater am Hafen empfangen."

Schon waren die guten Leute auf dem Wege. Als

sie zum Muttergottesbilde an der Linde kamen, sanken sie nieder auf die Kniebank und beteten innig für die Ankunft des Vaters. Schnell erhoben sie sich wieder und nach kurzer Zeit standen sie am Hafen. Das Schiff ward ausgeladen. Es drängte sich eine große Menschenmenge am Damme auf und nieder; denn die Ankunft eines Schiffes lockte jedes Mal eine große Anzahl Menschen herbei, die dieses oder jenes zu erwarten oder zu besorgen hatten. Sie standen schon lange Zeit da; aber den Vater hatten sie noch nicht gesehen.

„Wo bleibt denn der Vater so lange?" fragte Erich mit Ungeduld. „Warum läßt er sich denn nicht sehen?"

„Er wird im untern Schiffsraum sein und wird noch einige Geschäfte besorgen," antwortete Aurelia und blickte unverwandt nach dem Schiffe.

Da kam ein Mann, der schon öfters in Bryons Hütte gewesen war und den Aurelia gut kannte. Er hatte die Fahrt nach Neapel auch mitgemacht. Diesen stellte Aurelia zur Rede.

„Wo ist denn Bryon so lange?" fragte sie.

„Bryon?" antwortete dieser erstaunt. „Er ist nicht bei uns — ich fuhr nach der Ankunft des Schiffes alsogleich wieder nach Ajaccio zurück und habe vor dem Abgange des Schiffes Bryon nicht wieder gesehen."

„Großer Gott," seufzte Aurelia und sank auf einen Stein.

„Er hat aber doch vom Schiffe aus gegrüßt?" sprach Erich.

„Das that ein Kamerad, der seine Mutter grüßte, die von ihrem Hause ebenfalls auf den Hafen sieht," entgegnete der Schiffer.

„So bin ich denn allein — wie lange noch?" stöhnte die Mutter.

„Und du hast gar Nichts vom Vater erfahren?" fragte Erich den Ankömmling, indem er ihn mit bittendem Auge anschaute. —

„Ich sah ihn nicht mehr in Neapel." sprach der Schiffsmann.

„Und wie lange seid Ihr schon von Neapel weg?" fragte Aurelia. „Es sind bis Morgen zehn Wochen, daß Bryon mich verließ, und ob ich gleich den Weg nach Neapel nicht kenne, so weiß ich doch, daß er schon

lange wieder hier sein könnte, wenn ihm kein Unfall begegnet wäre."

„Allerdings," versetzte der Schiffsmann, „wenn unser Schiff nicht an jedem Landungsplatze der ganzen Küste entlang angehalten hätte, so wäre ich schon vor langer Zeit angekommen. Aber es wundert mich, daß Bryon noch nicht zu Hause ist, ich glaubte ihn ganz sicher zu treffen. Er hat doch in seinem Leben keine großen Reisen gemacht."

„Er ist immer bald wieder zurückgekommen!" sagte Erich.

„Es muß ihm ein Unfall begegnet sein!" seufzte Aurelia.

„Er hat gewiß eine Reise in's Morgenland gemacht. Es lag in Neapel ein Schiff im Hafen, das nach Alexandria bestimmt war," sprach der Schiffsmann, um das niedergeschlagene Weib zu trösten; allein er kam damit nicht zur rechten Zeit an. —

„Bryon liebt mich zu sehr," antwortete die Mutter, „als daß er mich so lange allein lassen könnte; es ist ausgemacht, es ist ihm ein Ungemach begegnet."

„Ach, der gute Vater!" jammerte Erich.

„Tröstet euch, es wird schon besser gehen," sprach der Schiffsmann mit gutmüthigem Tone und entfernte sich.

Aurelia saß auf einem Stein und schaute auf den Boden. Sie weinte; denn sie liebte ihren Mann von ganzer Seele und war ihm überaus zugethan. Sie war fest überzeugt von seinem Unglücke.

„Nun bin ich ein armes verlassenes Weib," seufzte sie. „Ich habe Niemand auf der Erde, an den ich mich anschließen kann. Wer wird mir in diesem fremden Lande helfen? Gott, verlasse meine Seele nicht!"

Und wiederum verfiel Aurelia in ein tiefes düsteres Träumen. Sie quälte sich ab mit den seltsamsten Gedanken. Bald sah sie ihren Mann im Meere ertrinken, bald erblickte sie ihn, wie er mit den Wellen kämpfte. Bald sah sie ihn auf dem Schiffe an einer tödtlichen Seekrankheit sterben, bald meinte sie, er fliehe vor Seeungeheuern, die ihn zu verschlingen drohten. Ihre erhitzte Einbildungskraft gaukelte ihr die seltsamsten Bilder vor, und lange schwere Seufzer entwanden sich ihrer bedrängten Brust. Ach wie schön ist Alles, wenn man sich liebt! Mit einander arbeiten — ein Herz und eine Seele sein und Leiden und Freuden mit einander theilen:

ist das nicht das Vorrecht einer guten Familie? Und nun sah sich Aurelia von Dem getrennt, den ihre Seele liebte! Das machte ihr Herz traurig und sie weinte heiße Zähren in der Stille ihres Herzens.

„Weine nicht, lieb Mütterchen!“ bat Erich und küßte der trauernden Mutter die Thränen von den bleichen Wangen. „Es wird schon besser gehen. Ich gebe den Vater nicht verloren.“

„Du hast Recht, lieber Erich,“ antwortete Aurelia, während sie aufstund, „vertrauen wir auf Gott, es wird schon besser gehen. Wir wollen zur Madonna wallfahrten und beten.“

Als sie bei dem Muttergottesbilde gebetet hatten, fühlten sie sich wundersam gestärkt und gehoben und sie traten neu belebt den Heimweg an.

„Gott verläßt die Seinen nicht,“ sprach Aurelia, als sie in die Hütte trat.

„Sieh, es geht jetzt schon besser,“ sagte Erich und gab sich Mühe der Mutter zuzulächeln. „Wir wollen beten, daß uns Gott den Vater wieder giebt. Oder meinst du wirklich, der Vater sei todt?“

„Kind, beunruhige mich nicht mit solchen harten Fragen,“ bat Aurelia mit zärtlicher Stimme. „Vertrauen wir auf Gott!“

„Er wird es wohl mit uns machen,“ schloß Erich.

Aber Jahre verstrichen und es zeigte sich keine Spur von dem Leben des Vaters. Oft eilte Aurelia trostlos am Ufer hin und her, wenn ein Schiff der Küste nahete, und jedes Mal kehrte sie unbefriedigt nach Hause zurück. Bryon war todt für sie und sie schloß ihn — den „Todtgeglaubten“ ein in ihr Gebet. Erich ward ein rüstiger Junge und Agnes — ach, das gute Mädchen war fast die ganze Zeit krank und konnte selten das Licht der Sonne betrachten und sich an den Blumen freuen! Aurelia konnte wenig verdienen und sie sah die bitterste Noth über sich hereinbrechen. Aber Gott verläßt die Seinen nicht. Diese alte Wahrheit fand hier eine neue Bestätigung. Aurelia's trauriges Loos ward schnell besser und sie konnte der Zukunft bald ruhig in's Auge sehen. — Ueberall giebt es gute Menschen, die ein mitleidiges Herz haben.

Neuntes Kapitel.

Neue Hoffnungen.

An einem heitern Abend saß Erich mit der Mutter auf der Moosbank vor der Hütte. Agnes lag im Bette und schlief. Das Mädchen hatte heute einen schlimmen Tag gehabt und häufige Krampfanfälle hatten seine Kräfte erschöpft. Die scheidende Abendsonne warf einen feenhaften Schein auf die Berge und vergoldete die Gipfel der Höhen. Auf dem Meere lag ein leichter durchsichtiger Nebel und im fernen Westen erglänzte das Abendroth.

„Wenn das Meer so ruhig und blau vor mir liegt," begann Erich, „so wird es mir ganz eigenthümlich zu Muthe; ich zweifle dann immer an dem Tode des geliebten Vaters — ich halte unser Unglück für einen Traum. Sieh, wenn ich ein Schiff aus dem Grunde des Oceans auftauchen sehe, so thue ich wider Willen einen Freudenschrei. Ich glaube das Segel zu erkennen, welches auf dem Schiff ausgespannt war, auf welchem der Vater nach Neapel fuhr. Ich bin vielleicht thöricht, daß ich an das Leben des Vaters glaube. Aber wenn ich dann das Meer mit wachsendem Rauschen steigen sehe, wenn es gepeitscht wird von heftigen Winden und Wellen wirft so hoch als unsere Hütte — ja so hoch als die Thürme in Ajaccio, dann wird es mir schaurig zu Muthe; ich überlasse mich ganz dem Schmerz — ich fühle unser ganzes Unglück. O wenn ich nur einmal groß wäre!"

„Guter Junge!" seufzte Aurelia, „ich ehre deine Liebe zum Vater. Doch ich habe den Vater verloren gegeben: ich kann nicht mehr glauben, daß er lebt."

„Mutter, Mutter!" bemerkte Erich, „bei Gott sind alle Dinge möglich."

„Aber es ist nicht klug," antwortete die Mutter, „daß wir uns dem Schmerz zu sehr hingeben und über Dinge nachsinnen, die nicht möglich sind. Beschäftigen wir uns mit der Zukunft, mein Kind!"

„Was willst du sagen, Mutter?" fragte Erich.

„Mein lieber Knabe," begann die Mutter, „es kann mit uns nicht mehr so gehen, wie bis jetzt — wir müssen eine große Veränderung vornehmen. Ich habe neue Hoffnungen, daß es uns besser geht."

„Mutter, du setzest mich sehr in Staunen, aber ich verstehe dich nicht," sprach Erich, während er in das Angesicht der Mutter schaute.

„Laß mich reden, mein Kind!" bat die Mutter. „Ich war vor einigen Tagen bei der Kapelle und betete zur Madonna, damit sie mir rathen möge in meiner traurigen Lage. Ich hatte lange gebetet und erschöpft von dem Hunger und Durst, die mich quälten und von den Sorgen, die mich plagen, saß ich draußen vor der Pforte nieder auf einen großen Stein und blickte in wehmüthiger Stimmung auf die nahen Bäume, auf die schlanken Weiden, die lispelnden Espen, auf den großen Lindenbaum und dann wieder auf das Kirchlein. Und all' diese Gegenstände erweckten in mir die lebhaftesten Erinnerungen. Ich dachte an die liebe Heimath und an das Grab meiner Eltern. Ich dachte an die Rosen, die ich auf den Grabeshügel der Mutter pflanzte und an die Thränen, mit welchen ich von dem Grabe meines seligen Vaters Abschied nahm. Ich erinnerte mich an alle Freuden, welche ich in Frankreich im Kreise liebevoller Gespielen genoß. Und siehe, alle diese Gegenstände waren mir alte Bekannte, die mich freundlich grüßten, meine Spielgenossen, meine Gefährten, und ein Jedes rief mir etwas Angenehmes und Entzückendes zu. Die feinsten Saiten meiner Kindheit erklangen wieder mit jugendlicher Kraft — — — und mit einer stillen heiligen Empfindung dankte ich dem guten Gott, daß er in das bedrängte Herz des Menschen noch den sanften Quell der Erinnerung unaufhaltsam einfließen läßt. O was muß doch unsere Seele in der Jugendkraft liebreich und kräftig sein, da sie Alles, was sie umgiebt, für immer in sich aufnimmt und mit einem unvergänglichen Liebreize und Zauber umgiebt. O die ganze Natur freut sich mit uns um die Wette!"

„Mutter, Mutter!" unterbrach Erich die begeisterte Mutter, „was redest du? Was sind das für seltsame Gedanken!"

„Sei ruhig, mein Kind!" fuhr die Mutter fort und strich dem Knaben die blonden Locken zurecht und liebkosete ihn. „Sieh, mit der Erinnerung an meine Jugend lebten auch neue Hoffnungen in mir auf. Der Gedanke des Menschen durcheilt die Welt schneller, als der Strahl

des Blitzes und so zog es mich mächtig hin nach Frankreich, an den Ort meiner Jugend, wo ich so selig lebte. Ich erinnerte mich an eine reiche Base, welche in der Nähe von Toulon wohnte und die mich immer liebte und mir manches Geschenk reichte; aber sie zog ihre Hand von mir ab, als ich deinen Vater kennen lernte und mit ihm hieher zog, um — wie ich glaubte! — mit ihm glücklich zu sein. Das Unglück erweckt die Erinnerung an alte Freunde und Bekannte und das Elend macht die kalten Herzen warm. Und man weiß ja nicht: Gott lenkt die Herzen der Menschen manchmal wunderbar im Leben und vielleicht hat die Base den alten Groll vergessen und die schrecklichen Worte, mit denen sie mir einst geflucht. Man bleibt sich ja im Leben nicht gleich und das Alter macht manches Herz mürbe. Was meinst du, Erich, wenn du an jene Base schreiben würdest — sie ist ja eine Schwester meines seligen Vaters und vielleicht verzeiht sie mir und unterstützt uns Alle. Was hältst du von diesem Plan?"

„Diesen Gedanken hat dir die Madonna eingegeben," warf der Knabe mit der warmen Gluth eines Südländers ein. „Gott sei dafür gepriesen!"

„Wir müssen Schritte thun, mein guter Junge," fuhr die Mutter fort, „wenn wir nicht dem bittersten Elende verfallen sollen. Sieh unsere Hütte an, sie stürzt beinahe zusammen. Bryons Geld ist bereits fort nach allen Richtungen. Agnes ist immer krank. Ich kann wenig verdienen und du bist noch ein schwacher Junge; eine allzustrenge Arbeit würde deiner Gesundheit schaden und deine körperliche Ausbildung hindern. Ich weiß mir kaum zu rathen, noch zu helfen."

„Es wird schon besser kommen," tröstete der gute Erich.

„Freilich, es wird besser kommen," sagte die Mutter, „man darf die Hoffnung nicht aufgeben. Aber denke dir mein Kind, wenn wir auf dieser Insel obdachlos würden — Agnes immer krank und ich vor Kummer unfähig zur Arbeit? Es wäre mir am liebsten, wenn ich wieder nach der Heimath ziehen könnte — ich kann eben mein liebes Frankreich nicht vergessen."

„Aber woher die Mittel nehmen für die Reise?" fragte Erich, „wer kauft uns die zerbrechliche baufällige Hütte ab?"

5 *

„Unsere einzige Hoffnung ist die Barmherzigkeit der alten Base," antwortete die Mutter. „Und du, Erich, mußt denn doch einmal aufs Festland auf die Wanderschaft; denn ein Seemann darfst du mir unter keinen Umständen werden. Also willst du an die Base schreiben?"

„Zehn Mal für ein Mal, beste Mutter! wenn du willst," rief Erich freudig aus und umarmte seine Mutter mit großer Zärtlichkeit.

„Guter Junge," seufzte Aurelia.

Es entstand eine kurze Pause. Ein leichter Abendwind strich durch die Wipfel der Linden und bewegte leise ihre Blätter, so daß es gar geheimnißvoll rauschte und ein eigenthümliches Lispeln sich in dem stillen Raum verlor.

„Aber wenn die Base gestorben wäre!" fing Aurelia plötzlich zu reden an. „Es sind bereits vierzehn Jahre, daß ich von Frankreich weggezogen bin. Dann würde uns doch nicht geholfen."

„Es wird Recht werden," antwortete Erich. „Ich denke, die Base wird noch leben. Wie alt war sie denn, als du sie verließest?"

„Es war Sanct Antonius, als sie mich aus dem Hause gehen hieß," sprach die Mutter. „Sie wollte nicht haben, daß ich nach Corsica ziehe. Es sind bis jetzt beinahe fünfzehn Jahre und damals war sie etwa fünfzig Jahre alt."

„Dann kann sie noch leben," sagte Erich. „Also schreibe ich ihr und wenn auf den ersten Brief keine Antwort kommt, dann schreibe ich wieder — und so mache ich fort, bis ich das Herz der Base weich und warm gemacht habe."

„Vortrefflicher Knabe, du bist das lebendige Ebenbild deines Vaters! Ach, er war auch so gut!" seufzte Aurelia und schloß den Knaben in ihre Arme.

„Ich will gleich an die Arbeit gehen;" sprach Erich. „Ich habe Dinte und Federn, und ich glaube an Papier soll's auch nicht fehlen."

Aurelia und Erich giengen in die Hütte und traten in das Zimmer. Die Mutter wischte mit einem feuchten Lappen den Tisch ab.

„Der Brief muß reinlich und sauber nach Frankreich kommen," sagte sie, „die Base muß gleich von Anfang merken, daß ich Etwas auf Reinlichkeit halte."

Der Tisch war sauber und blank gescheuert. Die Mutter nahm das Dintengefäß. Die Dinte war vertrocknet. Es ward Wasser hinzugegossen. Das hatte Erich einige Mal in der Schule zu Ajaccio bemerkt, wo er zwei Jahre Unterricht erhalten hatte. Er probirte die Feder auf ein überschriebenes Papier und schrieb mit zolllangen Buchstaben „Erich". Die Mutter lachte auf vor Freuden, so daß Agneschen erwachte. Das Mädchen reckte den Kopf zum Bettchen heraus und schaute begierig nach dem Tische.

„Was giebt's, Mütterchen?" fragte Agnes.

„Erich schreibt einen Brief," antwortete die Mutter, „aber sei still, du bringst ihn sonst daraus und störst seine Gedanken."

„Ich möchte zuschauen," bat Agnes.

„Lege dich in's Bett, Agnes," befahl die Mutter, „du wirfst mir sonst das Dintengefäß um oder stellst sonst ein Unglück an. Mach, geschwind!"

„Ich will hübsch ruhig sein," flehte Agnes, allein das Mädchen mußte sich wieder zu Bette legen.

„Ich werde dir ein Licht anzünden müssen, Erich," sprach die Mutter, „es wird nach und nach dunkel — du könntest sonst Flecken machen."

„Ich bin nicht so ungeschickt, Mutter!" versetzte Erich.

Während die Mutter nach einem Lichte lief, rückte Erich den alten Lehnsessel, in welchem sein Urgroßvater schon geruht hatte, an den Tisch, weil er glaubte zum Schreiben gehöre auch ein rechter Sitz. Die Mutter brachte eine brennende Lampe in der Hand und stellte sie auf den Tisch.

„So, Erich, gieb' recht Acht und schreib' der Base Alles und vergiß Nichts," sagte die Mutter. „Ich will dich nicht mehr hindern."

Erich setzte sich in den alten Lehnsessel und rückte auf demselben einige Mal hin und her, um zu untersuchen, ob er auch fest stehe. Dann legte er schweigend einen groben Bogen Papier, den er einst vom Schulmeister erhalten hatte, auf das alte Schreibheft, das er noch von der Schule her eigen hatte und tauchte dann ein. Er nahm die Feder zwischen die Zähne und rückte das Papier nach Rechts. Jetzt fing er an zu schreiben und bald konnte man mit zolllangen Buchstaben lesen: Liebe Base!

„Wie heißt die Base, Mutter?“ fragte er schnell. „Das gehört doch nothwendig oben an den Brief.“

„Johanna,“ gab die Mutter zur Antwort.

Nach fünf Minuten konnte man lesen: Liebe Base Johanna.

„Es geht recht gut, Erich!“ sagte die Mutter. „Es giebt gewiß einen recht hübschen Brief!“

Aber jetzt entstand ein peinliches Stillschweigen. Erich wußte nicht, mit welchen Worten er den Brief anfangen sollte und steckte sich seine Feder hinter die Ohren und ließ den Kopf weit über das Papier hängen; da lag auch schon ein schwarzer Punkt darauf, der nicht dazu gehörte.

„Alle Wetter, das giebt eine feine Arbeit!“ rief Erich aus und wischte alsogleich den Dintenfleck mit der Zunge vom Bogen weg.

Aber die Gedanken standen dem guten Knaben still. Er wußte Nichts zu schreiben; denn er hatte in seinem Leben noch keinen Brief abgefaßt. Er tauchte die Feder wiederholt ein, biß sich in die Lippen — es war umsonst — es kamen keine Gedanken.

„Mutter, was soll ich denn schreiben?“ rief er in der verdrießlichsten Stimmung.

Die Mutter schaute den Knaben fragend und erstaunt an.

„Ja, Kind, das mußt du selbst wissen,“ antwortete die Mutter. „Ich kann nicht schreiben, und bist du nicht zwei Jahre in die Schule gegangen?“

„Der Schulmeister hat uns das nicht gezeigt,“ sagte Erich.

„So schreib der Base, daß wir gesund sind und daß es uns freuen soll, wenn sie auch gesund und wohl sei,“ sprach Aurelia.

„Nun das kann ich schreiben,“ rief Erich voll Freude aus.

„Nach einer halben Stunde stand auf dem Papier: „Liebe Base Johanna! Es freut uns, wenn Ihr gesund seid. Wir sind es, Gott Lob! auch.“

Als Erich diese Wort auf dem Papier hatte, jubelte er laut auf und sprang vor Freuden im Zimmer herum. Die Mutter trat hinzu und schaute die Arbeit an. Auch sie lächelte; denn die fingerslangen Buchstaben wurden nicht hoch angeschlagen und die verfehlte Schreibart der Wörter ward ziemlich leicht genommen.

„Es geht gut, Erich, Morgen können wir schon den Brief nach Ajaccio bringen," sprach die Mutter. „Jetzt schreibe wieder weiter!"

„Was soll ich denn schreiben?" fragte Erich wieder.

„Ei der Tausend mit solch' läppischen Fragen!" schalt die Mutter. „Schreibe der Base, daß wir recht arm sind und uns nicht mehr helfen können, weil wir den Vater verloren haben."

„Das läßt sich hören," erwiederte Erich, „aber Mütterchen, werde nicht böse. Es geht langsam, aber es geht."

Erich zerknitterte eine Feder und mußte sich eine andere suchen. Dann biß er sich in die Lippen und seufzte leise. Die Gedanken wollten keine Form bekommen. Endlich nach einer halben Stunde ausgestandener Höllenmartern konnte man lesen: Wir sind recht arm und können uns nicht mehr helfen; denn wir haben den Vater verloren."

„Das letzte Sätzlein solltest du unterstreichen, Erich," sprach die Mutter, „es fällt besser in die Augen."

„Es macht sich nicht gut," sagte der Knabe, „wenn die Base helfen will, so findet sie den wahren Inhalt des Briefes schon — man darf die Buchstaben nicht faustdick auftragen."

Die Mutter konnte ein lautes Lachen nicht unterdrücken.

„Jetzt geht es an den Schluß," sagte sie, „jetzt schreibe der Base, sie möchte uns helfen."

Erich schrieb mit vieler Mühe: „Gute Base, Ihr solltet uns helfen."

„So jetzt schreibe: wir Alle lassen Euch grüßen, ich, Aurelia und Agnes," sprach die Mutter.

Es stand nicht lange an, so waren auch diese Worte geschrieben.

„So, jetzt ist der Brief fertig, Mutter," sprach Erich, indem er sich den kalten Angstschweiß von der Stirne wischte.

„Das war eine Anstrengung, Junge!" erwiederte die Mutter. „So jetzt lies mir den ganzen Brief recht artig vor!"

Erich ergriff das Blatt und nahm es sorgfältig in seine Hände, und fing an zu lesen: „Liebe Base Johanna! Es freut uns, wenn Ihr gesund seid. Wir sind es,

Gott Lob! auch. Wir sind arm und können uns nicht mehr helfen, denn wir haben den Vater verloren. Gute Base, Ihr solltet uns helfen. Es grüßen Euch Alle: ich, Aurelia und Agnes."

Während des Lesens füllten sich die Augen der Mutter mit Thränen. Als aber die Worte kamen: „Gute Base, Ihr solltet uns helfen," da hob Aurelia ihre Schürze in die Höhe und bedeckte ihr Gesicht und schluchzte heftig. Sie konnte ihren Schmerz nicht unterdrücken. Als sie ihre Augen getrocknet hatte, wandte sie sich an den Knaben und schloß ihn fest in ihre Arme.

„Guter Erich, wo nimmst du denn so viel Worte her?" rief sie freudig aus. „Sie schneiden mir wie ein Messer durch's Herz."

„Es ist ja nur die Wahrheit, Mutter!" erwiederte Erich. „Die Base erfährt, wo uns der Schuh drückt, und das ist genug."

Und mit diesen Worten sprang Erich vom Lehnsessel auf und tanzte wieder in dem Zimmerchen umher, als ob er vor Freude toll wäre.

„Sei ruhig, Erich!" rief die Mutter, „du stellst gewiß ein Unglück an, und wirfst das Dintenfaß über den schönen Brief."

Aber dem war Agnes schon zuvorgekommen. Voll Neugierde war Agnes unbemerkt aufgestanden und hatte sich dem Tische genahet. Sie wollte schnell, ehe sie daran gehindert wurde, das Papier ergreifen, warf Dintenfaß und Lampe um, und schüttete den ganzen Inhalt auf den Brief.

„Mordelement!" schrie Erich, und rannte in der Dunkelheit nach dem Tische.

„Einfältiges Kind!" schalt die Mutter, zündete schnell ein Licht an und sah das Unglück. Sie wollte Agnes strafen, aber Erich's gutes Herz ließ es nicht zu.

„Das Unglück ist nicht so groß," sagte Erich, „ich habe noch einen Bogen Papier und kann den Brief noch ein Mal schreiben. Ich lerne das Schreiben nur besser und kann dann die Dintenflecken weglassen und die fehlerhaften Buchstaben. Mutter, aller Anfang ist schwer. Ich habe Muth bekommen; das zweite Mal geht es besser. Ich will gleich anfangen; morgen trage ich den Brief nach Ajaccio."

„Dann muß aber Agnes aus dem Zimmer gehen," sagte die Mutter.

„Laß sie da, Mutter," bat Erich. „Agnes wird jetzt ruhig sein!"

Nach einer halben Stunde war der Brief geschrieben. Erich hatte eine große Freude. Der Brief war recht ordentlich und reinlich geschrieben; er sah viel freundlicher aus als das erste Mal. Nur waren die Buchstaben zu lang und zu plump. Der Inhalt war deutlich geschrieben.

„Nun leg den Brief zusammen, Mutter!" sprach Erich.

„Wie macht man denn das?" fragte Aurelia. „Ich habe in meinem Leben keinen Brief geschlossen."

Aurelia drehte das Papier hin und her und versuchte auf alle Weise, dem Bogen eine Form zu geben; es wollte nicht gelingen. Endlich fiel es ihr ein, daß sie aus alter Zeit noch einen Brief besitze. Schnell ward dieser hervorgeholt und als Muster gebraucht. Endlich gelang es: der Brief war zusammengelegt.

„Aber mir fällt was ein," sprach Erich, „der Brief muß wieder aufgemacht werden."

„Warum das, mein Kind?" fragte die Mutter.

„Die Base weiß ja nicht, wo wir wohnen," sagte Erich. „Das muß auch in den Brief geschrieben werden. Ich habe es oft in der Schule gesehen."

„O das weiß die Base gut, daß wir bei Ajaccio wohnen," versetzte die Mutter.

„Aber Mutter, das genügt nicht," meinte Erich, „bei Ajaccio stehen viele Häuser und wer kennt uns in der Stadt?"

„Das ist nicht nöthig, Kind!" antwortete die Mutter. „Wir werden die Antwort schon bekommen, wenn es Gottes Wille ist."

Es entstand eine kleine Pause.

„Aber halt! Die Adresse! — — —" rief Erich.

Erich schrieb mit geschickter Hand auf den Brief: „An Johanna Duval in Toulon."

„Jetzt ist der Brief fertig," sprach Erich. „Also Morgen trage ich ihn zur Post. Ein mitleidiger Mensch wird ihn siegeln. Oder wenn er auch offen fortgeschickt wird, so schadets auch Nichts. Es darf Jedermann wissen, daß wir arm sind. Ist denn Armuth eine Schande?"

Und Erich blickte die Mutter voll Zärtlichkeit an.

„Also Morgen in aller Frühe in die Stadt!“ rief er und fiel der Mutter freudig um den Hals. —

„Das ist gar nicht nothwendig, wackerer Bursche!“ sprach eine unbekannte Stimme. „Ich will den Brief mitnehmen. Er wird gut besorgt.“

Aurelia und Erich erschracken nicht wenig, als sie einen fremden langen Mann in's Zimmer treten sahen, der gerade auf den Tisch zulief und ein Bündel darauf warf. Agnes stieß einen lauten Schreckensruf aus. Aurelia zitterte am ganzen Leibe und Erich getraute sich kaum zu athmen. Das war ein Besuch zu einer ganz ungewohnten Stunde.

„Fürchtet euch nicht, ihr guten Leute!“ sprach der Unbekannte, „ich bin ein ehrlicher Mann und bringe euch einen freundlichen Gruß.“

Die Herzen der guten Leute schlugen heftig.

„Ist's vom Vater?“ rief Erich und jauchzte laut.

„Wer denkt noch an mich?“ sprach Aurelia und Thränen der Rührung traten ihr in die Augen. „Wer ist so gut gegen mich?“

„Mein Herr,“ antwortete der Unbekannte, während er sein Bündel aufschnürte.

„Wo ist dein Herr?“ fragte Erich schnell.

„Ich weiß es nicht,“ sprach der Fremdling. „Er ist überall und nirgens.“

Da wunderte sich Aurelia noch mehr. Erich riß die Augen weit auf und kam vor Staunen nicht zu sich selbst. Der Fremdling aber packte schnell sein Bündel, nahm Erich's Brief und eilte zur Thüre hinaus. Aurelia wollte ihn zurückhalten.

„Laßt mich gehen,“ bat der Unbekannte. „Ihr sollt später Alles erfahren.“

Und mit diesen Worten befreite er sich hastig aus der Stube des betroffenen Weibes und eilte schnellen Trittes den Hügel hinab.

Auf dem Tische aber lag ein Päckchen, gefüllt mit hundert Ducaten und ein Zettelchen lag darin, auf welchem geschrieben stand: „Ein Zeichen der Dankbarkeit vom Schiffshauptmann!“

Zehntes Kapitel.

Es geht besser.

Es war seit der Ankunft jenes räthselhaften Fremdlings ein Vierteljahr verflossen. Aurelia überlegte hin und her, was doch ein solcher Gruß möchte zu bedeuten haben; aber alle ihre Vermuthungen waren unklar und auch Erich's Annahmen hatten immer nur den Schein der Wahrheit für sich.

So saßen denn die guten Leute an einem Sonntagmorgen nach dem Besuche der Kirche auf der Moosbank vor dem Hause. Agnes konnte auch dabei sein. Sie war aufgestanden und war ziemlich munter; denn ihre Krankheit war bereits geheilt. Das Geld, das die Mutter erhalten, brachte einen geschickten Arzt in die Hütte und bessere Speisen kamen für das abgemagerte Mädchen auf den Tisch. Es war ein recht freundlicher Morgen.

„Ei guten Tag, liebe Agnes!" rief Erich, als er das Mädchen aus dem Hause treten sah und ergriff seine Hand und führte es zur Mutter. „Das ist schön, daß du auch zu uns kommst."

„Es ist mir viel besser, liebes Brüderchen!" antwortete Agnes, „und wenn es so fortgeht, so bin ich nach wenigen Wochen ganz gesund; die Mutter darf dann nicht mehr so viel Arbeit mit mir haben und ich kann auch Etwas verdienen."

„Das sind gute Vorsätze, Agnes," sagte die Mutter. „Du mußt den Tag nicht vor dem Abend loben."

„Hab' ich's nicht immer gesagt, daß es besser gehen werde?" sprach Erich. „Man muß nur auf Gott vertrauen und das Seinige stets redlich thun."

„Ich begreife es jetzt wohl," antwortete die Mutter.

Es entstand eine angenehme Pause. Ein leiser Windzug bewegte die Blätter der Bäume, so daß es gar seltsam flüsterte.

„Hört," rief Agnes freudig aus, „es schweben Engelein durch die Luft. Hört ihr nicht ihre Flügel rauschen?"

„Man sollte es glauben," antwortete die Mutter. „Wer weiß, ob uns nicht heute noch ein Engelein gute Botschaft bringt."

„Es ergeht mir auch so, Mutter!" erwiederte Agnes.

„Ich meine immer, es müsse uns heute noch ein besonderes Glück begegnen.“

„Ueberlaßt euch keinen thörichten Hoffnungen,“ ermahnte Erich. „Man muß nicht zu viel hoffen, und das Glück ist erst dann wahrhaft wohlthuend, wenn es unerwartet kommt.“

Es entstand wiederum eine Pause.

„Ich möchte doch wisse,“ fing die Mutter zu reden an, „ob dein Brief, mein guter Erich, auch nach Toulon in die Hände der Base gekommen ist.“

„Warum sollte sie ihn nicht erhalten haben?“ fragte Erich.

„Wir leben in gar unruhigen Zeiten,“ versetzte die Mutter.

„Das sollte, glaube ich, doch Nichts machen,“ antwortete Erich.

„Ich habe wenig Hoffnung,“ erwiederte Aurelia.

„Ich habe desto mehr,“ meinte Erich. „Du bist ja ganz still, Agnes, was ist denn deine Meinung?“

„Ich habe gar keine Meinung,“ versetzte das Mädchen, „die Zukunft wird Alles enthüllen. Wenn wir glücklich sein wollen, so liegt es bloß an uns.“

„Kind, was sind das für Worte?“ fiel schnell die Mutter ein. „Das ist eine Lehre für mich. Ja, du hast Recht: man muß nie zu viel von Außen erwarten; man muß die Hände rühren und ehrlich und redlich sein.“

„Wenn man dann auch nicht Vieles erwirbt,“ unterbrach Erich die Mutter, „so kann man doch den Frieden des Herzens bewahren und die Ruhe des Gewissens. Und besteht nicht hierin das wahre Glück?“

„Gewiß,“ antwortete Agnes. „Was wäre überhaupt das Glück ohne die Ruhe des Gewissens und die Freudigkeit des Herzens?“

„Und was hätte das Glück für einen Reiz,“ fiel Erich ein, „wenn wir nicht das Bewußtsein in uns trügen, zu unserm Glücke das Meiste selbst beigetragen zu haben?“

„Aber zum Glück gehört nicht bloß der Friede der Seele,“ sagte die Mutter, „die äußere Lage des Lebens muß in Uebereinstimmung gebracht werden mit der Freudigkeit des Herzens.“

„Du meinst also, Mutter, daß zum Glücke nothwendig Reichthum gehöre?“ fragte Erich schnell.

„Ich will nicht sagen Reichthum, so doch gewiß ein ordentliches Auskommen und eine fleißige arbeitsame Hand,“ erwiederte Aurelia.

„Die Reichthümer dieser Welt“ ergänzte Agnes, „sind überall nur Nebensache — nur ein Mittel, wenn es sich um die Gründung des wahren Glückes handelt. Tugend allein macht wahrhaft glücklich und ein herzliches inniges Gottvertrauen. Das habe ich während meiner Leidenstage oft erfahren und wo man wahres Glück gründen will, da muß man mit der Tugend anfangen. Sieh, weil wir uns Nichts vorzuwerfen haben, was unser Gewissen beschwert, deßhalb sind wir auch in herben und bittern Tagen zufrieden — ich möchte sagen glücklich geblieben, und ich lebe der sichern Hoffnung, daß es uns auf der Welt noch recht ordentlich gehen werde.“

„Das schwatzhafte Mädchen,“ sprach die Mutter. „Die Mädchen gleichen sich doch alle auf ein Haar: ihr Hauptfehler ist die Schwatzhaftigkeit. Hast du mir eine Predigt gehalten, Agnes! Ich schäme mich fast!“

„Bitte, bitte, liebe Mutter! Wer wollte denn auch so kleingläubig sein?“ sagte Agnes und lächelte herzlich der Mutter zu.

„Freue dich, Mutter!“ rief Agnes voll Herzlichkeit aus, „unser Glück nimmt erst seinen Anfang. Bald reisen wir nach Frankreich zur Base. Da wird's heiter sein! Ach, das schöne Frankreich! Was hat das für schöne Berge und hübsche Thäler — es sollen manche Landschaften ein Garten sein. Erich hat mir schon viel davon erzählt. Er hat es vom Vater erfahren. Dann erst geht die Freude für uns an!“

Und Agnes hüpfte voll Freuden auf dem Rasenplatze umher. Sie schlug die Hände zusammen und klatschte laut.

„Nach Frankreich! nach Frankreich!“ rief sie beständig und in der Freude ihres Herzens fiel sie sogar Erich um den Hals und wollte ihn nicht mehr loslassen.

„Ich weiß nicht, was dem Mädchen fehlt,“ sagte die Mutter, „es ist heute sehr aufgeregt und übermüthig. Wenn's nur nicht bei ihm eintrifft, was ein Sprichwort sagt: „Am Morgen Freuden, am Abend Leiden!“

„Das macht die Gesundheit und die Freude über das Wohlbefinden," sagte Erich, „nicht wahr, Schwesterchen!"

„Auf, nach Frankreich!" rief Agnes aus und gab auf die Frage des Bruders keine Antwort.

„Ein Brief! ein Brief!" schrie Agnes plötzlich, und stürzte einem Mann entgegen, der wirklich einen versiegelten Brief in der Hand hielt und rasch auf die Hütte zulief.

„Ein Brief aus Toulon!" sprach der Bote, indem er Aurelia das Schreiben reichte. „Es hat einen Werth von fünfzig Ducaten!"

„Die Züge der Base!" rief Aurelia aus. „Die Base lebt noch! Sie denkt noch an mich — an euch, Kinder!"

Aurelia öffnete geschwind den Brief und wollte ihn lesen, aber sie kam damit nicht zurecht. In der Freude ihres Herzens vergaß sie sogar den Boten abzufertigen. Der Fremdling aber freute sich der ungetrübten Herzlichkeit der Leute.

„Erich, ich kann nicht Alles in dem Briefe lesen," sagte Aurelia mit dem Tone des höchsten Entzückens. „O lies, doch geschwind! Was schreibt uns die vielliebe Base?"

Erich durchflog geschwind das Blatt und als er es gelesen hatte, legte er es bei Seite und hob die Hände auf und betete.

„Nun freuet euch Alle und danket Gott," rief er aus, und in seinen Augen glänzte eine Thräne, „nun ist uns geholfen. Wir müssen nach Frankreich gehen. Die Base will es durchaus haben. Wir sollen es gut bei ihr haben. Mutter, du sollst dich besonders freuen; denn die Base hat Alles vergessen."

„Guter Gott!" seufzte Aurelia und brachte ihre Schürze vor die Augen und blieb schweigend auf der Moosbank sitzen.

Agnes weinte auch und hob die zarten Hände zum Himmel nnd fiel auf die Knie nieder. Es war ein rührendes Schauspiel. Der Bote zerdrückte auch eine Thräne der Rührung und empfand die herzlichste Theilnahme.

„Gott sei gepriesen," rief Aurelia, als sie aufstand. „Kinder, macht euch fertig: in acht Tagen ziehen wir nach Frankreich!"

Alle standen auf und trockneten die Thränen von den

Wangen. Die Sonne warf ihre hellen Strahlen auf die malerische Gruppe.

„Gott im Himmel, Euch habe ich ganz vergessen!" rief Aurelia, als sie den Boten erblickte.

„Ich freue mich," sagte der Bote, „der Zeuge einer so wahren und aufrichtigen Freude und eines so unerwarteten Glückes gewesen zu sein."

Nach acht Tagen befanden sich die guten Bewohner der Hütte auf der Reise nach Frankreich. —

Gottes Wege sind wunderbar. Wer sollte Gottes Vorsehung nicht preisen!

Eilftes Kapitel.

Auf Leiden folgen Freuden.

Aurelia befand sich nun mit ihren zwei Kindern bei der Base. Erich ward ein kräftiger starker Jüngling und ein tüchtiger Arbeiter. Agnes ward geschickt und blieb eine fromme stille Jungfrau, die der Base viele Freude machte.

Während die guten Leute bei der Base in ungestörtem Glücke lebten und Abends beim Scheine der Oellampe vom verlornen Vater sprachen, und von dem Uebermaße des Glückes, das ihnen durch die Wiederkehr des geliebten Vaters zu Theil würde, während Aurelia Gott alle Tage dankte für die Wendung ihres Geschickes: bereitete sich an der afrikanischen Küste ein artiges Schauspiel vor, dessen Folgen sich gar nicht berechnen ließen. Schon im Jahre 1816 schien die Stunde der Vergeltung für die Frevel der Raubstaaten geschlagen zu haben und viele Herzen jubelten dem brittischen Admiral Exmouth entgegen, der die Stadt Algier mit siebenhundert Feuerschlünden bedrohte, den innern Hafen und die Seemacht Algiers zerstörte und den Dey zu friedlichen Gesinnungen stimmte. Allein der Uebermuth der Raubstaaten erwachte bald wieder, weil es nicht in dem Plane Englands lag, Algier gänzlich zu zerstören und dem berüchtigtsten Raubstaate ein schnelles Ende zu bereiten. Diese That war Frankreich aufbehalten und Frankreich gebührt der Ruhm,

die vielen Schandthaten und Frevel der Piratenstaaten gerächt zu haben.

Erich kam eines Abends nach Hause. Aurelia und die Base saßen beim Schein der Lampe und wärmten sich am warmen Kamin. Agnes war zu Bette gegangen.

„O wie glücklich wären wir," fing Aurelia zu reden an, „wenn Bryon in unserer Mitte wäre!"

„Er war ein braver ehrlicher Bursche — treu wie das Gold und voll edlen Sinnes," erwiederte die Base. „Ich bereue es, je einmal hart gegen ihn gewesen zu sein!"

„Ist Erich nicht sein vollkommenes Ebenbild?" fragte Aurelia.

„Dem Körper nach!" erwiederte die Base, „Erich ist ein aufgeweckter Jüngling; Bryon war mehr sanfter Natur."

„Ach, wenn er nur in unserer Mitte wäre!" seufzte die Mutter, „ich kann kaum ohne ihn leben."

„Hier bin ich!" rief eine Stimme.

Es war der muntere Erich, der eben in das Zimmerchen getreten war.

„Hier bin ich, liebe Mutter!" sprach er. „Was willst du, daß ich thun soll?"

„Ich wollte Nichts von dir," erwiederte die Mutter. „Ich wollte, der Vater wäre bei uns und würde sich mit uns freuen."

„Der Vater ist verloren, meine Kinder!" sagte die Base; „denkt nicht, daß ihr ihn wieder finden werdet. Wie lange haltet ihr ihn für todt?"

„Ungefähr zehn Jahre!" antwortete Erich lebhaft, „aber warum sollte es denn eine Unmöglichkeit sein, den Vater zu finden? Seht, es bereiten sich wirklich Dinge vor, die manchen Menschen wieder an's Tageslicht bringen werden, den man schon lange verloren gab."

„Rede deutlicher, Erich," bat die Mutter, „du setzest mich in die höchste Spannung."

„Rede, rede schnell" sprach die Base und konnte ihre Wißbegierde nicht verbergen.

„Der Dey von Algier hat ein öffentliches Manifest an alle handeltreibenden Nationen erlassen, in welchem er die Korallenfischerei an der Küste seines Gebietes frei giebt. Frankreich hatte seit vielen Jahrhunderten das Recht, in Folge von Verträgen mit der Pforte und

Algier, gegen einen Tribut von sechzigtausend Franks die Korallenfischerei allein betreiben zu dürfen. Der Dey von Algier hat nun keine Lust mehr, die Verträge mit Frankreich anzuerkennen. Das sagte man in der Stadt. Ja, der Dey hat in seinem Uebermuthe sogar dem französischen Consul mit seinem Fliegenwedel einige leichte Schläge gegeben, als er zu ihm kam und sich über die Verletzung der Rechte Frankreichs beschwerte. Damit nicht zufrieden, ließ er den Befehl geben, alle französischen Besitzungen an der Küste zu zerstören. Meint ihr wohl, Frankreich lasse diesen Schimpf ungerächt? Meint ihr wohl, Frankreich lasse sich so viel Trotz und Uebermuth gefallen? Das wäre der erste Schritt zur Herstellung der schändlichsten Piratenherrschaft im Mittelmeere. Ich bin zwar nur ein einfacher Handwerker; aber so viel sehe ich ein, daß unser beleidigtes Vaterland seine Ehre retten muß!"

Erich schwieg. Die beiden Frauen schauten sich verwundert an.

„Es wird doch kein Krieg ausbrechen?" seufzte Aurelia.

„Anders kann die Sache fast nicht beigelegt werden," erwiederte Erich hitzig. „Jetzt schon schließt ein französisches Geschwader den Hafen von Algier ein. Das wird ein schönes Fest absetzen! Gott, wie werden unsere Soldaten auf die Heiden und Türken losstürmen!" —

„Alles nach Recht und Gerechtigkeit", ermahnte die Base.

„Mein Gott, mir wird bange, wenn ich daran denke, daß mir ein Krieg meinen Erich rauben könnte," seufzte die Mutter. „Mein Erich ist so groß gewachsen, daß er zur Aushebung kommt und seine Pflichten als Soldat erfüllen muß. Wie, wenn er zum Heere käme, das nach Afrika bestimmt ist?"

„Dann müßten wir's eben ertragen," erwiederte die Base. „Nicht Alle kommen um, welche in's Feld ziehen, und das Wohl des Vaterlandes fordert stets seine Opfer. Wenn Erich ausziehen muß, so erfüllt er bloß eine Pflicht gegen das Vaterland, und wir müssen uns eben fügen."

„Das ist auch meine Meinung," rief Erich freudig aus. „Man darf nie verzweifeln. Und wer weiß, ob mir nicht mein Glück blüht, wenn ich mich auf dem Felde

der Ehre wacker halte? Man sieht nicht in die Zukunft, Mutter! Und man muß stets das Beste hoffen!"

„Aber wie traurig wäre es für mich, wenn du Soldat werden müßtest!" entgegnete die Mutter. „Ein Soldat im Felde steht immer mit einem Fuß im Grabe. Ich habe Bryon auf dem Meere verloren und du sollst auf dem Schlachtfelde fallen? Erich, das ist ein schmerzlicher Gedanke!"

„Lasse diese Gedanken," antwortete Erich, „wir stehen in Gottes Hand. Gott erhält die Seinen auch im Gewühle der Schlacht, wenn ringsum die tödtlichen Kugeln sausen und die Geschütze krachen, daß die Erde erbebt. Das Vaterland fordert seine Opfer — — —"

„Und diese müssen wir freudig bringen," schaltete die Base ein. „Es würde dich auch freuen, Aurelia, wenn Erich nach Hause käme, geschmückt mit dem Kreuze der Ehrenlegion und reich an Lorbeeren und Siegen — nicht wahr, das würde dein mütterliches Herz zur höchsten Freude stimmen?"

Aurelia lächelte und blickte mit Entzücken auf Erich; ein schöner blühender Jüngling von zwanzig Jahren.

„Ja, lächle nur, Aurelia!" fuhr die Base fort. „Es ist schön und löblich, für das Vaterland zu kämpfen und zurückzukehren mit allen Ehren geschmückt. Und wie jauchzt das Volk dem siegreichen Heere entgegen, wenn es heimkehrt in's Vaterland, wenn jener schöne Tag kommt, der die getrennten Väter, Söhne und Mütter wieder vereinigt im elterlichen Hause? Wie stolz blickt dann die Mutter auf ihren Sohn und umarmt ihn mit Thränen in den Augen? Wie freudig schlägt das Herz des Vaters, wenn er seinen Sohn gesund zurückerhält? Wie freuen sich die Geschwister, wenn der Bruder heimkehrt in das häusliche Leben. —

Aurelia schwieg. Sie fühlte, daß die Base mit großer überzeugender Kraft gesprochen hatte.

„Darum dürfen wir ruhig sein," schloß die Base, „wenn Erich Soldat werden muß. Gott wird ihn erhalten, wenn es sein Wille ist."

„Ich fürchte Nichts," versetzte Erich. „Der Abschied soll mir nicht schwer werden."

„Sprecht nicht davon," bat die Mutter, „ich vergehe vor Jammer!"

„Närrisches Geschöpf!" murmelte die Base.

Aber wie es Erich vermuthet hatte, so geschah es. Frankreich erklärte dem übermüthigen Dey von Algier den Krieg und rächte die erduldete Unbill. Die junge Mannschaft ward ausgehoben und in die Regimenter eingetheilt. Ein Theil derselben ward mit andern geschulten Soldaten nach Afrika gesandt. Erich befand sich darunter. Die Mutter nahm mit Thränen in den Augen Abschied von ihrem Sohne; Agnes weinte laut; die Base segnete den schönen Jüngling und sagte ihm viel Glück voraus: Erich aber jubelte laut, als er seine Kameraden eingeholt hatte.

„Was würdest du sagen, Mütterchen," sprach er zur Mutter beim Abschiede, „wenn ich dir den Vater bringen würde; es wäre ja wohl möglich!"

„Ich würde vor Freuden sterben und deinen Ausgang tausend Mal segnen," erwiederte die Mutter mit zitternder Stimme. —

Das Landheer, das aus dem Kern des Volkes bestand, wurde unter den Befehl des Generals Bourmont gestellt und zählte mit Ausschluß der Reiterei über zweiunddreißigtausend Mann, dem sich die Flotte unter Duperré anschloß. Die Ausrüstung des Heeres kostete mehr denn fünfundfünfzig Millionen Franken. Es war dieses Mal nicht auf eine Demüthigung des Dey abgesehen, sondern es handelte sich um die Vernichtung des Raubstaates Algier. Algier ward von dem Dey in den furchtbarsten Belagerungszustand versetzt. Auch der unbedeutendste Punkt ward mit Batterien versehen und aus tausend Schlünden ergoß sich ein mörderisches Feuer. Allein die Franzosen ließen sich nicht hindern. Sie kamen nach einer glücklichen Fahrt vor der befestigten Stadt an. Von welcher Seite aber sollte die Stadt angegriffen werden? Wo sie sich dem Lande nahen wollten, wurden sie von einem wahrhaft höllischen Feuer empfangen. Denn die Türken hatten die Küste scheinbar verlassen und hielten sich hinter den Bergen auf, welche sich in langer Reihe an der Küste hinziehen. Von hier aus kämpften sie gegen die Franzosen, die lange Nichts ausrichten konnten, was nur irgend von Bedeutung gewesen wäre. Man wollte die Landenden nur in die Nähe locken, um mit ihnen den Kampf auf Leben und Tod zu beginnen. Nur nach dem heftigsten Kampfe gelang die Landung der Trup-

pen und die ersten Lorbeeren auf afrikanischen Boden waren gepflückt. Allein was standen die Truppen aus in dem heißen Klima, dem Europäer ungewohnt, häufig von Lebensmitteln entblößt und stets beunruhigt von den Beduinen und andern unregelmäßigen Truppen des Dey, — kühne Streiter und sichere Scharfschützen, — welche Tag und Nacht um sie her schwärmten! Aber der Geist Napoleon's lebte noch in Frankreichs Heeren und unverdrossen unterzogen sie sich den größten Beschwerden, wenn es galt, Frankreichs Waffenehre und Waffenruhm zu verherrlichen. Ueberall wurden Schanzen errichtet und Blockhäuser erbaut und so gelang es auch dem französischen Heere, das alle Hindernisse und die verzweifelte Anstrengung der Eingebornen besiegte, sich bis in die Nähe von Algier auszubreiten. Am 29. Junius begann die Belagerung der Stadt und am 15. Julius fiel die Stadt in die Hände der Sieger. Algier hatte als Raubstaat seinen letzten Tag gesehen. Auch Tunis und Tripolis mußten sich fügen und mußten dem Piratenwesen entsagen und die Sclaverei der Christen aufgeben und an Frankreich eine Entschädigung von achthundert tausend Franken wegen Seeraubes bezahlen. Viele Christen wurden nach dem Siege der Franzosen in Freiheit gesetzt und der Sclaverei für immer entrissen.

Eines Tages geschah es nun, daß ein Proviantzug, der nur von dreißig Mann Bedeckung begleitet war, in die Nähe des Blockhauses von Merad gebracht werden sollte. Der Anführer dieser Schaar war ein alter Offizier, der in der größten Sorglosigkeit in der schluchtenreichen Gegend dahinmarschirte und an einen Ueberfall durch umherschweifende Beduinen gar nicht dachte. An seiner Seite wandelte ein Soldat — ein junger blühender Mann, voll Würde und von stattlichem Aussehen; es war Erich, der bei der Truppe war. Seine Brust war mit dem Kreuze der Ehrenlegion geschmückt, das er sich durch seine Tapferkeit in mehreren blutigen Gefechten erobert hatte. Er war nicht wenig stolz auf dieses herrliche Zeichen seines Muthes. Da er den Offizier so sorglos dahinmarschiren sah, gab er um so mehr Acht und strengte alle seine Sinne an, um das geringste Geräusch wahrzunehmen. Sein scharfes Auge drang in die geheimsten Tiefen und bald heftete er seinen durchdrin-

genden Blick auf eine enge tiefe Schlucht. Sie schien ihm besonders verdächtig zu sein und schien ihm Unheil anzukündigen.

Erich blieb stehen, um recht genau zu beobachten.

„Was bleibst du stehen, Kamerad?" fragte der alte Offizier.

„Ich bemerke weiße Gestalten," antwortete Erich, „wenn mich nicht alle meine Sinne trügen, so ist der Feind in unserer Nähe."

Es zeigten sich plötzlich weiße Gestalten, die durch die lichten Stellen eines Gebüsches zu sehen waren. Der Offizier hatte nichts davon gemerkt. Er richtete sein Auge nach dem Orte, wo die Gestalten zu erblicken waren; aber er konnte Nichts entdecken.

„Ich sehe Nichts," sagte er, „Erich, du bist nicht recht bei Sinnen. Bist du wieder daheim bei der Mutter? Wie oft muß ich dir noch Vorwürfe machen?"

„Ich beobachte recht gut, Herr Capitain!" sprach Erich kurz, beleidigt durch die herbe Beschuldigung des Befehlshabers.

„Ach nein, die Araber sind gescheidter," warf der Offizier ein, „wie sollten sie so verwegen sein, uns in der Nähe des Hauptheeres anzugreifen. Ich glaube, das lassen sie wohl bleiben."

„Wir wollen sehen," erwiederte Erich, „vielleicht habe ich doch Recht."

Die kleine Schaar bewegte sich hundert Schritte vorwärts.

„Es ist doch nicht recht geheuer," rief Erich aus, „verflucht! ich habe schon wieder Gestalten gesehen."

Der Offizier nahm sein Fernrohr aus der Tasche und hielt es vor das Auge, um genau zu beobachten. Er strengte sein Auge an und blickte nun kurze Zeit nach einem bestimmten Punkte.

„Es ist nicht recht sauber," flüsterte er. „Wir müssen auf der Hut sein."

Aber kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so fiel ein Schuß. Eine Flintenkugel flog herbei und schlug dem Offizier den Arm ab, während das Fernrohr auf die Erde fiel.

„Tod und Teufel!" rief er aus, „ich bin gut getroffen."

„Hollah!" rief Erich und ergriff den Offizier und legte ihn auf die Seite.

„Erich, besorge das Commando!" sprach der Offizier, „laß mich allein. Besser ich sterbe, als daß Alles verloren sei."

Erich eilte davon und ließ alle Wägen in ein Viereck aufstellen und stellte sich mit seinen Leuten in die Mitte. Den verwundeten Offizier schleppte er herbei und legte ihn unter einen Wagen dicht neben sich. Es war eine schlechte Verschanzung; aber in der Eile konnte nichts Besseres geschehen.

„Habt Acht, Kameraden," befahl er, „haltet euch wacker!"

„Einer für Alle, und Alle für Einen!" erhielt er zur Antwort.

„Das ist brav!" erwiederte er.

Da stürmten die Araber mit Hast in den Engpaß und der Andrang wollte kein Ende nehmen. Sie warfen sich mit Wuth und Ingrimm auf den Proviantzug und griffen mit unglaublicher Hitze an. Erich kämpfte wie ein Löwe und durch seinen Muth angefeuert, ward den Eindringenden ein so heftiger Widerstand entgegen gesetzt, daß die Schaar der Feinde bald gelichtet wurde. Erich war mit seiner Schaar durch die Wagen geschützt, in welche die Kugeln der Feinde drangen, welche wie ein dichter Hagel herbeiflogen; aber die Kugeln der Franzosen trafen regelmäßig ihren Mann. Die Araber schickten sich an zum Rückzuge. Denn man hörte von einer andern Seite her ein lautes Gewehrfeuer. Das Hauptheer war durch das anhaltende Gewehrfeuer der Truppe auf die Gefahr aufmerksam gemacht worden und hatte ein Bataillon zur Hilfe ausgesendet. Im Hintergrunde der Schlucht erschienen schon französische Hilfssoldaten, bei deren Anblick die Araber das Fersengeld nahmen und die Flucht ergriffen.

„Auf, auf!" rief Erich, „wir hauen Alle nieder!"

„Vorsicht, Vorsicht!" bat der verwundete Offizier.

„Fünf Mann bleiben!" befahl Erich. „Man läßt keinen Offizier allein!"

Erich sprang mit seinen Leuten über die Wagen und machte den nacheilenden Hilfstruppen schnell einen breiten Platz zum Durchmarsche. Dann setzte er sich auf das

Pferd des Offiziers und sprengte durch die Schlucht so schnell dahin, daß ihm nur Wenige folgen konnten. Dieser Tag sollte durch ein denkwürdiges Ereigniß verherrlicht werden. Die Araber hatten sich zerstreut und die nachrückenden Franzosen hatten die Schlucht bereits gesäubert; dessenungeachtet drang Erich vorwärts und traf auf einen Trupp von etwa fünfzig Beduinen, die an einer Quelle sich lagerten, um von den Mühseligkeiten des Tages auszuruhen. Am Rande der Quelle weideten Rinder und Schafe, welche einem Stamme geraubt worden waren, der den Franzosen befreundet war. Alle diese Männer waren in weiße Kleider eingehüllt und trugen lange Mantel. In der Mitte der Schaar, welche einen Angriff fürchtete — denn das Gewehrfeuer war von ihnen gehört worden! — war ein Mann mit einem weißen Bart an den Stamm eines Dattelbaumes angebunden, und die Beduinen gaben sich den Anschein, den bejahrten Greis auf eine grausame Weise zu tödten. Ein Beduine legte an und traf den Armen in das Bein. Der Greis schrie laut auf vor Schmerz. Erich sah es und drang wie ein Rasender vorwärts.

„Tödtet ihn nicht, oder ihr seid Alle verloren," rief er mit lauter Stimme. „Auf Kameraden!"

Eine große Anzahl Feinde ergriff sogleich die Flucht. Andere gaben Feuer und trafen zum Glücke nicht. Es entstand ein hitziges Gefecht; aber die Beduinen fielen ringsum von den Schlägen der tapfern Franzosen. Da nahete sich ein Beduine dem Greise und wollte ihm mit dem krummen Säbel den Kopf zerspalten. Erich sah schnell die Gefahr und eilte noch zur rechten Zeit herbei, um dem Barbaren, der einen Wehrlosen tödten wollte, den Arm abzuschlagen und dann das Schwert tief in die Brust zu stoßen. Das Pferd ward dem tapfern Erich unter dem Leibe weggeschossen; in dem nämlichen Augenblicke aber war auch kein Beduine auf dem Kampfplatz zu sehen.

„Retter meines Lebens!" rief der Greis aus und rang die Hände. „Wie kann ich dir danken!"

„Seid ruhig, ich habe nur meine Pflicht gethan," bat Erich und band den alten gebrechlichen Mann los.

Der Greis aber fiel auf die Erde nieder und betete

laut, indem er ein kleines Kreuzlein aus dem Busen zog und es mit Wärme an seine Lippen drückte. Die Franzosen standen in ehrerbietiger Haltung um ihn her. Das Herz zitterte in ihrer Brust. Man hörte nicht einen Laut, so sehr hatte sie dieser rührende Auftritt gefesselt.

„Großmüthiger Retter meines Lebens!“ rief der Greis und sank, das Kreuz in der Hand haltend und ohnmächtig geworden durch den Verlust des Blutes, das aus der Wunde drang, auf die Erde. Erich eilte geschwind nach der Quelle und brachte Wasser, um die Wangen des Unglücklichen damit zu begießen. —

Während Erich die Wangen und Schläfe des Greises mit frischem Wasser benetzte, betrachtete er das Kreuz näher, das der unglückliche Greis fest in seinen Händen hielt. Er ward todtenbleich und seine Arme sanken kraftlos herab auf die Erde. Er warf sich mit dem Gefühle des höchsten Entzückens auf den Greis und drückte ihn fest an sein Herz, das vor Freude zu zerspringen drohte. Das Kreuz, das der Greis in seiner Hand hielt, hatte er oft in seiner Jugend in dem Hause der Eltern gesehen. Es war das Kreuz, das Aurelia dem Vater vor seiner Reise nach Neapel geschenkt hatte, und das Bryon auf der Brust trug.

„Mein Vater! mein Vater!“ rief Erich voll Schmerzen und Freuden zugleich aus. „Vater! Vater!“

Und Erich erkannte die Züge des Vaters; er war nur viel älter geworden und die lange Knechtschaft in fremdem heidnischem Lande hatte ihn entstellt und seine frischen schönen Züge verwischt.

„Vater!“ seufzte Erich und drückte den Greis abermals an sein Herz.

Der Greis schlug die Augen auf und erkannte seinen Sohn.

„Erich!“ sprach er mit zitternder Stimme, „er ist es — und kein Anderer!“

Und sie lagen sich stillschweigend und schluchzend in den Armen. Alle, die umherstanden, waren gerührt. Kein Athem ward gehört in dieser feierlichen Stille. Nur ein leichter Zephir bewegte das Laub des Dattelbaumes und wiegte dessen Krone in der Luft. Nichts weckte die Beiden auf aus ihrem Freudentaumel. Da schien die Sonne und verklärte das Gesicht des Sohnes und

beleuchtete die ihm bekannten Züge des Vaters und der Sohn schloß den gefundenen Vater in seine Arme und überschüttete seine Wangen mit heißen Küssen.

„Vater, du bist wieder mein," rief Erich aus und Thränen strömten über seine erhitzten Wangen.

„Erich, ich bin frei — ich danke dir das Leben!" sprach Bryon.

Und er stürzte nochmal nieder und betete laut. Viele der Umstehenden weinten mit; Alle waren von heiligem Entzücken ergriffen.

Erich untersuchte nun die Wunde des Vaters. Sie war nicht gefährlich und er verband sie. Ein Soldat lieh sein Pferd und Bryon ward darauf gesetzt und zu dem siegreichen Häuflein Franzosen gebracht, das sich bei den Proviantwagen gesammelt hatte. Auf dem Wege erzählte Bryon die Leiden während seiner langen Gefangenschaft und Sclaverei. Alle waren gerührt und Erichs Brust entwanden sich oft die Seufzer tiefen Schmerzes. Erich erzählte von der neuen Heimath.

„Gott sei ewig gepriesen," rief Erich aus, als der Trupp bei den Wagen angekommen war, „er hat mir Gelegenheit gegeben, die schönste Pflicht auf Erden zu üben: den geliebten Vater zu retten. Mutter, wie groß wird deine Freude sein!"

„Gott sei ewig gepriesen," sprach auch Bryon, „denn er hat mir einen Sohn gegeben, köstlicher als alle Reichthümer der Erde!"

Zwölftes Kapitel.

Glückliche Heimkehr.

„Wie befinden Sie sich, Herr Capitain?" fragte Erich den verwundeten Offizier, als er mit seinen Leuten beim Zuge angekommen war.

„Ziemlich ordentlich," gab dieser zur Antwort, „du siehst, Kamerad, daß ich bereits um einen Arm ärmer geworden bin. Verflucht das! Der Feldscheerer hat ihn mir vor einer halben Stunde abgenommen."

„Geduldeu Sie sich," schaltete Erich ein. „Es wird besser gehen."

„Die Schmerzen abgerechnet," erwiederte der Offizier, „geht's recht brav; aber mit dem Kriegshandwerk hat's für mich ein Ende."

„Lassen Sie sich die Ruhe wohl bekommen, Herr Kapitain!" sprach Erich.

„Das will ich, mein Freund," entgegnete der Offizier. „Ich brauche Ruhe. Ich habe Vieles in meinem Leben mitgemacht. Ich war Mäckler, dann Schiffshauptmann, dann Privatmann und weil mir das Nichtsthun nicht behagte, trat ich als guter Franzose in's Herr und kam in dieses verfluchte Land — und hier will es mein Schicksal, daß ich mich noch einmal für den Müssiggang bestimmen muß. Verflucht das!"

Und der Offizier verzog das Gesicht.

„Geben Sie sich zufrieden, Herr Kapitain," antwortete Erich, „wenn man Vieles mitgemacht hat, dann wird die Ruhe zum Bedürfniß."

„Ich muß mich darein fügen," sagte der Offizier. „Ich muß jetzt nach Frankreich zurückkehren — in das Land meiner Heimath und damit ich nicht vor Langeweile sterbe, so brauche ich einen lustigen Gesellschafter. Erich, du hast mir heute viel genützt. Ohne dich wäre ich vielleicht nicht mehr am Leben. Ich will dir dankbar sein. Wie lange hast du noch zu dienen?"

„Ich werde kommende Woche frei," antwortete Erich.

„Alle Welt!" rief der Offizier entzückt aus, „dann reisen wir zusammen und du bleibst bei mir. Ich habe weder Weib noch Kind und ich will dich halten wie meinen Sohn und wenn ich sterbe, sollst du meine Bazzen haben. Schlage ein!"

Erich wollte nicht. Die Soldaten schnitten Gesichter.

„Schlage ein, Erich!" befahl der Offizier. „Ich darf deine edelmüthigen Handlungen nicht unbelohnt lassen."

Erich zog die Hand wieder zurück.

„Nun, was soll das heißen?" sprach der Offizier fast erzürnt. „Was soll ich dir denn geben?"

„Nichts, gar Nichts, Herr Kapitain!" sagte Erich. „Ich kann Ihr Anerbieten nicht annehmen. Es ist mir leid. Mein gefundener und befreiter Vater bedarf vor Allem der Pflege. Ich erfüllte an Ihnen nur eine Christenpflicht."

„Dein gefundener Vater!“ murmelte der Offizier. „Wie seltsam? Sollt ich wirklich recht gesehen haben? Könnte dieser Erich Bryon's Sohn sein, den ich so unbarmherzig verschachert habe? Er sieht ihm auf ein Haar ähnlich, und es ward mir oft ordentlich bange, wenn ich ihn ansah!“

Der Offizier blickte zu Boden und that, als ob er sich vergangener Zeiten erinnerte. Es entstand ein peinliches Stillschweigen.

„Wo hast du deinen Vater gefunden?“ rief der Offizier plötzlich aus.

„Droben an der Quelle habe ich ihn vom Tode gerettet!“ sprach Erich mit fester Stimme.

„Vom Tod gerettet! — — —“ sagte der Offizier mit langgedehntem Ton. „Wer auch so glücklich sein könnte! Und wie heißt dein Vater!“

„Antonius Bryon!“ sprach Erich kurz.

„Bei Ajaccio zu Hause?“ fragte ungeduldig der Offizier.

„Bei Ajaccio!“ erwiederte Erich.

„Er ist es!“ rief der Offizier und ward blaß im Gesichte und zitterte an allen Gliedern. „O Erich, du bist der edelmüthigste Mann! Führe mich zu deinem Vater!“

Man brachte Erich's Vater herbei. Der Offizier sah ihn lange Zeit schweigend an. Die Ueberraschung, die Verwunderung, die Scham vielleicht auch machten ihn unfähig, ein Wort zu sprechen. Es schien als hätte ihn ein unsichtbarer Schlag getroffen. Er faltete die Hände und blickte zum Himmel. Dann senkte er seine Augen zu Boden. Eine feierliche Stille machte diesen seltsamen Auftritt nur erhabener. In den Augen vieler Soldaten standen Thränen, die narbenreichen Gesichter, die wetterharten Wangen benetzten sich mit heißen Zähren. Bryon sah gelassen auf den Offizier.

„Antonius Bryon!“ sprach endlich der Offizier, ohne die Thränen des Glückes und der Freude zurückhalten zu können. „Vergebung! Darf ich darum bitten?“

„Es ist Alles vergeben!“ antwortete Bryon gelassen.

„Ich habe schändlich an dir gehandelt, edler Bryon!“ fuhr der Offizier fort. „Ich kann kaum Vergebung erwarten. Ich habe dich verrathen — und zwei Mal hast du mir das Leben gerettet und heute war es dein edelmüthiger Sohn, der mich den Armen des Todes entriß.“

Und die Thränen erstickten die Worte des Offfziers.

„Es ist genug," sprach Bryon, „es ist Alles vergeben und ich bin Euer Freund. Darf ich hinzufügen: Euer Freund?"

„Freund? Ach, das ist zu viel!" rief der Offizier aus. „Wie kann ich deine Liebe belohnen, du edler Mensch?"

Erich aber nahm die Hand des Offiziers und drückte sie in die rechte Hand des Vaters.

„Seid Freunde!" sprach Erich mit Festigkeit. „Gott hat euch wunderbar geführt. Danket ihm!"

Die Trompete schmetterte. Die Trommel wirbelte. Es war Zeit zum Abschiede. Die Soldaten kamen in's Hauptquartier. Erich erhielt als Lohn für seinen Heldenmuth eine öffentliche Belobung und eine kleine Jahresrente und ward vom Kriegsdienste frei. Der Offizier erhielt seinen Abschied und ward in den Pensionsstand versetzt.

Nach Umfluß von acht Tagen aber segelte ein Dampfboot von Algier nach Toulon, das freigelassene Soldaten in die Heimath brachte. Bryon, Erich und der Offizier waren auch dabei. Wie lächelte ihnen das Herz in der Brust!

„Wie lange ist es schon, Freund Bryon! daß wir mit einander gefahren sind?" fragte unterwegs einmal der Offizier den alten Bryon.

„Es ist schon lange her," antwortete Bryon. „Ich weiß es nicht mehr genau. Mein Gedächtniß ist schwach und bei den Türken hatte ich keinen Kalender."

„Gut!" erwiederte der Offizier. „Aber Falerner trinken wir doch noch öfters zusammen?"

„Ja, aber in einer andern Absicht," versetzte Bryon. Ein zutrauliches Lächeln spielte um die Lippen des Offiziers.

„Der Falerner soll dir aber besser bekommen," sagte der Offizier und drückte dem alten Bryon die Hand.

„Erlaubet dann, daß ich das Amt des Mundschenken besorge," warf Erich dazwischen.

„Recht gern, junger Freund!" gab der Offizier zur Antwort.

Dreizehntes Kapitel.

Ankunft in der Heimath.

„Du glaubst es gar nicht, Mutter, sprach eines Mittags Agnes zu Aurelia, „welche Sehnsucht mein Herz foltert, seit Erich nicht mehr bei uns ist.“

„Just so geht es auch mir, mein Kind!“ versetzte die Mutter. „Oft möchte mir das Herz brechen und ich könnte blutige Thränen weinen, wenn ich an Erich denke. Er ist ein gar so guter Sohn, und er thut Alles, was mich freuen kann.“

„Und ein so lieber Bruder ist er, — o Mutter, ich hänge mit Leib und Seele an ihm,“ erwiederte Agnes. „Wenn er nur auch glücklich aus Afrika heimkommt!“

„Wenn er umkäme, würde mich der Jammer tödten,“ versetzte die Mutter. „Ich habe oft recht schwere Gedanken und meine dann, Erich könnte auf dem Schlachtfelde fallen.“

„Du mußt aber vor der Base schweigen,“ fügte Agnes mit leiser Stimme hinzu, „denn sie wird böse, wenn man so Etwas sagt.“

„Ich weiß es wohl,“ versetzte die Mutter, „aber ich kann solchen Gedanken nicht ausweichen. Sie kommen plötzlich — ich mag mich wehren oder nicht. Sieh, dann greife ich zum Rosenkranz und bete, und ich fühle dann mein Herz wundersam erleichtert. Ach, welch süßer Trost liegt im Gebete!“

„Das Gebet vermag Wunder zu verrichten,“ entgegnete Agnes.

„O gutes Mädchen, heute quälen mich besonders recht schlimme Gedanken,“ sprach Aurelia. „Es ist gewiß ein Unglück geschehen. Es sind jetzt schon über zwei Monate verflossen und Erich hat noch nicht geschrieben. Und hat er uns nicht beim Abschiede versprochen, alle vier Wochen einen Brief zu schicken? Und sind seine Briefe nicht regelmäßig eingetroffen. Mein Gott, wie ist mir so bange!“

„Wir wollen zur Kapelle gehen,“ sprach Agnes, „dort kannst du beten. Es wird dir dann besser werden.“

„Das können wir thun,“ entgegnete die Mutter, „du mußt aber die Base rufen; du weißt, sie hat es ungern,

wenn man ihr Nichts sagt. Sie geht auch gerne zur Kapelle."

Agnes lief zu der Base, und nach wenigen Augenblicken bewegten sich die guten Leute nach einem bescheidenen Kirchlein, das nicht weit von dem Landhause stand, welches die Base bewohnte. Der Weg führte sie durch blühende Felder und durch die herrlichsten Obstanlagen. Zu beiden Seiten grünten auf den Hügeln saftige Reben — es war eine entzückende Landschaft. Als sie bei dem Kirchlein angekommen waren, traten sie mit frommer Andacht ein und verweilten lange darin.

„Laßt uns noch für Erich beten," sprach die Base, „daß es ihm gut geht und daß er glücklich zurückkommt."

„Ja, beten wir für ihn," versetzte Agnes. „Die Krieger können das Gebet wohl brauchen."

„Erich besonders," sagte die Mutter. „Ach, warum läßt er uns über sein Schicksal so lange im Unklaren! Viele Wochen verfließen lassen und kein Lebenszeichen von sich geben: das ist arg!"

„Stille," ermahnte die Base, solche Gedanken schicken sich nicht in der Kirche. Wir wollen beten, das hilft mehr als Jammern und Klagen."

„Aber Base, Ihr seid auch gar zu strenge!" erwiederte Aurelia.

Und die guten Leute beteten für Erich's glückliche Ankunft und traten nach vollendetem Gebete wieder aus der Kapelle, um nach Hause zu kommen. Als sie aus der Kapelle gekommen waren und stillgemüthlich unter allerlei Gesprächen die Straße, die gen Toulon führt, dahin wandelten, erblickten sie von Ferne einen jungen Mann, der die Uniform eines französischen Soldaten trug. Auf seiner Brust glänzte das Kreuz der Ehrenlegion und auf seinem Haupte prangte der stattliche Helm. Als die Leute den jungen Mann in schnellen Schritten die Straße daher eilen sahen, blieben sie auf einmal stehen. Eine freudige Ahnung schnitt ihnen plötzlich durch das Herz.

„Gott! er ist's!" rief Agnes aus und jauchzte laut auf.

„Wer ist's?" fragte die Base und blickte verwundert auf Agnes.

„Es ist Erich!" jubelte Agnes und sprang dem Bruder entgegen.

Erich fiel der Schwester um den Hals und preßte sie mit Wonne an sein Herz.

„Beste Schwester!" stammelte er; die Freude erstickte seine Stimme.

„Liebster Bruder!" seufzte Agnes; mehr konnte sie nicht sagen.

Indessen war Aurelia mit der Base angekommen. Erich umarmte Mutter und Base herzlich und mußte sich Mühe geben, seine Thränen zurückzuhalten. Die Mutter aber schluchzte laut und die Base auch. Wer möchte es ihnen übel nehmen?

„Was sehe ich!" rief die Mutter, „du bist Offizier, du bist decorirt?"

Und nun betrachteten Alle das Kreuz der Ehrenlegion, auf das Erich nicht wenig stolz war.

„Meine beste Base!" sprach Erich, „Ihr habt nie an meinem Muthe gezweifelt. Dieses Kreuz hier ist der Lohn für meinen Muth. Und hier habe ich noch eine kleine Anweisung — es ist ein guter Helfer in der Noth."

Und Erich zog ein Papier heraus und reichte es der Mutter: es war die Urkunde, in welcher Erich eine kleine Pension zugesichert war. Der Mutter wollten wieder die Thränen fließen.

„Bist du jetzt zufrieden, Mütterchen?" fragte Erich, „aber das Weinen mußt du schon auf eine andere Stunde verschieben. Jetzt freue dich!"

„Du bist ein wackerer Bursche, Erich," sagte die Base. „Gott segne dich und erhalte dich noch lange. Das Kreuz der Ehrenlegion — wahrlich es ist keine Kleinigkeit!"

„So jetzt kommt nach Hause," sprach Erich. „Zu Hause habe ich noch etwas Besseres für euch Alle: es soll euch freuen."

„Was hast du uns denn?" fragte Agnes. „O laß es uns gleich wissen. Die Freude und die Erwartung quält mich gar zu sehr!"

„Sei ruhig," bat Erich, „die Freude ist dann um so größer, wenn du noch ein Viertelstündchen warten mußt."

Erich nahm den Arm der Mutter und führte sie an seiner rechten Seite. Dann nahm er die Base an seinen linken Arm und so marschierte er in schnellem Laufe dem Landhause der Base zu. Agnes sprang heiter hin und her; ihre

Freude kannte keine Grenzen. Bald lief sie eine Strecke voraus und kam dann wieder zurück, bald fuhr sie mit den Händen durch die Luft und pfiff ein munteres Lied.

„Das närrische Mädchen!" sprach die Mutter.

„Laß Agnes gewähren," sagte die Base, „die Freude thut's."

„Sie soll sich freuen," sagte Erich der Mutter leise in's Ohr, „denn ich habe — daß ich dir's gleich sage! — ich habe den Vater — — — den Vater bei mir!"

Das war zu viel gesagt. Mit einem Schrei sprang Aurelia zurück und eine Ohnmacht hätte sie zu Boden gedrückt, hätte Erich sie nicht gehalten. Eine wahre Todtenbläſſe bedeckte ihr Angesicht.

„Sie stirbt vor Freuden," rief Erich aus. „O Base, helfet mir. Bringet Wasser. Die Mutter liegt in einer Ohnmacht."

Wirklich hatte Erich's Nachricht die Mutter so sehr angegriffen, daß sie halb ohnmächtig zu wanken begann und nicht mehr stehen konnte. Sie kam indessen bald wieder zur Besinnung und eine große Freude bedeckte ihr verklärtes Antlitz. Sie seufzte lange und hob die Hände auf zum Gebet.

„O großer Gott, großer Gott!" stammelte sie und eine himmlische Seligkeit breitete sich auf ihren Wangen aus.

„Was giebt's denn?" fragte die Base, welche sich diese schnelle Veränderung in Aurelien's Gemüth gar nicht erklären konnte. „Rede Erich, was hast du denn?"

In dem nämlichen Augenblicke war auch Agnes erschienen.

„Ich habe den Vater mitgebracht," sprach Erich ruhig, „und das macht der Mutter so große Freude, daß sie den Jubel kaum ertragen kann.

„Den Vater?" fragte Agnes.

„Ja, den Vater, gute Schwester!" antwortete Erich.

„Du vortrefflicher Sohn!" seufzte die Base. Sie konnte kein weiteres Wort hervorbringen.

„Ach, dieses Glück ist für eine Mutter zu groß!" rief Aurelia aus. „Führt mich sogleich zum Vater, ich will ihn sehen!"

Erich führte die Mutter, welche vor Freude zitterte, am Arme nach dem Landhause. Der Vater öffnete das

Fenster, als er die Mutter und Gattin mit dem Sohne und der Tochter und der guten Base kommen sah.

„Vivat, Vivat! Es lebe die theure Heimath!" rief Byron freudig aus. „Es lebe Aurelia, Agnes, die Base — und vor Allen Erich!"

Da gieng die Hausthüre auf. Man hörte nur ein Gewirr von Stimmen. Das war ein Grüßen, das war ein Liebkosen — ach, der Vater ward fast erdrückt und die Thränen flossen reichlicher denn je. Vater! Vater! ertönte es durch die Räume des Landhauses. Das Gesinde eilte herbei, als ob etwas Außerordentliches geschehen wäre. Als es die wahre Ursache der Freude erfuhr, frohlockte es in seinem Herzen und pries Gott mit frommer Seele.

„Nun laßt das Weinen," bat Erich, „die Thränen gehören der Vergangenheit an. Die Gegenwart ist zu rosenfarbig. Freuet euch! Laßt das Leid und den Harm!"

„Erich hat Recht," sprach der Vater, „ich bin wieder bei euch, meine Lieben! Ich bleibe nun immer bei euch."

„Bei uns! bei uns!" rief Agnes und klatschte in die Hände.

„Auf immer! auf immer!" rief die Base und drückte Bryons Hand.

„Gott erhalte den Vater und gebe ihm seinen Segen!" sagte die Mutter.

„Amen!" erwiederte der Vater und segnete die Seinen.

Man setzte sich im Zimmer auf die weichen Stühle. Man erzählte sich Dieses und Jenes. Man plauderte von der Vergangenheit und von der Gegenwart und man gab sich dem Genuß der Freude mit ganzer Seele hin. Und wenn Jemand weinte, rief Erich mit lauter Stimme: „Keine Thränen!" Und die Freude hat auch immer bei diesen guten Leuten geweilt.

„Ein solches Freudenfest muß auch würdig begangen werden," sprach die Base. „Ein gutes Glas Wein kann nicht schaden!"

Und sie klingelte und bald standen einige Flaschen des köstlichsten Weines auf dem Tisch, und lächelnd ergriff Erich ein Glas nach dem andern und füllte es bis zum Rande. Ein Jedes nahm ein Glas in seine Hand.

„Lange lebe Vater Antonius Bryon!" rief Erich begeistert aus und stieß sein Glas an das Glas des Vaters, daß es laut klirrte.

„Lange, lange, lange!" sprachen Alle und die Gläser flogen heiter an einander.

„Das ist ein heiteres Fest," rief Erich. „Das hättest du nicht mehr erwartet, Mutter?"

„Gewiß, mein theurer Sohn!" erwiederte Aurelia. „Aber nun ist die Freude wieder eingekehrt in mein Herz. Zum Himmel steige vereint unser Freudenruf, zum Vater, der die Seinen wunderbar führt."

Und die erfreuten Leutchen blieben fröhlich am Tische sitzen und die Gläser machten heiter die Runde. Aber mehr als einmal ertönte der Ruf: „Es lebe Vater Antonius Bryon!" Erich hätte gern noch einen schönen Spruch gesprochen; allein er war so aufgeregt, daß er Nichts zusammenbringen konnte. O es liegt ein tiefer, himmlischer Zug in dem Genuß wahrer Freude!

Während es in dem Landhause der Base Johanna vor lauter Freudenrufen wiederhallte und die Gläser heiter die Runde machten, lief ein alter Offizier mit einem Arm den Weg herauf und fragte nach Bryon. Aber Niemand konnte ihm Auskunft geben. Da lief er gemächlich weiter und kam endlich zum Landhause. Er sah Erich am Fenster stehen und grüßte freundlich. Der Offizier schritt auf das Landhaus zu. Erich öffnete geschwind die Thüre des Zimmers und führte den Fremdling herein.

„Der Schiffshauptmann!" sagte er kurz zur Mutter und zur Base.

„Willkommen, liebe Leute!" sprach der Offizier.

„Ach, der Schiffshauptmann! Ohne Zweifel, der uns so reichlich mit Geld versah?" fragte Aurelia.

„Ihr sagt es, liebes Weib!" antwortete der Offizier.

„Seid vielmal willkommen, lieber Herr!" sprach Aurelia, „bei einem solchen Feste kann man wohl auch Gäste brauchen."

„Platz genommen!" bat Erich. „Thut nur nicht so schüchtern, wir kennen uns ja schon lange."

„Bryon und ich nämlich," versetzte der Offizier und er setzte Aurelia und der Base den Zusammenhang auseinander.

„Vergebung, ihr lieben Leute!" bat der Offizier. „Namentlich Euch, mein gutes Weib! muß ich um Vergebung bitten!"

„O sprecht nicht so, Alles ist vergessen," rief Aurelia voll tiefen Gefühles aus und winkte dem Fremdling freundlich zu. „Ihr beleidigt uns, wenn Ihr auch nur ein Wort vom Vergangenen und Vergessenen redet."

„Ach, habt Dank, habt Dank!" sprach der Offizier gerührt, „Gott im Himmel möge es lohnen."

„Ihr seid unser Freund, mein Herr! Das sagt Alles," versetzte Bryon.

„Sie bleiben bei uns, Herr Kapitain!" sprach Erich, „wenn's Ihnen beliebt. Base Johanna wird Ihnen ein Zimmer geben."

„Von Herzen gerne!" sagte die Base, hocherfreut über die günstige und seltsame Wendung der Dinge.

„Es soll Alles vortrefflich gehen," versetzte Aurelia und sie lächelte so sanft, daß der Offizier gerührt wurde.

„Ich bin reich," sagte die Base Johanna, „und wir dürfen nicht geizen."

„Und ich brauche meine Batzen auch nicht zu zählen," antwortete der Offfzier.

„Ich für meinen Theil," versetzte Bryon, „brauche also nur einen Gesellschafter."

„Den sollst du, Vater, am Herrn Kapitain haben," meinte Erich.

„Ja, aber beim Falerner! schloß der Offizier.

* * *

Lange Jahre waren die guten Leute in dem Landhause der Base Johanna versammelt und lebten glücklich und zufrieden. Sie schwatzten oft von den vergangenen Zeiten, aber ohne alle Vorwürfe. Acht Tage aber vor dem Sanct Antoniusfeste bestiegen sie ein Schiff und segelten nach Ajaccio, um bei heiterm Spiel und Scherz des Vaters Namensfest zu feiern. Selbst nach der Eltern Tode wanderten die guten Kinder hin und erinnerten sich mit Liebe des Vaters und mit Ehrfurcht der Mutter. Das war ein stilles und feierliches Fest! Als der Offizier starb, wurde Erich der Erbe seines unermeßlichen Vermögens. Und es konnte in keine bessern Hände übergehen; denn Erich ist ein Freund und Wohlthäter der Armen geworden.

Neueste Jugendschriften!

Im gleichen Verlage sind erschienen und in allen guten Buchhandlungen vorräthig:

Amalie Corsini,

oder:

Gott schützt die Unschuld.

Eine Erzählung für die reifere Jugend und Erwachsene.
Von Anna Brug. Durchgesehen und herausgegeben
von **Franz Maria Brug,**
Verfasser des „Heinrich Wallner“ ꝛc. ꝛc.

Mit einem colorirten Titelbilde. brosch. Preis 36 kr. oder 12 ngr.

(Der Abendunterhaltungen für Jugend- und Familienkreise 36stes Bändchen.)

Aurelius und Cäsonia.

Eine Erzählung aus der Zeit der Christenverfolgung.
Der reifern katholischen Jugend und dem Volke zur Belehrung, Erbauung und Unterhaltung geboten von
M. Lehmann,
Lehrer an der Stadtschule in Hechingen.
Verfasser des Gerold von Helfenstein.

Mit einem colorirten Titelkupfer. brosch. Preis 36 kr. od. 12 ngr.

(Der Abendunterhaltungen für Jugend- und Familienkreise zweite Folge 5tes Bändchen.)

Die Stiefbrüder,

oder:

Wie der Same, so die Frucht.

Eine Erzählung für die reifere Jugend und Erwachsene.
Von **Franz Maria Brug,**
Verfasser des „Heinrich Wallner“ ꝛc. ꝛc.

Mit einem colorirten Titelkupfer. brosch. Preis 36 kr. od. 12 Ngr.

(Der Abendunterhaltungen für Jugend- und Familienkreise 35stes Bändchen.)



Brüder, Brüder! beim Himmel, laßt nicht los oder ich bin verloren!

Verlag von Lampart u. Cie. in Augsburg.

Das Tyroler-Annerl,

oder

Was eine Mutter leiden kann.

Eine

Erzählung aus dem Volksleben.

Der

reiferen christlichen Jugend und dem Volke zur Belehrung
und Unterhaltung dargeboten

von

M. Lehmann,
Lehrer an der Stadtschule zu Hechingen.
Verfasser der Erzählung: „Ritter Gerold von Helfenstein ꝛc. ꝛc.“

Mit einem colorirten Titelkupfer.

Augsburg und Leipzig, 1857.
Verlag von Lampart & Comp.

Vorwort.

Die folgende Erzählung führt dem geneigten Leser eine einfache Familiengeschichte vor. Sie ist schmucklos und ohne alle künstlichen Abwechselungen, welche den Leser entschädigen sollen für den Mangel eines interessanten Stoffes. Ich glaube aber dessenungeachtet, daß sie jenen Eindruck in dem Herzen zurücklassen wird, den alles Einfache und Edle in einem gesunden anspruchslosen Gemüthe erweckt. Auch das anscheinend Unbedeutende hat seine anziehende und schöne Seite, und in dieser Hoffnung schicke ich meine Erzählung ohne langen Geleitsbrief in die Welt hinaus unter die Jugend und das Volk. Mögen sie diese bescheidenen schlichten Zeilen lieb gewinnen!

Hechingen, den 15. August 1856.

M. Lehmann.

Erstes Kapitel.

Ahnungen.

Hoch oben auf den unermeßlichen Höhen der Tyroler Alpen, wo Nord und Süd sich in kräftig milder Luft wechselseitig vermitteln und wo das deutsche Wort schärfer ausklingt gegen die Stimme des wälschen Nachbars, wo in tiefern Abhängen an Porphirfelsen die Traube glüht und im höhern Gebirge der Weizen reift — das Mark der Männer — dort lebte vor ungefähr sechzig Jahren ein wackerer junger Mann, der an Biederkeit und Redlichkeit Seinesgleichen suchte, und er wäre wohl ein Muster eines einfachen Bergbewohners gewesen, hätte ihn seine leidenschaftliche Liebe zur Jagd und zum Fange wilder Thiere nicht hin und wieder zu waghalsigen Handlungen hingerissen und zur Ausführung von Thaten verleitet, die mit der größten Gefahr verbunden waren. Er saß oft stundenlang vor seiner einfachen schmucklosen Hütte und schaute hinab in die reizende reiche Landschaft an den Ufern der Etsch, deren Wasser mit seltsamem geisterhaften Gemurmel dahinflossen zwischen den wurzelhaft in einander geketteten Bergen. Der Mann hauste fast einsiedlerisch in den Bergen; denn Annerl, sein Weib und seine zwei Kinder ließen ihn in Ruhe und suchten ihm auf alle Weise sein Leben zu erfreuen und so angenehm als möglich zu machen. Nur selten wurde daher die Ruhe in der Hütte unterbrochen, in welcher Hansel, der Alpenjäger und Korbflechter lebte; und wenn die stille geräuschlose Einsamkeit auf der Höhe unterbrochen ward, so geschah es nur durch die Töne einer einsamen klagenden Nachtigall, welche in einem benachbarten Granatenbusche nistete, oder durch eine geschwätzige Amsel, die im Brombeerstrauche ihr melancholisches Abendlied flötete. Und der Gesang der Vögel hoch oben in der

Mitte des Gebirges tönte wie ein ferner Geisterlaut durch die Heiterkeit und Pracht der lauen Sommernächte, die mit bewunderenswerther seltener Klarheit auf den Schichten des Gebirges ausgebreitet lag. Wenn es an der Thüre des Häuschens pochte, so waren gewöhnlich gute Freunde da, die den Jagdgenossen mitnahmen fast hinauf auf den Grath des Gebirges, um mit dem sichern Rohr den Gemsbock zu erlegen oder eine einsam irrende wilde Ziege oder um eine Schaar ruhiger Schneehühner zu überraschen. Sonst kehrten wenig Menschen hier ein, obgleich sie von Hansel's Weib gut aufgenommen worden wären, und hätte sie auch den letzten Rest ihrer süßen Butter zum Opfer bringen müssen. Die Bewohner der Hütte waren, wie die meisten Söhne der Gebirge, freundschaftlich gesinnt und waren so dienstfertig und gastfreundlich, als es die ärmlichen Verhältnisse erlaubten, in welchen sie lebten. Ihre ganze Habe bestand in zwei Ziegen, welche Seppel, Hansels Sohn, an dem Abhange der Berge weiden ließ und in einer Kuh, welcher durch die fleißigen Hände der Hausfran reichlich Nahrung zugeführt wurde. Rösel, die Tochter der armen Leute, lag damals noch im Weidenkorbe — ein munteres blühendes Kind, das den Eltern und dem Brüderchen viele Freude machte. Die Familie war arm, aber genügsam und kannte nur wenig Bedürfnisse. Einfach und unbekümmert um das, was draußen in der Welt vorgieng, lebten die Bewohner der Hütte in stiller Zufriedenheit dahin und aßen ihr Stück Roggenbrod mit herzlichem Danke gegen Gott, dem Geber aller guten Gaben. Ihre Welt hatte enge Grenzen. Nur selten kamen sie hinab in's Thal in die Kirche; denn der Weg war rauh und war besonders im Winter mit solch' hohen Schneemassen bedeckt, daß an ein Fortkommen nicht zu denken war. Dessenungeachtet herrschte aber hier die heiterste und ungetrübteste Freude, und eine seltene kindliche Frömmigkeit erfüllte die Herzen der frischen lebensmuthigen Kinder der Berge. Die Liebe belebte mit ihrem ewig schönen Glanze diese Einsamkeit und im Besitze dieses erhabenen Gefühls hingen diese anspruchslosen Leute mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an einander: so glich ihr Leben einem fortwährenden Traum — dem blauen Himmel voll glänzender Sterne des Glückes. Sie

ahnten nicht, daß das Unglück manchmal plötzlich hereinbricht, ohne daß man es ahnt. Sie hatten noch nicht erfahren, daß in den Becher der Freude auch die Bitterkeit des Unglücks träufelt. Im Vollgefühl der Freude lachten sie jedem jungen Tag entgegen und wenn die scheidende Sonne die Gipfel der Berge in eine strahlende entzückende Vergoldung hüllte, schlummerten sie in dem Gedanken an Gottes treue Vatersorge wohlgemuth ein.

Der Mai war wieder in's Land gekommen und seine Blüthen und Reize bedeckten das Land, so weit nur das Auge reichte. Die Sonne strahlte in ihrem vollen Glanze am Himmel und goß ein zauberhaftes Licht auf die reiche Gebirgslandschaft. Die Pflanzen waren erwacht; das Schneeglöcklein bewegte seine silbernen Sternlein und die Haselnußstaude, hoch oben auf dem Gebirge, wo alles Leben zu sterben scheint, trieb und entfaltete ihre Kätzchen, und welch' ein Leben der munteren Vögel in den grünenden Gebüschen! Das war eine Wonne auf den Bergen — zu leben in der würzigen duftigen Luft!

Eines Abends nun saß Hansel vor der Thüre seiner Hütte und blickte nieder in das Thal, in welchem es schon lange dunkelte, während die Höhen noch in dem milden Glanze der Abendsonne prangten. Im Osten hing die falbe Mondscheibe und wollte mit ihren Strahlen den Schein der schwindenden Sonne verdunkeln. Die Berge warfen gar wundersame riesenhafte Schatten in das Lichtbild und der Fuß derselben war in ein seltsames Dunkel gehüllt. Ein Heer von Leuchtkäfern schwamm durch die milde Frühlingsluft und füllte mit wandernden Funken die weite Thalung aus. Auf einzelnen Zweigen lispelten noch die Cicaden und die Berghühner flatterten auf und pfiffen schneidend durch den Wald. Weit in der Ferne ertönte die Stimme eines einsamen Adlers und auf den gespensterhaften Laut antwortete das Geschrei des Uhus, der in einer Felsenspalte hauste.

„Ein sonderbares Land, dieses Tyrol!" sprach Hansel vor sich hin, der sich einen empfänglichen Sinn für alle die Schönheiten erhalten hatte, die das Leben auf den Alpen so reizend und angenehm machen, „in der That, ein sonderbares Land! Da haust eine einsame Berggemeine am Abhange des Mittelgebirges und ihre Hütten sind ausgesät inmitten waldiger Hügel, die mit

1*

ihrer Fichtennacht wellenhaft aufsteigen in die schroffen spitzen Formen der Dolomitfelsen. Und wie schaurig taucht in dieser hellen Mondnacht die weiße Farbe dieser mächtigen Felsen herab auf den dunkeln Grund der menschlichen Wohnungen! Wie plätschern die Gießbäche im Thale und wie taumeln sich die Gebirgswasser, hineilend über Felsblöcke und Gerölle, bis sie den Fuß der Gebirge erreicht haben oder bis sie ausruhen in dem waldumsäumten Becken eines Alpensee's, um nach kurzer Zeit wiederholt die wilde rastlose Fahrt nach dem Flachlande im fernen Süden anzutreten! Wie murmeln die Wellen der Etsch so seltsam: ich höre ihr Rauschen, und dieses wunderbare Tosen des Gewässers klingt in mir, wie die Stimme Gottes, des Herrn der Natur. Und in dieses Rauschen mischt sich das leise Wehen des Waldes und das Seufzen der Gebüsche, und mit diesem verbindet sich der Klang der Glocken vom Thale herauf, welche mein Herz zum Gebet einladen und an den lieben Gott im Himmel erinnern. Horch! was höre ich? — — — Es schlägt unten im Thale und der Ruf der Glocke dringt zu mir auf die Höhe. Ave! Ave! Ave Maria! — — Und das Horn des Hirten ertönt dazwischen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen, die eines guten Willens sind."

Und Hansel faltete fromm die Hände und sprach ein stilles inniges Gebet. Ein leiser Windzug schüttelte die Kronen der Bäume und flüsterte zart durch den stillen Raum, während er neckisch mit den Blumen auf dem feuchten frischbethauten Boden spielte.

„Aber wo denn auch Annerl so lange bleiben mag?" begann Hansel nach einer kurzen feierlichen Pause wieder zu reden und fuhr mit der gebräunten Hand über die Stirne. „Sie ist doch heute so früh fortgegangen und nach Meran ist es doch nicht gar so weit! Fürwahr sie könnte schon längst daheim sein! Rösel und Seppel schlafen zwar ruhig und ich meine, ich sollte der braven Mutter entgegen gehen. Aber darf ich die Kinder allein lassen? Darf ich vom Hause weg nach dem Thale? Würde mir Annerl nicht zürnen, wenn ich die Kinder allein in der Hütte liesse? Sie wird doch nicht verirrt sein? Sie weiß ja den Weg ganz gut! Oder sollten vielleicht die wilden Schneewasser den Weg in's Thal

verschüttet haben? Möglich — — — aber Annerl weiß ja die Richtung des Weges so gut, sie kann nicht wohl irre gegangen sein."

Hansel erhob sich von seinem Sitze und lief in die Wohnung, um nach den Kindern zu sehen. Seppel und Rösel schliefen so sanft und es war, als ob Engelein an ihren Betten Wache hielten.

„Ich will sie nicht aufwecken, die lieben Kinder!" sprach Hansel, während er nach der Thüre lief und leise hinter sich schloß. Nach wenigen Augenblicken stand er vor der Hütte und setzte sich wieder nieder. Es war indessen vollkommen Nacht geworden. Ein eigenthümliches Gefühl ergriff den Mann und seine lebhafte Einbildung zauberte ihm in dieser stillen Einsamkeit die sonderbarsten Gestalten vor die Seele und fast hätte ihn eine bange Furcht ergriffen. Da dachte er wieder an sein treues Weib.

„Annerl, Annerl!" rief er mit lauter Stimme hinab in das Thal, und die Echo's ertönten in gar mannigfachen Formen drunten in der Tiefe und prallten an den nackten Felswänden zurück; allein keine Antwort erfolgte.

„Annerl, Annerl!" rief er nochmal und jetzt ließen sich deutlich menschliche Laute vernehmen.

„Hoh, hoh!" erscholl es vom Thale herauf.

„Es ist mein Weib," sprach Hansel erfreut und eilte den Abhang des Berges hinab. „Auf, ihr entgegen!"

Er war kaum einige hundert Schritte gegangen, da kam ihm Annerl entgegen. Er streckte voll Freude seine Arme aus und gab seinem treuen Weib die Hand zum Gruße. Annerl ergriff die Hand und drückte sie voll Zärtlichkeit, indem sie freundlich und zutraulich lächelte.

„Du hast mich heute sehr in Angst und Schrecken gebracht," fing Hansel zu reden an. „Schon über vier Stunden erwartete ich deine Ankunft und du kamst immer nicht. Warum hast du denn heute gar so lang gezaudert?"

„Sei zufrieden, mein lieber Hansel," versetzte Annerl mit Zärtlichkeit und drückte die rechte Hand ihres Mannes. „Ich bin ja da und du kannst ruhig sein!"

„Ich bin jetzt freilich ruhig," antwortete Hansel. „Aber noch nie bist du so lange ausgeblieben als heute. Wenn du nach Meran giengest, so bist du jedes Mal

am Tage nach Hause gekommen. Du hast mir wirklich viele Angst gemacht."

„Einfältiges Herz!" sprach Annerl. „Deine Sorge um mich freut mich zwar; aber wenn ich wieder einmal fortgehe und ich komme nicht zur Stunde, so darfst du außer Sorge sein. Es wird mir, so Gott will! nichts Uebles widerfahren."

„Ja, wir stehen in Gottes Hand," versetzte Hansel mit Zuversicht, „wenn Gott mit uns ist, was sollen wir dann fürchten?"

„Das will ich meinen," erwiederte Annerl. „Deßhalb war deine Sorge um mich unzeitig. Und was machen die Kinder? Schlafen sie wohl, die lieben Engel?"

„Sie schlafen so sanft — Schutzengelein hält ja Wache an ihrer Seite," sagte Hansel. „Kann ihnen denn Etwas geschehen, das ihnen schadet?"

„Ich glaube nicht," versetzte Annerl und versank plötzlich in ein tiefes Stillschweigen.

Annerl's Schweigen versetzte den biedern Hansel in ein ernstes Nachdenken. „Was kann Annerl wohl widerfahren sein, daß sie schweigsam einherwandert und keinen Laut von sich giebt?" sprach Hansel zu sich. „Es muß dem Weibe Etwas begegnet sein, daß sie betrübt und nachdenklich einhergeht; vielleicht ist sie krank, oder sollte sie der Weg und die Frühlingswärme so ermüdet haben? Es wäre auch möglich."

„Was fehlt dir denn Annerl?" fragte endlich Hansel, als sie nicht mehr weit von der Wohnung entfernt waren. „Du lächelst ja nicht und sprichst kein Wort. Ist dir etwa nicht wohl? Es könnte ja leicht sein und du wolltest es dir nicht eingestehen — warum bist so lange ausgeblieben."

„Mir ist ganz wohl," erwiederte Annerl und verfiel wieder in Stillschweigen.

„Oder sind deine Geschäfte nicht besonders gut abgelaufen?" fragte Hansel nach einer Pause.

„Ganz gut, mein Lieber," versetzte das Weib. „Ich habe alle Körbe und alles Flechtwerk verkauft und bringe dir eine volle Börse. Sieh hier!"

Und das Weib reichte dem Manne einen vollen Geldbeutel dar, den dieser mit ziemlicher Gleichgültigkeit annahm.

„Mich freut der Glanz des Geldes nicht, vielliebes Weib!“ sprach Hansel, „wenn du traurig bist und nicht scherzest und freundlich lächelst.“

Annerl sah mit Wehmuth in das Auge ihres Mannes und zwang sich zu einem heitern Lächeln; allein es gelang ihr schlecht.

„Mit deinem erzwungenen Lächeln,“ sagte Hansel, „bin ich nicht zufrieden. Glaube mir, mein theures Weib, ich werde nicht ruhen, bis du mir sagst, was dein Herz drückt. Du siehst so nachdenklich aus: es ist dir Etwas begegnet. Rede, ich bitte dich!“

„O es geschehen manchmal seltsame Dinge in der Welt,“ versetzte Annerl mit sanfter Stimme, „aber wir stehen ja in Gottes Hand. Was mich betrifft — —“

„So muß ich dich bitten, deutlich zu reden,“ fiel Hansel ein. „Du weißt, daß du mir jedes Mal wehe thust, wenn du nicht offen und gerade sagst, wie du's denkst und fühlst. Ich glaube, du solltest mich kennen.“

„Ich glaube, daß ich dich gut kenne, mein guter Hansel!“ versetzte Annerl. „Aber es wäre mir sehr leid, wenn ich dich betrüben müßte.“

„Rede nur zu,“ bat Hansel, „ich bin auf Alles gefaßt.“

„Du brauchst dich nicht zu fürchten, mein lieber Mann!“ antwortete Annerl. „Es ist nur eine Ahnung — ein Traum, die mich ängstigen und mir bange machen.“

„Wenn's weiter Nichts ist, so rede immer zu,“ sagte Hansel. „Aber wer wollte sich auch mit Ahnungen, mit Träumen ängstigen? Träume sind Schäume, sage ich dir — und dabei bleibt es!“

„So sprichst du freilich immer; aber man plaudert lange von der Kirchweih, bis sie da ist,“ versetzte Annerl mit einem sanften Lächeln.

„Gut, doch ein wenig Humor und gute Laune,“ fiel Hansel ein. „So! nun geht es schon besser. Und nun rede!“

„Laß uns auf dem Bänklein Platz nehmen,“ sprach das Weib, „es ist heute Abend so schön! Im Freien spricht es sich besser.“

„Warum denn nicht, meine Liebe, wenn's dir gefällt?“ fragte Hanserl und zog sein Weib neben sich auf die Bank.

„Wie bin ich müde!“ seufzte Annerl. „Doch das habe ich dir heute nicht zu sagen. Ich habe dich mit ganz andern Dingen bekannt zu machen. Erstlich habe ich heute für dich so viel Arbeit und Aufträge bekommen, daß du den ganzen Sommer Arbeit genug hast. Das ist das Freudige an der Sache. Und nun kommt das, was mir Sorge macht.“

„Ich bin begierig zu hören,“ versetzte Hansel. „Nun gleich zur Sache, und nicht nach Weiberart viel Redens gemacht!“

Und eine heitere Laune stralte auf Hansels Angesicht.

„Als ich alles Flechtwerk auf dem Markte verkauft hatte, gieng ich in's Wirthshaus, um mich mit einem Glas Wein zu erquicken — um auszuruhen und um mich zu stärken auf den Heimweg. Ich war etwa eine Stunde da, als zwei Männer in's Zimmer traten, denen ich nicht so ganz hold und grün bin. Ich habe Nichts gegen den Ruf dieser Männer.“

„Aber warum liebst du sie nicht, Annerl? Muß man denn nicht alle Menschen lieben, besonders wenn sie brav sind?“ fragte Hansel.

„Ich liebe diese Männer nicht,“ sprach Annerl und blickte mit scharfem Auge auf ihren Mann, „weil sie dich manchmal zu einem Handwerke verleiten, das ich nicht liebe — nicht weil es unerlaubt ist, sondern weil der Mensch dabei Gefahr läuft, am Leibe großen Schaden zu nehmen.“

„Ha, nun kenne ich die zwei Männer schon,“ rief Hansel aus. „Was dir doch Alles in den Kopf kommt, liebes Weib. Laß das Ding gut sein — mit der Gemsenjagd ist's nicht halb so gefährlich, als du dir vorstellst. Es ist ein Spaß für den, der die Uebung dieses Handwerks mit Muth und Vorsicht betreibt.“

„Ein Spaß — ein schöner Spaß, fürwahr!“ warf Annerl schnell dazwischen. „O lieber Mann, kränke mich nicht mit solchen leichtfertigen Reden. Es soll ein Spaß sein, so hoch hinauf zu steigen auf das Gebirge, auf das Eis der Gletscher und auf Höhen, bedeckt mit ewigem Schnee? Es soll dem Menschen Freude machen, mit raschen Schritten wegzusetzen über bodenlose Abgründe und über Felsen dahinzuklettern, deren Spitze weit über die Wolken ragt? Ein einziger Fehltritt, und der Gemsenjä-

ger fällt hinab über die steile Spitze und zerschellt rettungslos an einer Felswand, die seinen Fall in die Tiefe hindert. Ein einziger Mißgriff, und der Mensch fällt in einen bodenlosen Abgrund und stirbt jämmerlich — von Allem verlassen, von seinen Lieben betrauert, deren Angesicht er niemals mehr sieht. Zu Hause jammert dann eine verlassene Wittwe, und unmündige Kinder wimmern um Brod und beklagen den allzufrühen Tod des Vaters. So ist es — — — und das soll Spaß sein! Nein, mein lieber Hansel, ich kann dich nicht begreifen!"

Hansel verhüllte sein Gesicht.

„Annerl hat Recht," seufzte er leise. „Wenn ich in einen Abgrund falle, so ist mein Weib brodlos und meine Kinder sind unglücklich. Hansel, nimm dein Gewissen wohl zusammen!"

Es entstand eine Pause.

„Und sieh, Hansel!" begann Annerl wieder, „und welch' geringen Lohn wirft diese waghalsige Arbeit ab! Wenn du zu Hause bleibst und fleißig arbeitest, kannst du dir nicht das Doppelte und Dreifache verdienen? Und freut es dich nicht, wenn ich bei dir sitze und Arbeit und Sorgen mit dir theile? Macht es dir keine Wonne, wenn unsere lieben Kinder zu unsern Füßen spielen und heiter sind und sich ihres Lebens freuen? Warum willst du von uns weg? Ich sage es dir im Ernste: die paar Gulden, welche die Gemsenjagd einbringt, sind ein Geld, das ich verachte, und dieser Gewinn bringt uns keinen Segen."

„Annerl, was sagst du!" rief Hansel aus.

„Es ist mein bitterer Ernst, was ich dir sage!" antwortete das Weib. „Du kannst mir keine größere Freude bereiten, als wenn du zu Hause bleibst und nicht mehr auf die Gemsenjagd gehest. Die Schützenfeste magst du immerhin besuchen. Dagegen habe ich Nichts — auch freut es mich, wenn du Etwas mit deinem Stutzen gewinnst: da ist denn auch eine Ehre dabei."

„Annerl, was verlangst du von mir!" seufzte Hansel. „Nein, ich kann dir nicht folgen. Wie schön ist es, wenn der Alpenjäger droben ist auf dem Grath der Gebirge und herniederblickt in die grausen Tiefen am Fuße der Berge, an welchen sich reichlich gepflegte Felder ausdehnen mit reifenden Aehren, umsäumt von dem rei-

zendsten und üppigsten Alpengrün? Welch' kühlende und erfrischende Lüfte wehen auf den Höhen! Und wie schön ist's, wenn ich ein Lied anstimme und wenn dann die verworrenen Echo's so wundersam antworten? Wie geheimnißvoll ist's in der wilden Bergeinsamkeit? O, du kannst den Zauber nicht erkennen, den meine Seele empfindet auf jenen schwindelnden Höhen, wo der Steinbock haust und die flüchtige Gemse. Und welche Pracht, wenn die Berge ihre Gipfel in das rosige Sonnenlicht tauchen und wenn Alles: Fels, Strauch, Baum und würziges Kraut in der heitersten Vergoldung lacht! O, da geht das Herz auf und man möchte niederfallen und aus voller Seele ausrufen, so daß es weithin ertönt: O Gott, wie groß, wie unendlich erhaben bist du! — — — Ich rede hier nicht von dem Gewinne, den mir die Jagd der Gemse und der Fang wilder Thiere gewähren, welche auf den schauerlichen Höhen der Alpen wohnen. Wie viele Gefühle und Empfindungen müßte ich entbehren, wenn ich der Jagd auf hoher Alp entsagen müßte! Und glaubst du, Gott wohne nicht auch auf der Alp? Stehe ich nicht auch droben auf der steilen Felsenwand in seiner Hand? Und wenn ich in Gefahr schwebe, kann er mich denn nicht retten? Annerl, du weißt, daß ich dich liebe; verlange nicht zu viel von mir."

„Ich verlange nicht zu viel von dir, mein Guter!" sprach das Weib mit freundlichem Tone. „Ich verlange bloß, du sollst dich nicht in Gefahr begeben; denn wer sich in die Gefahr begiebt, der kommt in der Gefahr um. Das ist meine Meinung! Denke an mich, an deine unmündigen Kinder! Wenn du eines Tages ausgiengest und würdest nicht mehr zurückkommen, was wäre das für ein Jammer!"

„Gott wird sorgen," warf Hansel ein.

„Allerdings wird Gott sorgen," entgegnete Annerl rasch, „aber wir dürfen nicht leichtsinnig sein. Wenn du dein Handwerk nicht aufgiebst — ich meine deine leidenschaftliche Liebe zur Jagd! — so können meine düstern Ahnungen und Träume endlich in Erfüllung gehen. Denke dir, mein guter Hansel, welche Angst ich heute ausgestanden! Als ich nach Hause gieng, kam ich zur Kapelle Mariatrost, und da es meine Gewohnheit ist, dem lieben Gott niemals aus dem Wege zu gehen, so trat

ich ein. Ich betete nur kurze Zeit; denn ich war so abgemattet, daß mir bald die Augen zufielen und aus Ermattung schlief ich wohl einige Stunden lang."

„Ah, deßhalb kamst du heute so spät!" versetzte Hansel.

„Ja, es war bereits Abend, als ich erwachte," antwortete Annerl. „Ich hatte einen schweren Traum. Ich sah dich zwischen Felsen hängen; du wolltest dich an einem Tau retten — aber das Tau brach und du stürztest rettungslos in die Tiefe, und dein letzter Laut war: Mein Weib, meine armen Kinder!"

Annerl hielt inne; ihre Stimme zitterte und ihr Herz pochte heftig. Auch Hansel schwieg und sah bedeutungsvoll auf sein erschrockenes Weib.

„Mein Gott!" fuhr Annerl nach einem kurzen Stillschweigen fort, „wenn das in Erfüllung gehen sollte! Ich liebe dich so sehr — und du solltest mir genommen werden? Was würde aus mir und unsern Kindern werden? Und deine Kinder sind ja dein Alles auf der Welt!"

„Ich bitte dich, Annerl!" sprach Hansel gelassen, „jammere nicht. Ich will vorsichtig sein, damit mir nichts Uebels widerfährt."

„Ich wollte gerne schweigen, wenn ich ruhig sein könnte," versetzte Annerl, „aber immer verfolgen mich diese schwarzen düstern Ahnungen. Ich leide schrecklich, und weil ich dich nicht betrüben mochte und dir nicht wehe thun wollte, deßhalb habe ich geschwiegen. Verzeihe mir, daß ich nicht ganz offen gegen dich war. Aber ich bitte und beschwöre dich: bleibe von nun an zu Hause, daß ich ruhig sein kann."

Hansel schwieg und verbarg sein Gesicht in seine Hände.

„Fast reut es mich," fing er zu reden an, „dem Müller-Seppel und seinem Bruder versprochen zu haben, sie Morgen auf die Alp zu begleiten. Es soll aber ein gutes Geschäft geben."

„Gutes Geschäft her oder hin," fiel das Weib rasch ein. „Hansel, wenn du mich lieb hast, so bleibst du zu Hause."

„Ich habe es versprochen, sie zu begleiten," sprach Hansel. „Ein Ehrenmann hält sein Wort."

„Guter Gott!“ seufzte Annerl, „sollten meine Ahnungen und Träume zur bittern Wahrheit werden?“

Annerl kannte ihren Mann zu gut; es wäre vergebliche Mühe gewesen, ihn von seinem Entschlusse abzubringen. Sie faltete ihre Hände, als ob sie leise betete und blickte zum Himmel.

„Die Nachtluft wird doch allgemach zu kühl, Hansel,“ sprach sie und erhob sich vom Sitze. Hansel folgte ihr und Beide traten in's Stübchen.

„Wie die Kinderchen schlafen!“ sagte Hansel.

„Laß sie gehen, sie möchten sonst aufwachen,“ bat Annerl und bückte sich nieder auf das schlafende Mädchen im Weidenkorb. Aber eine stille Thräne rollte über das Angesicht der Mutter und fiel nieder auf die Stirn des Kindes. Wie viel Liebe lag in dieser einzigen Thräne! —

Zweites Kapitel.

Prüfungen und Kämpfe.

Der Morgen war erschienen. Die ganze Gebirgslandschaft schwamm in dem reizendsten Lichte. Alle Berge glühten und das Eis der fernen Gletscher strahlte herab aus den Höhen und die seltsamsten Lichtbündel zuckten empor aus dem ewigen Schnee der Alpen, während im Thale alle Gewächse die Ankunft des jungen Tages feierten und ein malerisches Grün den Saum der Berge bedeckte. Ein leichter Morgenwind flüsterte in den Zweigen der Bäume und spielte neckisch in den Kronen der Pflanzen. An den schwankenden Grashalmen hingen Thauperlen, welche im Lichte der Tageskönigin erglänzten und in den Gebüschen sangen Drosseln und Amseln, während eine Nachtigall sich auf einem biegsamen Zweige neigte und gar köstlich hinein jubelte in die würzige Luft des jungen Morgens.

An diesem Morgen erschien ein Mann, der wohl in den dreißiger Jahren stehen mochte, in Hansels Hütte. Er trug ein Schießgewehr auf seinem Rücken und ein Pulverhorn hing an seiner Seite. In einem Gürtel stack ein scharfes Messer und in seiner Hand hielt er einen

langen Stock, mit einer scharfen Spitze versehen. Der Mann hatte ein kühnes Aussehen, und aus seinen Zügen sprachen Muth und Verwegenheit. Ein blonder Bart auf der Oberlippe vermehrte noch das muthige beherzte Wesen desselben, und die Gluth des Auges verrieth Entschlossenheit und Thatkraft. Der Mann war ein gar trefflicher Schütze und keiner im Gebirge weitum that es ihm im Schießen zuvor. Dieser Mann war der Müller-Seppel, der den braven Hansel auf die Gemsjagd mitnehmen wollte. Müller-Seppel trat in das Stübchen. Hansel saß am Tische und putzte das Gewehr. Der kleine Seppel stand neben ihm und schaute ihm aufmerksam zu.

„Ah, guten Morgen, Kamerad," rief Müller-Seppel, indem er auf Hansel zulief und ihm die derbe Rechte zum Gruße bot.

„Gott grüß' dich, Müller-Seppel," sprach Hansel. „Fertig, wie du siehst, bis auf eine Kleinigkeit!"

„Das ist ja brav," versetzte Müller-Seppel und drückte Hansels rechte Hand.

„Allerdings brav," erwiederte Hansel. „Ein rechter Mann hält sein Wort."

„Gewiß," sprach der Ankömmling. „Aber was hast du denn? Es scheint, es wolle dich fast reuen, mitzugehen? Wie siehst du heute so nachdenklich aus. Donnerelement, wirst doch keine Memme geworden sein?"

„Eine Memme — alle Welt!" antwortete Hansel, „das bin ich nicht."

Und mit diesen Worten ergriff er den Müller-Seppel bei der Hand und führte ihn auf die Seite.

„Annerl ist böse darüber, daß ich mit dir gehe," sagte ihm Hansel in's Ohr. „Aber laß sie deinen Unwillen nicht merken. Sie ist sonst ein gutes Weib."

„Verflucht! — aber du gehst doch?" fragte Müller-Seppel und blickte Hansel mit seinem durchdringenden Auge an.

„Versteht sich," entgegnete Hansel.

„Ach, die Weiber haben doch sonderbare Grillen im Kopfe," sprach der Müller-Seppel mit unterdrücktem Unwillen. „Sie meinen immer, man falle kopfüber in die Grube, wenn man mehr denn hundert Schritte von derselben entfernt ist."

„Aber die Weiber sind doch auch manchmal im Rechte, und meine Mutter ist ein kluges Weib," erwiederte Seppel und sah dem Fremden keck in's Gesicht.

„Schweig, Knabe! das verstehst du nicht," sprach Müller-Seppel ärgerlich. „Wo Männer reden, müssen Knaben ruhig sein. Verstanden, Junge!"

Seppel kroch langsam zur Thüre hinaus.

„Wie der patschig ist," sagte er, „der läßt nicht mit sich spassen."

„Mache mir keine schlimmen Sachen, Müller-Seppel," bat Hansel. „Ich gehe mit, und du kannst zufrieden sein."

„Spute dich, mein Bruder wartet auf dem Weg in's Hochland," bedeutete Müller-Seppel, während er sich anstrengte, gemäßigt zu erscheinen.

Nach einer Viertelstunde war Hansel gerüstet, um die Jagd auf dem Hochgebirge antreten zu können. Auf seinem Rücken hing ein Schießgewehr und an der Seite ein Pulverhorn. In seiner Hand trug er nach Art der Gemsenjäger einen derben Stock, der ihm im Besteigen der Berge nützlich sein sollte. So ausgerüstet gieng er nach der Thüre und rief seinem Weibe. Annerl erschien und nach einem kurzen herzlichen Abschiede gieng es hinauf in's Hochland. Seppel begleitete den Vater eine Strecke weit und kam nach einer Stunde wieder zu Hause an.

„Gieb dich nicht muthwillig in Gefahr," rief Annerl ihrem Manne nach, „denke an mich und deine Kinder!"

„Es wird Alles recht werden," gab Hansel zur Antwort und verschwand in dem grünen dichten Gebüsche.

Als Hansel mit seinem Begleiter bereits eine gute Stunde gegangen war, kam er zu dem dritten Genossen, zu Müller-Seppel's Bruder, der mit Ungeduld wartete. Er hatte eine große Leiter neben sich im Grase liegen und Hansel sah den Müller-Seppel fragend an, als er dieses seltsame Werkzeug zur Gemsenjagd erblickte.

„Du wunderst dich, Kamerad," sprach Müller-Seppel zu Hansel, ohne ihn zuerst zum Worte kommen zu lassen, „wozu wohl diese Leiter nützen soll?"

„Gewiß, so Etwas wird ja auf der Gemsenjagd nicht gebraucht," versetzte Hansel. „Bisher haben uns unsere Stöcke im Steigen vortrefflich genützt."

„Die Zeiten ändern sich eben," meinte Müller-Seppel's

Bruder, „heute können wir die Leiter vortrefflich brauchen. Meinem Nachbar hat die vorige Woche ein Adler drei Ziegen gestohlen und sie weggeführt in's Gebirg und gestern Morgen hat er's wiederholt. Der Adler flog die Richtung, welche wir gehen und ich wette darauf, daß er auf dem Felsen droben seinen Horst angelegt hat. Ich habe es meinem Nachbar versprochen, nach dem Gesellen zu forschen; vielleicht gelingt es uns, den Adler zu bekommen und Halloh! dann setzt es ein gutes Trinkgeld ab und noch dazu, welch' ein Ruhm!"

Und Müller-Seppel's Bruder schlug dem erstaunten Hansel auf die Achsel.

„Das heiße ich ein Abenteuer," sprach Müller-Seppel, „den Adler müssen wir haben oder — — —"

„Wir werden das Nest wohl ausnehmen," fiel Hansel ein. „Ihr wißt, wenn's ein wenig Muth kostet, bin ich immer noch dabei gewesen. Es muß schon bunt hergehen, bis ich mich fürchte."

„Also auf! Nach dem Hochgebirge!" sprach Müller-Seppel's Bruder, dem die Zeit lange zu werden anfing.

Und die drei Männer zogen von dannen und kamen immer höher und höher hinauf.

„Habt ihr eure Stutzen auch geladen?" fragte nach einem kurzen Laufe der Müller-Seppel seine Begleiter, „man weiß auf dem Gebirge nie, was Einem in den Weg kommt."

Die Gemsenjäger stiegen schweigend hinauf auf die schwindelnde Höhe und selten wechselten sie ein Wort mit einander. Nur einmal blieben sie stehen und blickten verwundert in die Tiefe. Welch' ein Schauspiel bot sich ihren erstaunten Blicken dar! Das ganze Etschthal von Neumarkt bis Meran lag im großartigsten Bilde vor ihnen. Von allen Seiten glänzten die Berge im rosigen Lichte der Sonne, welche entzückende Strahlenbündel niederwarf auf das Eis der Gletscher und auf die weiße Decke der Schneeberge. Es war ein wundervoller Anblick — der ganze, reich mit Reben besäete Thalkessel war von schimmernden Bergen eingefaßt, voll frischen Lebens, vom weißen Faden des Etschflusses in unzähligen Windungen durchglitzert. Und der Etschstrom suchte im Kalterer-See auszurasten vom muthwilligen Laufe über

Felsen und Gerölle, um neugestärkt die kühne Fahrt durch's Thal beginnen zu können.

„Welch' ein schönes Land ist doch unser liebes Tyrol!" rief Hansel voll Entzücken aus. „Wie wunderbar sind seine Berge und Felsen und wie entzückend ist die Fernsicht auf der Höhe des Gebirges!"

„Es giebt nur Ein Tyrol!" entgegnete Müller-Seppel. „Und wie liebe ich das Leben auf der hohen Alp!"

„Wie wohl ist's mir, wenn ich den Stutzen in die Hand nehme und nach Oben wandere!" rief Hansel aus und schwang seinen Hut.

In diesem Augenblicke schwang ein Adler seine kräftigen Fittige über ihrem Haupte und drehte sich langsam in gemächlichen kreisförmigen Bewegungen.

„Siehst du da oben?" fragte Müller-Seppel's Bruder, der den Adler zuerst erblickt hatte. „Ein Adler? Ein Adler!"

„Ein Adler!" sprachen Alle.

„Den will ich holen!" rief Müller-Seppel, nahm seinen Stutzen von der Schulter, spannte mit kräftiger Hand den Hahn und fieng an zu zielen. Er folgte mit der Hand den Bewegungen des Vogels und ein Augenblick — — der Stutzen knallte und verworrene Echo's tönten aus den Bergen zurück; der Vogel stürzte mit ausgestreckten Flügeln in die Tiefe, aus welcher ihn Hansel nicht ohne Gefahr hervorholte.

„Ein guter Schuß, Kamerad! Gerade auf's Herz!" sprach Hansel, während er den Adler zu den Füßen seiner Begleiter warf.

„Nimm ihn auf die Schulter, Bruder!" sagte Müller-Seppel. „Wir müssen jetzt vorwärts gehen. Ich denke, die Brut des Adlers soll uns nicht entkommen."

„Vorwärts!" sagten Alle und erhoben sich.

Mit Mühe stiegen die Gemsenjäger auf dem steinigen Grunde durch einen saftigen Buchwald in die höhere Gebirgswelt, stets überrascht von der seltsamsten Abwechslung der Fernsicht, welche sich vor ihren Augen entfaltete. Sie vermieden es absichtlich, an Sennhütten vorbeizukommen, um nicht aufgehalten zu werden. Sie kletterten muthig nach Oben und waren schon so hoch gestiegen, daß die Pflanzen spärlicher wuchsen und die Bäume zwerg-

artig aussahen. Da erblickte Hansel auf einer fernen Felsenspitze einen schwarzen Punkt.

„Seht ihr dort den schwarzen Punkt?" rief er freudig aus, während er mit dem Finger nach dem Felsen zeigte.

„Das ist der Genosse und Kamerad zu dem, den du auf dem Rücken trägst, Bruder, oder mich soll — —" sprach Müller-Seppel. „Schnell vorwärts, dort ist die Adlerbrut!"

Während Müller-Seppel dieses sprach, breitete ein Adler seine mächtigen Flügel aus und flog pfeilschnell dahin durch die zitternde Luft, welche er mächtig schlug. Nach kurzer Zeit hatten sie den riesigen Vogel aus ihrem Gesichte verloren.

„Das ist unser Glück!" sagte Hansel. „Wir hätten sonst mit den Eltern kämpfen müssen."

„Ganz recht; jetzt kann's nicht mehr fehlen," antwortete Müller-Seppel. „Ich fühle den Gewinn schon in meiner Tasche."

„Verkaufe die Bärenhaut nur nicht zu frühe, Bruder!" warf Hansel ein.

Müller-Seppel hatte keine Zeit zum Antworten und drang so schnell vorwärts, daß seine Kameraden nur mit Mühe folgen konnten und keuchend nachkamen. Nach Umfluß von einer Stunde waren sie an dem Felsen angekommen. Der riesige Fels hatte mehrere Abschnitte. Sie setzten die Leiter an und warfen sich feste Stricke um den Leib. Müller-Seppel hatte einen Säbel an seiner Seite. Mit großer Sorgfalt kletterten sie von Abschnitt zu Abschnitt und ziemlich ermüdet hatten sie die Spitze des Felsen erreicht. Der Steinblock war hohl und unten in schauerlicher Tiefe erblickte man die Spuren eines Adlerhorstes. Müller-Seppel ließ einige Locktöne hören und alsogleich antwortete es in dem Abgrunde.

„Wir haben die Brut!" rief er.

„Laßt uns ruhen," bat Hansel. „Die kühne Bergfahrt hat mich ermüdet."

„Es ist keine Zeit zu verlieren, Hansel!" warf Müller-Seppel ein. „Wenn die Alten kommen, dann giebt's eine schlimme Arbeit."

Hansel begriff die Wahrheit dieser Einwendung und machte sich zur Arbeit fertig. Die Stricke wurden auseinander gelegt und in die Tiefe gesenkt. Sie waren

lang genug und reichten tiefer, als der Adlerhorst. Müller-Seppel ergriff die Leiter und legte sie quer über den Abgrund und band einen Strick fest."

„Jetzt gilt's in die Tiefe zu kommen," sprach er mit ernster Stimme. „Wer soll hinunter steigen?"

Da fehlte es an Muth und Keiner wollte den Anfang machen.

„Soll das Loos entscheiden?" fragte Müller-Seppel.

„Es sei! es sei!" antworteten seine Kameraden.

„Wer das kürzeste Reisig zieht, der muß hinab! Seid ihr zufrieden?" sprach Müller-Seppel, während er einen dürren Zweig ergriff, der in seiner Nähe auf dem Felsen lag.

„Einverstanden!" erhielt er zur Antwort.

Das Loos wurde gezogen. Hansel mußte in die Grube.

„Aber ich bitte euch," sprach er, „haltet fest und laßt mich nicht los. Wie bald ist ein Unglück geschehen!"

„Es geschieht dir nichts Leides, Kamerad!" versetzte Müller-Seppel. „Habe nur guten Muth. Die Sache geht besser als du vermuthest. Ein Viertelstündchen und Alles ist geschehen."

Und nun wurden zwei lange Stricke um den Leib des gutherzigen Hansel gebunden und in seine rechte Hand nahm er den Säbel seines Kameraden.

„Es ist zur Vorsicht," sagte er mit Ernst. „Man weiß nicht, was kommt. Wenn der alte Adler erscheint, kann ich schon mit ihm reden."

Und Hansel schwang den Säbel in der Luft, daß es pfiff.

„Also in die Grube!" sprach Müller-Seppel.

Hansel stieg auf die Leiter und nahm den Strick in die Hand, welcher an der Leiter festgebunden war. Seine Kameraden blieben zu beiden Seiten des Abgrundes stehen und hielten ihn fest.

„Es ist schändlich," sagte Hansel, „sich wegen eines Vogels in solche Gefahr zu begeben. Mein Weib, meine Kinder! — ach, wenn sie es wüßten!"

„Beruhige dich, mein Freund!" bat Müller-Seppel.

Und Hansel ergriff den Strick und kletterte abwärts in die Tiefe.

„Haltet fest, ich bitte euch!" rief er öfters, „wenn ich falle, sehe ich die Sonne nimmer scheinen — nimmer!"

Nun streckte Hansel die Hand nach dem Horste aus und nahm einen Vogel nach dem andern hervor und steckte sie frohlockend in seine Jagdtasche.

„Es sind vier prächtige Jungen!" rief er in die Höhe. „Sie sind so butterweich, daß ich fast fürchte sie zu erdrücken."

„Das ist ja prächtig," erscholl es von Oben.

„Nun zieht in die Höhe!" befahl Hansel.

Aber seine Begleiter hatten nicht mehr Zeit dazu. Der alte Adler kam herbeigeflogen und warf sich mit ausgespannten Flügeln, mit denen er mächtig um sich schlug, auf die Kameraden, welche mit einer Hand die Stricke hielten, mit der andern Hand nach ihren Jagdmessern griffen und tüchtig nach dem wilden ergrimmten Adler stachen. Es war ein heißer Kampf, der König der Lüfte erhob sich in die Höhe und stürzte mit mächtigem Flügelschlage auf die Verfolger seiner Jungen. Müller-Seppel's Bruder war bereits jämmerlich zerfleischt und ließ vor Schmerz den Strick los. Hansel sah von der Tiefe aus dem Kampfe zu und bat flehentlich, den sichern Tod vor Augen sehend, doch festzuhalten.

„Brüder, Brüder!" rief er voll Schmerzen aus, „beim Himmel, laßt nicht los oder ich bin verloren."

Da auf einmal stürzte der Adler in die Tiefe. Müller-Seppel hatte ihm einen Stich in's Herz beigebracht und der Vogel fiel nieder in die Grube. Allein in seiner Angst hatte auch er den Strick losgelossen.

„Ich bin verloren! Mein Weib — meine Kinder!" jammerte Hansel, während er sich mit der linken Hand an den Strick anklammerte und mit der rechten den Säbel faßte, den er mit in die Grube genommen. Er glaubte, der niederstürzende Vogel wolle ihn angreifen und so hieb er, auslangend in die Weite, mit dem Säbel in der Eile nach dem Stricke, welcher brach und entzwei riß, so daß Hansel in den Abgrund stürzte.

„Großer Gott!" rief er schmerzlich aus.

Aber man hörte oben nur einen dumpfen Schmerzenslaut. Hansel lag in der Tiefe: er war nicht mehr. Die beiden Brüder, welche ihn begleitet hatten, lagen halbohnmächtig auf dem Felsen.

„Welch' ein entsetzliches Unglück!" jammerten sie. „Was wird Annerl sagen! Wir dürfen dem Weibe kaum unter die Augen kommen."

„O schrecklicher Tag!" rief Müller-Seppel's Bruder und warf sich auf die Erde nieder. Ein Strom von Thränen rann die wetterharten Wangen hinab.

„Was haben wir angestellt, Bruder!" sprach Müller-Seppel und er verbarg sein Angesicht in seinen Händen. „Eine Mutter haben wir elend gemacht und zwei Kinder zu Waisen. Schrecklich! — — —"

Die beiden Brüder saßen händeringend an dem Abgrund und schauten unabläßig in die Tiefe.

„Kein Laut! Hansel ist in's Bodenlose gefallen," sprachen sie.

Und sie giengen hinab in das Thal um Hilfe zu holen und den Leichnam ihres Freundes aus dem Schlunde zu bringen. Sie sprachen kein Wort auf dem langen Wege und manchmal seufzten sie nur leise.

„Aber Bruder," sagte Müller-Seppel, „was ist dir? Du bist ja so weiß, wie ein Grauschimmel!"

„Und du wie eine Wand," erhielt er zur Antwort.

Wirklich hatte der große Schrecken die Haare der beiden Brüder gebleicht und ihre Züge so entstellt, daß man sie kaum mehr erkennen konnte.

Drittes Kapitel.

Das Unglück bricht herein.

Es waren zwei Tage seit diesem schrecklichen Ereignisse verflossen. Annerl war in großen Sorgen; sie konnte eine gewisse Unruhe nicht verbergen. Hansel war zwar öfters einige Tage weggeblieben und so hoffte sie stets auf eine glückliche Ankunft ihres Mannes. Die beiden Brüder indessen verlebten die traurigsten Stunden ihres ganzen Lebens. Sie konnten deßhalb das Ereigniß nicht verschweigen. Hansel mußte um jeden Preis aus dem Abgrund geholt werden, meinte Müller-Seppel. Sie beriethen sich deßhalb mit einigen beherzten Freunden und so wurde denn beschlossen, den Leichnahm des Freun-

des aus der Tiefe zu heben und koste es, was es wolle. Nur mit der größten Mühe gelang es ihnen, den todten Kameraden aus dem Abgrunde zu heben. Müller-Seppel war in die Tiefe gestiegen und an einem festen Stricke ward der unglückliche Todte an's Tageslicht gebracht. Hansel war jämmerlich zugerichtet. Der Adler hatte sein Gesicht entsetzlich zerfleischt; im Falle hatte er sein Haupt an eine Felsenspitze geschlagen, so daß sein Gehirn zerschmettert war; seine Hände und Füße waren gebrochen. Bei diesem entsetzlichen Anblick ergriff die Freunde ein unnennbarer Schmerz und heiße Thränen rannen die Wangen hernieder. Am meisten gerührt war Müller-Seppel, welcher von Hansel so oft auf der Jagd begleitet worden war. Nach Umfluß mehrerer Stunden war Hansel in das Thal gebracht worden. —

„Was wird Annerl sagen?" sprach Müller-Seppel. „O wie ist mir so bange bis sie die Trauerbotschaft weiß!"

„Es bringt dem guten Weib den Tod," fiel ein Begleiter ein, „wenn man sie nicht auf dieses gräßliche Unglück vorbereitet."

„Ja, man muß hier behutsam zu Werke gehen," ermahnten einige Stimmen, „damit nicht das letzte Unglück ärger werde, als das erste ist."

„Wir müssen einen Mann absenden," sprach Müller-Seppels Bruder, „der die Frau auf dieses Unglück vorbereitet, und ich schlage dich vor, Bruder. Du kennst Annerl am besten und das Uebrige wird sich geben."

„Ich? ich?" fragte Müller-Seppel erstaunt. „Gebt mir lieber den Tod!"

Auf das herzliche Zureden der Freunde ließ sich endlich Müller-Seppel bestimmen zu Annerl zu gehen.

„Großer Gott!" seufzte er. „Wartet, in einer Stunde bin ich wieder hier!"

Annerl saß gerade auf dem Bänklein vor dem Hause, als Müller-Seppel dem Hause nahe kam. Sie trug Rösel auf dem Arme und Seppel spielte mit den Ziegen, welche wohlgenährt auf dem Rasen ruhten. Als Annerl den Kameraden ihres Mannes erblickte, legte sie das Mädchen in den Weidenkorb und lief dem bekannten Hausfreund entgegen. Sie grüßte ihn freundlich.

„Ei, lieber Müller-Seppel, du bist auch wieder hier?" fragte Annerl nicht ohne Verlegenheit; denn sie war

dem Ankömmling nicht so ganz von Herzen gewogen. „Und wo hast du denn meinen Mann?“

„Er ist auf dem Wege und wird bald hier sein,“ antwortete Müller-Seppel und seine Stimme zitterte, denn seine Zunge wollte ihm am Gaumen kleben.

„Er ist auf dem Wege — aber warum siehst du so erschrocken aus?“ fragte das Weib schnell; Müller-Seppels Benehmen war Annerl aufgefallen und sie fühlte daß Etwas geschehen sei.

„Es ist Nichts geschehen, meine Liebe!“ versetzte Müller-Seppel, „der schnelle Marsch hat mich nur erhitzt. Hansel kommt mit meinem Bruder. Sei nur ruhig, liebes Herz!“

Und Müller-Seppel nahm seine Mütze vom Kopfe und trocknete sich den Schweiß von der Stirne. Er hatte sich verrathen.

„Aber Müller-Seppel,“ rief Annerl voll Verwunderung aus, als sie das weiße Haar des Ankömmlings bemerkte, „was ist aus dir geworden? Deine Haar sind ja so weiß wie der Schnee? Was ist dir geschehen?“

Müller-Seppel antwortete nicht. Er blickte verlegen auf Annerl und wollte seine Augen niederschlagen. Er konnte den Anblick des Weibes nicht ertragen. Seine Muskeln zitterten und seine Stimme versagte ihm. Fast war er daran auf die Erde zu sinken.

„Müller-Seppel,“ sprach Annerl hastig, „ich bitte dich, täusche mich nicht. Es ist ein Unglück geschehen. Wo ist Hansel?“

Aber Müller-Seppel antwortete nicht. Annerl rang verzweiflungsvoll die Hände und fing an zu weinen.

„Ist Hansel todt?“ fragte sie mit zitternder Stimme.

„Du sagst es,“ seufzte Müller-Seppel.

Das war zu viel für dieses Weib.

„Guter, barmherziger Gott, send' mir einen Engel —!“ rief Annerl mit dem Tone des tiefsten Schmerzes aus und sank nieder in's Gras; ihre Knie wankten; sie konnte sich nicht mehr halten. Müller-Seppel zitterte heftig; denn ob er sich gleich auf die höchste Aufregung von Seite des Weibes gefaßt hatte, so war ihm doch dieser schnelle Wechsel zwischen Bewußtsein und Ohnmacht zu schnell vorgekommen.

„Sie hat ihn auch im Leben zu sehr geliebt," lispelte er vor sich hin, als er sie sanft in seine starken Arme hob und nach Hause trug.

Annerl's Angesicht war blaß und ein Strom heller Zähren floß über die bleichen Wangen. Das gute Weib, nun ihrer einzigen Stütze beraubt, rang die Hände unter dem Eindrucke einer bangen Verzweiflung. Sie sah die Zukunft traurig und dunkel vor sich. Ihre Lippen zitterten krampfhaft; ihre Augen strahlten seltsam und ihre Wangen zuckten bei jeder Bewegung ihres aufgeregten Gemüthes.

„O Vater im Himmel, führe mich heim," rief Annerl, als sie wieder ihr volles Bewußtsein erlangt hatte. „Mein bester Freund ist in dem Himmel!"

„Ja, du hast recht, Annerl," hub Müller-Seppel an. „Deßhalb ermanne dich. Gott wird für dich sorgen. Er hat es ja versprochen — er wird auch Wort halten."

„Wir wollen es hoffen," erwiederte das Weib mit Festigkeit. „Gott, sei du meine Stütze in der Noth."

„Holt mir meinen Mann," bat Annerl, während sie ihre Thränen trocknete, „ich will ihn sehen."

Müller-Seppel gieng fort.

„O was für ein Unheil hab' ich angerichtet! Warum mußte es mir gelingen, Hansel mit auf die Alp zu nehmen?" rief er voll Verzweiflung. „Die schlimme Nachricht hat das arme Weib fast zum Sterben gebracht."

Voll inniger Wehmuth kam Müller-Seppel zu seinen Gefährten, die seiner mit Sehnsucht warteten.

„Nun, wie ist's gegangen?" fragten Alle und stellten sich um den Ankömmling.

„So, so!" meinte Müller-Seppel. „Seid klug und bringt mir das arme Weib nicht zur Verzweiflung. Wir könnten es nicht verantworten."

Während Müller-Seppel zu seinen Freunden gieng, welche bei Hansels Leichnahm seiner harrten, trat Seppel, Hansels munterer Knabe, in das Stübchen. Er sah, wie bleich und abgehärmt die Mutter auf dem Stuhle saß und wie sie, die Hände gefaltet, den Blick zum Himmel wandte. Der Knabe ahnte, daß etwas Außergewöhnliches vor sich gegangen sein müsse; denn so hatte er die Mutter noch nie gesehen. Er lief langsam mit zitterndem Schritte auf die gute Mutter zu und liebkosete sie

so herzlich, als er konnte. Voll Zärtlichkeit schloß sie der Knabe in seine Arme und drückte ihr einen heißen Kuß auf die Stirn.

„Was hast du, lieb Mütterchen?" sagte der Knabe. „Was fehlt dir? Du bist so traurig — o sprich; vielleicht kann ich dich trösten."

„Kind," versetzte die Mutter, „ich kann und darf es dir nicht sagen. Den Jammer, den mein Wort über dich bringen würde, könnte ich nicht ansehen."

Und Annerl verhüllte ihr bleiches Gesicht abermal und seufzte unter Thränen still und schmerzlich auf. Sie zählte die Schläge ihres Herzens und jeder Schlag rückte sie eine Minute dem traurigen Auftritte näher, den sie mit Wehmuth erwartete. Sie konnte vor Bangigkeit kaum athmen. Sie konnte sich nicht beherrschen und legte ihren ermüdeten Körper auf die Bank, welche neben dem Stuhle stand. Doch plötzlich zuckte sie auf, als ob sie sich an Etwas schnell erinnerte.

„Wo ist Rösel?" rief sie aus. „Geschwind, mein Knabe!"

Seppel sprang nach der Thüre und holte das Mädchen herein, welches wie ein Engel zur Mutter auflächelte. Dieses engelgleiche Lächeln erschütterte von Neuem das gedrückte Mutterherz, und Annerl nahm das Kind auf die Arme und liebkosete es.

„Du hast gut lächeln, liebes Mädchen!" sprach sie mit schmerzlichem Tone, „du weißt nicht, welches Unglück dich betroffen — daß der Vater — — — ach, dein lieber Vater todt ist."

Dieses Wort hatte Seppel vernommen. Es wirkte wie ein Donnerschlag auf das lebhafte Gemüth des Knaben. Er fiel auf seine Knie nieder und ein heller Strom heißer Zähren rann über die jugendlichen Wangen.

„Der Vater ist todt!" jammerte er, „der Vater todt!"

„O Gott, welches Leiden hast du über uns verhängt!" flehte die Mutter, beim Anblicke des weinenden Knaben. „O gieb mir Kraft, es zu ertragen!"

In der gedrücktesten Stimmung erwartete Annerl die Ankunft der theuren Leiche ihres Mannes. Sie blickte oft nach der Thüre und sie sah, wie sich der Griff der der Thüre bewegte. Wie heftig ist ihre Erwartung! — Endlich tritt der verhängnißvolle Augenblick ein. Die

Thüre geht auf und sechs rüstige Männer legen den Leichnam in das Stübchen. Sie brechen beim Anblick des Jammers, den sie hier treffen, in Thränen aus. Sie können sich nicht mehr beherrschen. Annerl aber wirft sich auf die Leiche und hebt das Tuch auf, welches das entstellte Angesicht ihres Mannes bedeckt. Sie ergreift seine erstarrten Hände und der Modergeruch, der von der Leiche ausgeht, kann sie nicht abhalten, den Leichnam in ihre zitternden Arme einzuschließen. Sie hält die Leiche fest in ihren Armen und drückt sie an das Herz, das zu brechen droht. Dann erhebt sie ihre Hände zum Himmel, niedergesunken auf die Knie und fleht zu Gott in inbrünstigem Gebete. Die Männer, welche um die Leiche stehen, sind vernichtet beim Anblick dieser Trauerscene. Seppel liegt am Boden und weint — ein unnennbarer Schmerz wühlt in seiner jugendlichen Brust. Endlich erhebt sich Annerl vom Boden, nachdem sie noch einen Kuß auf den Leichnam ihres hingeschiedenen Mannes geworfen.

„Ich danke euch, ihr braven Männer!" sprach sie. „Mehr kann ich nicht thun. Gott möge euch euern Dienst belohnen!"

„Wir sind zufrieden," sagten sie und schickten sich an wegzugehen.

„Tröste dich Annerl!" versetzte Müller-Seppel, indem er der Wittwe die Hand reichte. „Gott wird es wohl machen."

„Mein Knabe, sei ruhig und ergieb dich in's Schicksal," sagte er zu Seppel, „Gott hat es so gemacht."

„Lebt Alle wohl und grämt euch nicht zu sehr," sprach er.

Und während er dieß sagte, zerdrückte er eine Thräne im Auge. Er gieng mit seinen Begleitern schweigend von dannen.

Fünftes Kapitel.

Folgen des Unglücks.

An dem Tage, an welchem man Hansel zur Erde bestattete, wurde die arme Wittwe mit vielen Trostesworten gestärkt. Es giebt ja überall gute Menschen, die ein mitleidiges Herz und für die Leiden der Mitmenschen ein empfängliches Gemüth haben. Auch wurden dem unglücklichen Weibe von guten Menschen viele milde Gaben geopfert und der liebreiche Pfarrer gieng selbst mit dem besten Beispiele voran, indem er die Kinder der Wittwe auf drei Jahre mit Kleidung versah; andere wohlhabende Leute thaten etwas Aehnliches und so kehrte Annerl, sichtlich ruhiger und zufriedener, in ihre Berge zurück.

„Tröste dich, meine Freundin," sprach der menschenfreundliche Pfarrer, „Gott wird schon sorgen. Er nährt ja die Vögel in der Luft und kleidet auch die Lilien auf dem Felde. Vertraue ihm, er wird es wohl mit dir machen!"

So kehrte also Annerl zurück in ihre Berge. Aber es ward ihr angst und bange, als sie an die Zukunft dachte. Sie war arm; Geld besaß sie wenig und die Sorge für Rösel nahm ihr viel freie Zeit weg. Mit großem Kummer dachte sie an den herannahenden Winter. Nur einige Male kam sie während des Sommers nach Meran, wo sie ihr Flechtwerk vollends verkaufte. Am Abend dachte sie oft mit Seppel an den guten Vater, der so viele schöne Geschichten wußte. Und oft mischten sich in die Rede vom Vater ein Strom heißer Thränen. Seppel hütete während des Sommers die Ziegen und trug dabei die Schwester auf dem Arme, um der Mutter mehr Zeit zur Arbeit zu laßen. Annerl hatte hinter der Hütte ein Kartoffelfeld angelegt, welches reichlichen Ertrag versprach. Der Winter kam, aber es fehlte der armen Wittwe an Manchem und sie war dem bittersten Elend preisgegeben. Sie befand sich in großer Noth. Bald fehlte es ihr an Holz, bald an Brod; es war ein beständiger Jammer in der Hütte. Das beugte die verlassene Wittwe tief und sie weinte oft in der Stille ihres Herzens. Aber woher sollte Hilfe kommen? Annerl war rathlos! —

Einmal war eine schlimme Nacht auf den Bergen. Der Schnee fiel in unermeßlichen Massen nieder auf die Erde. Der kalte Wind pfiff schneidend durch den nahen Forst und drohte, die stärksten Bäume wie Strohhalme abzureißen. In dem Stübchen der Wittwe sah es an diesem Abend recht traurig aus. Eine einfache Lampe stand auf dem Tische und als das Licht derselben erlosch, zündete Seppel ein Stück harziges Holz an, um die dunkeln Räume des Stübchens zu erhellen. Alle in dem Stübchen erschienen in der halben Finsterniß als gespensterhafte Formen, die aus dem Grabe erstunden.

„Mütterchen, gieb mir Brod!" schrie Rösel und reckte die Hände.

Allein die Mutter hatte kein Brod in der Truhe. Sie suchte alle Räume aus. Endlich fand sie einige harte Brodkrumen in einem alten Schranke.

„Hier, mein Kind!" sprach Annerl und reichte sie dem Mädchen.

Rösel griff darnach, als ob es ein Schatz von Gold gewesen wäre; allein die Mutter mußte die harten Krumen zuerst erweichen. Seppel war an diesem Abende ruhiger als gewöhnlich. Er empfand die Noth, welche das Herz der Mutter drückte; wie gern hätte er geholfen! Er legte sein Gesicht auf den Tisch und bewegte sich nicht. Er bedeckte seine Augen, um den Jammer nicht zu sehen, der seine betrübte Mutter drückte; denn es zerriß sein Herz und er konnte nicht helfen. Stille Thränen flossen in seine weichen Hände. Er war ermattet vor Weinen und Klagen.

In einer Ecke des Zimmers aber war der Jammer noch größer. Dort saß die Mutter und hielt das weinende Mädchen auf ihrem Schooße.

„O Mütterchen, wie mich friert," rief Rösel und weinte vor Schmerzen.

Und die Mutter ergriff die erstarrten Händchen des Mädchens und suchte sie mit ihrem warmen Hauche zu erwärmen; dann nahm sie die kalten Füßchen in die Hand und hielt sie so lange umschlossen, bis das kalte Blut frischer und muthiger durch die Adern rollte. Dann schaute sie wieder in das Auge des Mädchens, vom Weinen getrübt, und küßte die feuchten Lippen des Kindes.

„Ach, wie deine Lippen so kalt sind!" seufzte die

Mutter. „Bebe und zittere nicht, mein Kind! Ich will dich wärmen. Ach, deine Füßchen sind so kalt wie Eis, mein Lämmchen! Komm, ich will dich in meine Schürze wickeln. Dann wird es dir warm werden. Komm, komm, mein Engelchen!" —

Als Seppel die herzinnige Sprache der Mutter hörte, drang es ihm tief in's Herz und er konnte sich nicht mehr halten.

„O Mutter, wie gut bist du?" rief er freudig aus im Tone des höchsten Entzückens und fiel der guten Mutter um den Hals.

„Seppel, mein lieber Knabe!" lispelte sie leise; die Rührung erstickte ihre Stimme.

Es entstand eine Pause in dem Zimmer. Rösel schlummerte auf dem Schooße der Mutter und Seppel saß neben der Mutter und reinigte den Spahn, wenn er nicht mehr licht und hell brennen wollte. Annerl sah auf das schlafende Mädchen.

„Guter Engel! schlafe sanft!" seufzte sie. Du hast es noch gut; denn es giebt noch viel unglücklichere Menschen als wir sind. Denke, Seppel, wenn heute Nacht ein Mensch auf dem Wege ist und hat das Thal nicht erreicht, wie sehr muß er leiden! Er muß unfehlbar zu Grunde gehen! Kein Mensch kann es in diesem entsetzlichen Sturme aushalten O wie es draußen tobt und stürmt! Guter Gott! sei den verirrten Wanderern gnädig!"

In diesem Augenblicke pochte Jemand hastig an der Thüre. Die Wittwe erschrack; Seppel fuhr zusammen und Rösel erwachte.

„Man klopft!" rief der Knabe aus.

„Wer will Etwas von uns?" sprach Annerl zu gleicher Zeit.

„Es ist vielleicht ein verirrter Wanderer," sagte Seppel.

„Geh' an's Fenster, Seppel," befahl die Wittwe.

Seppel öffnete das Fenster. Es stand ein Mann vor der Thüre, der Einlaß begehrte. Seppel erkannte in dem Ankömmling den Müller-Seppel.

„Mutter, der Müller-Seppel!" rief der Knabe.

„Schließe ihm auf," sagte Annerl kurz.

Die Thüre ward aufgeschlossen. Müller-Seppel trat ein; aber wie sah der Mann aus! Er hatte in dem Sturme fürchterlich gelitten. Der kalte pfeifende Wind

hatte die Haut seines wetterharten Gesichtes aufgerissen und das helle Blut trof über seine Lippen.

„Ein entsetzliches Wetter das!“ murmelte er und setzte sich.

„Mach' es dir bequem,“ entgegnete die Wittwe.

„Bequem? Wäre gut, man könnte sich's bei euch bequem machen?“ fiel er der Wittwe rasch in's Wort. „Alle Wetter! Habt ihr kein Feuer im Kamin? Wie entsetzlich kalt habt ihr?“

„Heut früh brannte ein Feuer darin,“ versetzte Seppel gutmüthig. „Am Abend ist's kalt bei uns — es fehlt uns an Allem!“

„Das ist traurig,“ meinte Müller-Seppel. „Habt ihr wirklich kein Holz im Hause? Mich friert entsetzlich.“

„Holz auf acht Tage — und doch dauert der Winter noch volle drei Monate,“ erwiederte die Wittwe. Mein Gott, was das für ein Ende nehmen wird — — –“

„Weiß der liebe Gott,“ fiel Müller-Seppel ein. „Indessen ahme die Wittwe von Sarepta nach! Du weißt, was ich meine: Feuer in den Herd! Bringt eure letzten Bissen oder ich sterbe, so elend ist mir!“

Diese Worte waren mit einem solch' innigen Tone gesprochen, daß die Wittwe tief gerührt wurde.

„Es geschehe nach deinem Willen,“ sprach Annerl und eilte in die Küche. Der Kamin wurde warm und bald stand eine schmackhafte Suppe auf dem Tische, welche Müller-Seppel mit guter Laune verzehrte.

„Es geht doch Nichts über gute Leute,“ sprach er freudetrunken. „O wie danke ich dir's, liebwerthes Annerl, ohne dich wäre ich jetzt vielleicht todt!“

„Es freut mich, daß ich dir dienen kann,“ antwortete die Wittwe, „auch du hast mir einst einen großen Gefallen erwiesen. Weißt du noch?“

„O ich bitte dich,“ fiel Müller-Seppel ein, „schweig mir von jenem entsetzlichen Ereigniß! Aber sieh, seither bin ich auch ein anderer Mensch geworden und habe jenem gefährlichen, waghalsigen Handwerk auf immer Lebewohl gesagt. Ich und mein Bruder haben Stutzen und Pulverrohr verkauft.“

„So ist also kein Unglück ohne gute Folgen,“ seufzte Annerl.

„Gewiß nicht,“ versetzte Müller-Seppel und lief nach seinem Ränzchen, das er bei seinem Eintritt in das

Stübchen auf den Boden geworfen hatte. Er schloß es auf und nahm eine Rolle Zwanziger hervor und legte sie auf den Tisch und setzte sich schnell.

„Kein Unglück ist ohne gute Folgen, denn es öffnet die Herzen wohlthätiger Menschen und führt diese dem Himmel zu," sprach er gerührt. „Diese Summe schickt dir ein unbekannter Freund, dem dein seliger Mann einst große und wichtige Dienste erwiesen hat. Er hat von deinem Unglücke erfahren, und da er selbst nicht hieher kommen kann, so hat er mir diese Summe gegeben, sie dir zu bringen. Freue dich; denn so werde ich alle Jahre auf Ostern kommen — nur heuer habe ich aus guten Gründen den Termin nicht eingehalten. Und diese Kleinigkeit lege ich alle Jahre bei. Nimm Alles an, ich bitte! Deine Weigerung würde mich schmerzen!"

„Guter Gott, so hast du meiner noch nicht vergessen!" rief Annerl vor Freude aus. „Seppel, sieh, welch' ein Glück! Juble auf in deinem Herzen und verzage nicht. Gott wird uns nicht verlassen!" —

„Gewiß," fiel Müller-Seppel ein, „wir beten ja nicht umsonst: Herr, Aller Augen warten auf dich und du giebst ihnen Speise zur rechten Zeit. Nur auf den Herrn vertraut, er läßt uns nicht zu Schanden werden. — Aber jetzt zur Ruhe; denn Morgen muß ich mit dem frühesten Glockenschlag trotz aller Unwetter hinunter in's Thal."

Am heutigen Abend aber waren zwei glückliche Menschen mehr auf der Welt; Müller-Seppel, weil er der armen bedürftigen Wittwe auf lange Zeit geholfen; die Wittwe, weil sie sich ihrer Noth enthoben sah. Annerl aber schlummerte auch in dieser Nacht so sanft und ruhig, als wie in den Tagen ihres frühern bescheidenen Glückes.

Sechstes Kapitel.

Nichts Vollkommenes unter der Sonne.

Wie froh war nun die arme Wittwe, als sie ihrer harten und bittern Noth wenigstens theilweise überhoben war! Als der Frühling erschien und die Bäume im Thale grün wurden, da kam auch Müller-Seppel herauf auf

die Berge und kehrte bei Wittwe Annerl ein. Warum wohl? Er hatte von dem wohlthätigen Unbekannten die Summe Geldes für die Wittwe und ihre Kinder abzuliefern. So sehr sich auch Annerl Mühe gab, den Namen ihres Wohlthäters inne zu werden, so gelang es ihr doch nicht, denselben zu erfahren.

„Es ist vor der Hand genug," versetzte Müller-Seppel auf ihre Fragen, „daß du Etwas bekommst und das ist einstweilen befriedigend. Wer weiß, ob die Zeit nicht noch mehr thut und ob du nicht selbst zu deinem Wohlthäter wandern kannst."

„O könnte ich ihm doch herzlich danken!" erwiederte Annerl.

„Bete für ihn bei Marientrost," entgegnete Müller-Seppel. „Das ist das Beste, was du thun kannst."

Seppel wuchs indessen heran und ward ein überaus blühender kräftiger Junge, der bald nichts Kindisches mehr an sich hatte. Er war das lebendige Ebenbild seines Vaters. Er hatte das schwarze durchdringende Auge, und seine Adlernase stach gut ab gegen die magern Wangen, welche mit einer leichten Röthe übergossen waren. Sein Haar hing in Locken an beiden Seiten der hochgewölbten Stirne hernieder.

„Er ist sein vollkommenes Ebenbild," dachte die Mutter, wenn sie den Knaben betrachtete. „Kein Härchen fehlt ihm."

Während der Sommermonate hütete der Knabe die Ziegen — das einzige Gut der Wittwe und bei der einfachen Beschäftigung ward er von selbst auf die Betrachtung der Natur in ihrer Schönheit und Mannigfaltigkeit hingewiesen. Eine besondere Vorliebe gewann Seppel für die buntbefiederten Waldvögel. Da gab es kein Vogelnest in der Nähe der elterlichen Hütte, welches er nicht wußte. Da gab es kein geheimes Versteck, das er nicht aufzufinden verstand. Die kleine Rösel führte er oft an der Hand in's Gebüsch und ließ das Mädchen hineinsehen in's niedliche Vogelnestchen, das so zierlich und sicher zwischen den schwankenden Zweigen ruhte. Das war alsdann eine hohe Freude für das Kind, dem Seppel mit all' der Strenge, die ihm zukam, befahl, ja kein Nestchen zu beschädigen oder ein buntes Eilein anzurühren. Der Wald um die elterliche Hütte ward Seppel's Revier, und

wenn er im reichen Genusse der Mittagssonne hinunter eilte zum Heckengebüsche im Thale, so vergaß er gewiß nicht, die Nester aller seiner lieben Jugendgenossen zu besuchen. Es war auch eine hohe Lust für ihn, über die hellgrünen Alpenwiesen zu wandern, geschmückt mit den mannigfaltigsten Blumen und umschlossen von dichtem Laubholz — belebt von sanftem Quellengeriesel und dem Gesange der Vögel. Seppel studirte mit Emsigkeit und Weisheit die Geschichte der befiederten Waldbewohner.

„Man weiß nicht, zu was das einst gut ist," sagte er zur Mutter, die ihn eines Tages hiewegen zur Rede stellte. „Man trägt jedenfalls nicht schwer an dem, was man in der Jugend lernt, wenn man's auch nicht brauchen kann."

Die Mutter konnte Nichts gegen diese Rede einwenden und ließ deßhalb den Knaben gewähren; sie ließ es sogar geschehen, daß Seppel im kalten Winter die Krümchen und Brosamen vor das Fenster der Hütte streute, daß die lieben Vögelein zu leben hatten. Dadurch wurden diese Thierchen so heimisch, daß sie an das Fenster flogen und dem Knaben die Nahrung aus den Händen fraßen. Manchmal hingen sich die kleinen Vögel an die Fensterrahmen und verlangten, eifrig mit den Flügeln flatternd, ihre Tageskost. So bildete sich um die unscheinbare Hütte der Armen ein reges, frisches Leben, und wenn der Frühling nach der schneidenden Kälte in's Land kam, und alle Gebüsche sich belaubten, so entstand da oben auf den Bergen das schönste Leben auf die Erde, wie Annerl sich ausdrückte

Diese Neigung des Knaben wurde von der Mutter nicht unterdrückt. Annerl sah es gern, daß Seppel mit den Thieren so freundlich war und sie konnte Nichts dagegen einwenden, als Seppel selbst einige hübsche Drosseln, Amseln und Staare fing und sie in ein Käfig setzte. Er nahm sich vor, der guten lieben Thierlein eifrig zu warten, und der Knabe ist seinem Willen fast nur zu sehr gerecht geworden. Mit einer seltenen Geschicklichkeit verstand er es, diese seine Lieblinge abzurichten. Die Drossel sang den „Tyroler Schützenmarsch," die Amsel lernte ein „Alpenlied" und der Staar pfiff das Lied: „Gott erhalte uns den Kaiser" so gut, daß man seine Freude daran haben mußte. Die Mutter hatte ihre

Lust, wenn die drei muntern Vögel wie um die Wette zu singen schienen und wenn sie lauter zu jubeln begannen, wenn Seppel ihnen freundlich zusprach, sie lobte oder tadelte, sie ermunterte oder belehrte.

„Die lieben Vögelein, was sie doch für ein süßes Geflüster führen," sprach Annerl. „Ist es doch, als ob sie die Stimme der Menschen verstünden!"

„Sie wollen mir sagen, beste Mutter," versetzte Seppel, „daß ich ihr liebster und bester Freund bin."

„Ja, sie sagen dir noch mehr," sprach die Mutter, „sie sprechen dir vom besten Freund und Vater, der im Himmel ist, dessen Angesicht leuchtet wie der goldene Strahl der aufgehenden Sonne und dessen Stimme in unser Herz dringt, wie der sanfte Hauch des kühlen Maiwindes, wenn er durch Kirschenblüthen schwärmt und mit den Blumen kost. Wer ist denn lieblicher, wer freundlicher als Gott, mein lieber Knabe? Wandelt er nicht täglich durch die Waldgründe und kehrt bei uns ein und segnet uns? Fühlen wir uns nicht umathmet von seiner nie ruhenden himmlischen Liebe? Ach, da säuselt das grüne Blatt am Baum vor Entzücken und die Quelle singt hell auf wie ein Kind im süßen Traume! Es eilen die Blumen herbei, dem hohen Gast im Walde zum Opfer zu sein. Hast du's noch nie gehört, wie die Blumen des Frühlings dem Heiland ein Osterlied singen? Ach, wenn Alles im Walde zusammen singt, was ist das für ein süßes Geflüster, für ein Winken und Lispeln, für ein Hüpfen und Jubeln: das Herz möchte Einem zerspringen vor Freude!"

„Mutter, Mutter, was sagst du?" fragte Seppel und warf sich um den Hals der entzückten Mutter.

Und oft wiederholten sich die herzlichsten Auftritte in dem Hüttchen und Mutter Annerl lebte glücklich und zufrieden in ihrer Bergeinsamkeit. Aber giebt es ein vollkommenes Glück auf der Erde? Wer hat je ein solches gefunden?

Das liebe Osterfest kam; aber Müller-Seppel, von den braven Leutchen mit Sehnsucht erwartet, erschien nicht. Es waren schon viele Wochen verflossen: es ließ sich der alte Freund nicht sehen. Da ward es der Mutter doch recht bange und sie wäre gerne hinabgeeilt in's Thal und wäre stundenweit gegangen, um von dem lieben

Freunde Etwas zu erfahren; aber eine Krankheit hatte sie befallen und sie konnte das Bett nicht verlassen. Der Sommer verstrich und die Mutter genas nicht. Oft standen die Kinder um das Bett und weinten und beteten zum Himmel.

„Was wird aus uns werden," jammerte Seppel, „wenn die Mutter stirbt!"

„Ich würde vor Elend und Kummer sterben," erwiederte Rösel.

„Kinder, betrübt euch nicht," tröstete Annerl, „Gott wird helfen; er hat uns bisher nicht vergessen."

Und wirklich erholte sich die Mutter — zwar langsam, und so kam es, daß der Winter hereinbrach, bis die Mutter das Bett auf einige Stunden verlassen konnte. Aber jetzt ging die Noth erst recht an. Müller-Seppel war zum ersten Mal nicht erschienen. Die Mutter hatte während des Sommers Nichts verdient; der letzte Rest des Geldes ward aus dem Schranke genommen. Die Mutter weinte eine stille Thräne, als sie das kleine Sümmchen herausnahm.

„Seppel, lieber Knabe," sagte sie, „sieh, das ist unser ganzer Reichthum. Mein Gott, was wird aus uns werden!"

„Mutter, klage nicht — ich bitte dich," erwiederte Seppel, „sagst du nicht immer, Gott werde uns helfen?"

„Wohl — aber!" fiel die Mutter ein.

„Gott wird es wohl machen," antwortete Seppel. „Unser bester Freund ist im Himmel. Gewiß, er wird bei uns einkehren."

„Habe Dank für deinen Trost, mein Knabe!" sagte Annerl. „Aber gehe hinab in's Thal und kaufe von dem Reste des Geldes Brod, daß wir nicht Hungers sterben müssen. All' unser Brod ist aufgezehrt. Rösel kann dich begleiten; es ist zwar Winter, aber das Mädchen kann's aushalten und so wird dir der Weg nicht so lang werden. Morgen früh macht ihr euch auf den Weg!"

Der gute Knabe ward blaß, als er das Wort der Mutter vernahm. Der letzte Rest des Geldes lag auf dem Tische und das Brod war aufgezehrt. Diese Wahrheit lag schwer auf seinem Herzen. Traurig ergriff er die Hand der Mutter und gieng zur Thüre hinaus, um draußen vor dem Hause an dem Fuße des Kreuzes zu beten. Hansel hatte vor der Hütte ein Kreuz aufgerichtet

und hier warf sich der Knabe nieder in den kalten Schnee, hob die Hände empor und betete laut und innig.

„Guter Gott," rief er, „sieh herab auf uns arme Leute! Wir hungern und haben kein Brod. O verlasse uns nicht in dieser Noth. Himmlischer Heiland, du die Güte selbst, blicke liebend auf uns nieder. Du bist allein die Hoffnung der Leidenden und der einzige Freund der Armen. O kehre ein bei uns: hilf uns! hilf uns!"

Und der Knabe bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und schluchzte so, daß eine Thräne die andere schlug. Rösel kam auch aus dem Hause. Sie sah, wie Seppel die Hände rang und weinte, und der Bruder erzählte ihr mit kurzen Worten die Noth der Mutter. Das fiel dem Mädchen auch schwer auf's Herz, und Rösel sank auf die Knie nieder und betete laut.

„Liebe Mutter Maria," sprach Rösel mit leiser Stimme und lispelte gar andächtig, „es ist noch nie erhört worden, daß je Einer verlassen wurde, der in seiner Noth zu dir flehte, sieh an unsern Jammer und unsere Noth. Bitte deinen Sohn, daß er uns helfe und nicht untergehen lasse in diesem Thal der Zähren. Jesus, Jesus, hilf uns oder wir gehen zu Grunde!"

O hätte die Mutter von dem Gebete ihrer braven Kinder gehört, sie hätte ihr Elend vergessen und in der Freude ihres Herzens hoch aufgejubelt und die Kinder an ihr entzücktes Mutterherz gedrückt! O welche Erhabenheit und Größe liegt in dem kindlichen Gebete!

Rösel stand auf und blickte mit nassem Auge auf ihren Bruder, der immer noch auf dem kalten Boden kniete und sich nicht erheben wollte.

„Guter Bruder," sprach das Schwesterchen, „ich bitte dich, stehe auf. Es friert dich, deine lieben Hände sind ja ganz starr und dein Gesicht blau."

Und Rösel ergriff die Hände des Bruders und drückte sie mit Innigkeit.

„O wie kalt, Bruder!" lispelte sie. „Komm, komm, mein Lieber!"

Rösel erhob den tiefbetrübten Bruder von der Erde auf und ergriff seinen Arm und führte ihn in die Hütte.

„O wenn ich nur Etwas thun könnte zur Linderung unserer Noth," jammerte er. „Schwester, wir müssen betteln. Ach, betteln — ich mag nicht daran denken. Ich schäme mich, daran zu denken."

„Ist denn Armuth eine Schande, ist denn Reichthum eine Ehre?" fragte Rösel. „Bruder, was für Gedanken kommen dir in den Kopf?"

„O Rösel, liebe Schwester!" seufzte der Bruder.

„Da nützen Klagen Nichts, mein Bruder!" versetzte Rösel. „Ich bin zwar noch ein kleines Mädchen, aber ich verzage nicht — ich habe Muth, dem Unglück in's Gesicht zu schauen. Es mag kommen: Gottvertrauen und ein gutes Gewissen werden es besiegen."

„Schwester, wer giebt dir solche Gedanken?" fragte Seppel verwundert.

„Wer anders als der liebe Gott?" erwiederte Rösel. „Sieh, Gott hat unser Gebet erhört; er nimmt jetzt schon bei uns Einkehr."

„O wie trösten mich deine Worte!" rief Seppel aus.

„Und ich habe bereits ein Mittel ausgedacht — nein, die liebe Mutter Gottes hat's mir eingegeben! — unsere Noth zu mildern, ohne daß wir betteln," sagte Rösel und fiel dem erstaunten Bruder um den Hals und küßte die letzte Thränenperle, welche in seinem Auge glänzte.

„O laß es mich sogleich hören!" bat Seppel und drückte Rösel an's Herz.

„Komm' mit in's Stübchen!" sagte Rösel und sie zog den erfreuten Bruder mit eiligem Schritte nach.

Die guten Kinder kamen in's Stübchen. Es war leer; die Mutter war draußen in der Küche und bereitete eine einfache Suppe.

„Siehst du hier den Wattl?" sprach Rösel, indem sie auf die Drossel zeigte. „Er pfeift dir den Tyroler Schützenmarsch, daß dir das Herz im Leibe lacht. Und hier ist der Kobl: er singt das „Hoch vom Dachstein her," daß man staunt und vor Entzücken aufjauchzt. Und der Staar? Ach, der liebe Puttl! — singt er nicht ein Lied, das alle Kaiserlichen gerne hören und die Tyroler besonders? Puttl, wie, laß Etwas hören!"

Und der Staar fing an so schön zu singen, daß Rösel vor Freuden im Stübchen herumtanzte und selbst mitsang.

„Aber Rösel, was soll denn deine Freude bedeuten?" fragte Seppel schnell. „Was hast du denn? Es scheint fast — — —"

„Ich sei verrückt," schaltete Rösel ein. „Bruder, die Freude macht's!" —

„Ich will's meinen," versetzte Seppel ziemlich ungeduldig.

„Sieh, guter Seppel," sprach Rösel, „diese drei Kameraden da in den Käfigen müssen uns Brod verschaffen. Wir nehmen sie mit in's Thal und wandern mit einander bis gen Trient und Roveredo, von dem der Müller-Seppel immer spricht. Wir gehen dem Flusse entlang und werden den Weg schon finden. Wir kehren in den Häusern reicher Leute ein und unsere Gesellschafter müssen auf's Wort singen. Das wird eine Freude sein! Und jeder Herr, bei dem wir einkehren, ist so freundlich, daß er uns einige Batzen mit auf den Weg giebt — vielleicht auch ein Stücklein Roggenbrod."

„Schwester, was sind das für Gedanken!" fiel Seppel ein. „Sie gefallen mir zu gut. Ich schlage ein! Aber werden wir auch Glück machen?"

„Gott giebt den Seinigen das Glück im Schlafe, hat Müller-Seppel oft gesagt," versetzte Rösel, „und es muß wahr sein; denn er war arm und ist ein ziemlich wohlhabender Mann geworden. Sieh, ich bin zwar noch jung und klein, aber ich ahne doch Manches, was uns nützlich sein kann."

„O wie gefällt mir dein Vorschlag!" rief Seppel aus und drückte die Hand der Schwester.

„Und wer weiß, ob unsere Kameraden nicht Jemanden gefallen?" sprach die Schwester, „können wir sie denn nicht verkaufen?"

„Ach, ich soll mich von meinen Lieblingen trennen?" seufzte Seppel.

„Seppel," fiel Rösel mit Ernst ein, „wo denkst du hin? Ist das Leben der Mutter nicht Alles werth? Sollen wir nicht jedes Opfer bringen, sie uns zu erhalten? Bruder, wo sind deine Gedanken? Kannst du dir nicht einen andern Puttl abrichten? Und sind denn Wattl und Kobl mehr werth als die Mutter?"

„Rösel, du hast mich beschämt," sprach Seppel und schwieg.

„Und wenn die Vögel ihre Kunststücklein gemacht haben, dann singen wir mit einander ein Lied," sagte Rösel, „etwa eine Legende vom heiligen Christkind —

Weihnachten ist ja nahe und man wird es gern hören. O deine hübsche Stimme, wen sollte sie nicht entzücken?"

Und Rösel sah ihren Bruder mit einem Blick voll der tiefsten und innigsten Zärtlichkeit an und schlug ihn mit der flachen Hand schmeichelnd auf die rothe Wange.

„Also einverstanden, Bruder?" fragte Rösel.

„Ja, der Mutter und dir zu lieb," antwortete Seppel ziemlich verlegen.

„Dann geht's Morgen an's Reisen," erwiederte Rösel und drückte ihren Bruder in ihre Arme.

In diesem Augenblicke trat die Mutter in's Stübchen.

Siebtes Kapitel.

Der unbekannte Freund.

„Aber was giebt's denn, Rösel?" fragte die Mutter. „Die Freude röthet ja dein Gesicht? Du mußt was Gutes wissen!"

„Allerdings, beste Mutter!" sagte das Mädchen. „Komm, laß dich herzen und umarmen."

Und Rösel schlang ihre weichen Arme um den Hals der erstaunten Mutter und küßte ihre magern abgebleichten Wangen.

„O Mutter, wie habe ich dich so lieb!" rief Rösel aus, „für dich gehe ich bis an die Grenzen der Welt."

Nun trat Seppel hervor und erzählte der hocherfreuten Mutter den Plan, den ihm die Schwester mitgetheilt hatte.

„Ein Engel hat es mir eingegeben, Mutter!" fiel Rösel ein. „Mach' uns keine Schwierigkeiten. Laß uns Morgen in aller Frühe gehen. Ich habe gebetet und da ist es mir auf einmal gewesen, als hörte ich eine wundersame köstliche Stimme."

„Ja, Mutter, laß uns gehen," bat auch Seppel, „man weiß ja nicht, ob uns nicht ein Glück blüht."

„Aber wie seid ihr so jung und unerfahren, meine Kinder!" sagte die Mutter. „Mein Gott, wenn euch etwas Uebles widerfahren würde, wie könnte ich es auch

nur verantworten? Aber unsere Noth? — — — Nun es sei! Gott und seine Engel wollen euch beschützen und behüten!"

Als Rösel dieses Wort hörte, hüpfte sie abermals vor Freuden in der Stube umher und hätte beinahe den Milchtopf vom Tische geworfen, wenn Seppel nicht zur rechten Zeit gekommen wäre, ihn zu halten.

„O welche Freude, mein guter Bruder!" sprach Rösel und drückte Seppels Hand.

Der Morgen erschien. Die Sonne stand am Himmel und beleuchtete die Gipfel der Berge, welche mit tiefem Schnee bedeckt waren und hell aufschimmerten in den Strahlen des friedlichen Gestirns. Vom Thale herauf murmelten die Gebirgswasser. Die beiden Kinder zogen sich warm an und Wattl, Kobl und Putl wanderten in ein Käfig und wurden mit weißer Leinwand zugedeckt. Die lieben Vögelein erhoben ein lautes Gezwitscher, als freuten sie sich mit den Kindern auf den Abschied. Nach dem Frühstück nahm Seppel den Käfig auf den Rücken, und Rösel ergriff einen Korb. Seppel trug auch einen derben Knotenstock in der Hand. Er sollte ihm beim Besteigen der Berge als Stütze dienen. Als die Kinder reisefertig dastanden, da trat eine Thräne in das Mutterauge und Annerl brach in ein lautes Schluchzen aus.

„O Kinder, so wollt ihr mich denn verlassen?" jammerte die Mutter. „Mußte es so weit kommen!"

„O weine nicht, lieb Mütterchen!" bat Rösel. „Wir gehen gern; es soll uns der weite Weg nicht kränken, wenn dir nur geholfen ist."

„Mutter, betrübe dich nicht," sagte Seppel. „Haben wir nicht einen Schutzengel, der bei uns bleibt?"

„O doch, aber der erste Abschied fällt mir doch zu schwer," entgegnete Annerl.

„Laß das Weinen," sprach Seppel. „Mutter, gieb mir deinen Segen!"

Und Seppel kniete nieder und empfieng den Segen der Mutter.

„Leb' wohl, mein Knabe und bleib rechtschaffen," sagte Annerl, während sie Seppel die abgemagerte Hand zum Abschiede gab.

„Und nun leb' wohl, Rösel, mein liebes Mädchen," sprach sie zu Rösel. „Gott möge dich erhalten."

„Wenn's sein Wille ist," entgegnete das Kind.

„Einen Kuß, mein Herzchen!" sagte Annerl.

Und Rösel flog an den Hals der Mutter und überschüttete sie mit einer Fluth heißer Küsse und Thränen rannen von den Wangen. Auch Seppels Augen wurden naß und er fing an zu schluchzen.

„Und nun geht in Gottes Namen!" sprach die Mutter unter Schluchzen. „Nehmt auch noch ein Weihwasser. Seppel, hast du auch den Rosenkranz bei dir? Den muß man immer bei sich haben."

Und die Mutter nahm die zwei Kinder am Arm und führte sie aus dem Häuschen. Stumm wandelten sie an ihrer Seite, als sie ihnen das Geleit gab. Als sie auf der Straße standen, schied die Mutter von ihnen. Es war ein stummer schweigender Abschied. Die Thränen, welche flossen, sagten Alles, was die edlen biedern Herzen fühlten.

„Gott, erhalte mir meine Kinder!" sprach die Mutter und kniete vor dem Kreuz vor dem Hause nieder.

Und Gott hat das Gebet der Mutter erhört.

Die beiden Geschwister wanderten wohlgemuth das Thal entlang. Da hatten sie denn bald die Schmerzen des Abschiedes vergessen. Es war ein schöner Wintertag, und die Sonne sandte ihr blendendes Licht auf die Gipfel der schneebedeckten Berge und die Eisberge glänzten gar wundervoll nieder in die Tiefe. Da ließ Rösel ihre Augen weit umher schweifen und sie hatte nicht Zeit an die Heimath zu denken; auch Seppel's gute Laune erwachte. Da kamen die Kinder an ein Kreuz und vor dem Kreuze stand eine Ruhebank für müde Wanderer. Da die Wintersonne ihre Strahlen sehr vortheilhaft auffallen ließ und der Ort zudem eine köstliche Fernsicht gestattete, so fühlte Seppel sich bereit, Mittag zu halten.

„Schwester, wollen wir nicht ruhen?" fragte Seppel.

„Wenn's dir recht ist Bruder, warum denn nicht?" antwortete Rösel.

„So sei's!" versetzte Seppel und hob den Käfig mit den Vögeln vom Rücken, und Rösel nahm ein Stück Schwarzbrod aus dem Korbe und reichte es zur Hälfte dem Bruder, der es mit großer Lust verzehrte.

Schon waren sie eine gute Zeit gesessen, als Rösel das Tuch auf dem Käfig zu lüften begann.

„Ich will nach dem Puttl schauen und sehen, ob ihm die Reise gut anschlägt," sprach Rösel. „Er ist die Krone der Vögel, wie die Mutter sagt. Puttl, was machst?"

Und Puttl fing an so laut zu singen, daß es weithin tönte und den guten Kindern das Herz im Leibe lachte. Durch die wohlthätige Sonne erwärmt, stimmten Wattl und Kobl ebenfalls ein und der herrlichste Wettgesang erscholl in dem Käfig. Die Wasseramseln in der Nähe schwiegen still und die Wintervögel in der Nähe flogen herzu und kamen so nahe, daß sie Seppel hätte greifen können, wenn er Lust gehabt hätte.

„Wie lustig die Vögel singen!" sprach Rösel, „was macht mir das für eine große Freude!"

„Auch in meinem Herzen, Schwester, erwacht die Liederlust," versetzte Seppel, „o ich möchte aufjauchzen vor Freude."

Und Seppel tanzte im Schein der Sonne so lustig, daß Rösel ganz verwundert drein schaute.

„O lieber Bruder, sing ein Lied?" rief sie aus, „jenes Lied, das du noch vom guten seligen Vater gelernt hast."

„Des Tyrolers Abschied?" fragte Seppel.

„Ja, ja," entgegnete Rösel. „Aber du mußt mitsingen, Rösel!"

„Ich singe gerne mit; auch mich drängt es, meiner Freude durch ein Lied Luft zu machen," erwiederte Rösel.

Und die Geschwister setzten sich auf die Bank und umschlossen sich mit den zarten Armen und hinunterscholl in das Thal:

„Ihr wonnigen Auen,
Ihr spiegelnden Seen,
Ihr sonnigen blauen,
Ihr silbernen Höh'n!
O Heimath, wie's immer
In's Weite mich zieht,
Ich weiß, daß mir nimmer
Dein Bildniß entflieht!"

„Leb' wohl! ob auch Thränen
Umdunkeln den Blick —

Es hält mich kein Sehnen,
Kein Glück mehr zurück!
Muß wandern, wie's jungen
Tyrolern gebührt,
Vom Liede durchdrungen,
Vom Himmel geführt."

Und wie ein frommer Engelsgesang schwebten die sanften Töne hinab in's Thal und die freundlichen Echo's gaben „Vom Himmel geführt" zurück. Es war als ob Alles in der Natur schwiege, um dem Gesang der Kinder zu lauschen; selbst die Sänger in dem Käfig horchten und hielten sich still.

„Bruder, wie kannst du so schön singen!" rief Rösel im Tone des höchsten Entzückens aus. „Wie herrlich klingt deine Stimme! Was ist der Ton einer Glocke dagegen! Ach, und mit welchem Gefühl singst du, mein Bester!"

„Ganz gewiß," sprach ein Unbekannter, der aus einem Gebüsch hervorkam, „in der That, ich habe nicht bald etwas Schöneres gehört. Ihr Kinderchen habt mich wahrhaft entzückt."

Die beiden Kinder erschracken fast ob der plötzlichen Erscheinung des fremden Mannes. Er trug einen Stutzen auf dem Rücken und an der Seite hing ein Pulverrohr. Ueber der Oberlippe breitete sich ein Bart aus, der, borstenartig zugewachsen, dem Gesichte des Fremdlings ein ganz ernstes Gepräge verlieh.

„Erschreckt nicht, meine Kinder!" sprach der Unbekannte, ich thue euch nichts zu Leide. Ich bin ein ehrlicher Mensch und freue mich, wenn Kinder heiter sind."

Diese freundlichen Worte erweckten Seppel's Zutrauen und er blickte dem Fremdling in's Angesicht. Dieser aber zuckte zusammen, erhob sein Angesicht zum Himmel und ließ dann sein Auge auf die Erde sinken und seine Wangen wurden blaß. Man sah es dem Fremdling an, er erinnere sich vergangener Zeiten.

„Wie ist ihm der Bursche ähnlich, auf ein Haar!" lispelte der Fremdling, ohne daß es Seppel verstand. „Sollte es wirklich sein Sohn sein?"

Aber es erscholl ein Hüfthorn und der Fremdling verschwand eilig wieder in dem Gebüsche. Nach wenigen Augenblicken war er unsichtbar geworden.

„Wie freundlich dieser Herr ist!" sprach Rösel und zupfte Seppel am Aermel.

„Hab' ich's nicht schon oft gesagt, daß es auf der Welt noch viele gute Leute gäbe? versetzte Seppel. „Man muß nicht gleich verzweifeln."

„Es ist schade, daß ich nicht mehr mit dem Manne sprechen konnte," sagte Seppel. „Es hätte mir vielleicht nützen können!"

„Möglich," erwiederte Rösel, „denn er hat dich scharf auf's Korn genommen und je länger er dich ansah, desto besser scheinst du ihm gefallen zu haben."

„Ich habe das wirklich nicht bemerkt," fiel Seppel ein.

„Da ist wieder einmal deine Zerstreutheit Schuld, lieber Bruder," antwortete Rösel. „Doch laß uns aufstehen und weiter gehen!"

Die Kinder stunden auf und dachten wenig mehr des Fremdlings, der mit ihnen geredet hatte. Schon in Meran versuchten sie mit den Gefangenen im Käfig ihr Glück. Sie wurden überall freundlich aufgenommen und auch reichlich beschenkt. Ihre Freude war unaussprechlich groß.

„Was wird die Mutter sagen, wenn wir nach Hause kommen?" sagte Rösel.

„Und so reich sind?" antwortete Seppel.

Und Rösel tanzte vor Freude und sprang hoch auf.

Achtes Kapitel.

Der Unbekannte in Trient.

Der Abend vor dem heiligen Christfeste war angebrochen. Ein leichter Nebel bedeckte das Thal, welches die Etsch durchfloß und die sonst so empörten Wellen des Flusses wälzten sich fast ruhig durch das Beet und durch die beschneiten Gründe. Eine feierliche Stimmung beherrschte an diesem Abend die Gemüther und Alles war in froher Erwartung auf das schöne erhabene Fest, das gefeiert werden sollte. In manchen Häusern flatterten die Lichtlein am Christbaum und erfüllten mit ihrem Glanze die Räume der friedlichen Gemächer. Die Nacht war angebrochen und schon stiegen die Sternlein auf am Him-

mel und kämpften mit dem Nebelschleier, der auf der Erde lag. Die Straßen der Stadt wurden menschenleer.

Da kamen auch zwei Kinder des Weges daher und betrachteten die Lichtlein in den Häusern reicher Leute und freuten sich mit, obgleich sie Nichts ihr Eigenthum nennen konnten. Der helle Glanz entzückte ihr Auge und die Freuden Anderer thaten ihnen so wohl, als ob sie dieselben selbst empfänden. Sie hatten ein gutes Herz, und ein gutes Herz ist ja die Wiege jeder schönen Tugend.

Plötzlich blieben die Kinder vor einem großen Hause stehen. Das mittlere Stockwerk war hell erleuchtet und tausend Lichtlein flimmerten in bunter Farbenmischung am Christbaum. Eine seltene Pracht war hier am heutigen schönen Abend entfaltet.

„Seppel, wollen wir da hineingehen?" fragte Rösel und zupfte ihren schüchternen Bruder am Aermel.

„Wohin denkst du, in dieses vornehme Haus sollten wir gehen?" erwiederte Seppel. „Aber wenn man uns hinausweist? Ich würde vor Scham vergehen."

„Das wird nicht geschehen," meinte Rösel. „Ist es uns bisher nicht gut gegangen?" Und sollte uns am heiligen Christabend, an welchem sich alle Menschen und Engelein freuen, wirklich etwas Schlimmes widerfahren? Ich kann nicht daran glauben!"

„Aber was wollen wir denn in dem Hause machen?" fragte Seppel. „Wir werden doch Wattl in der Nacht nicht aufwecken?"

„Ei behüte Gott," versetzte die Schwester. „Wir singen da drinnen eine Legende vom heiligen Christ, und vielleicht hat der Herr ein gutes Herz und giebt uns —"

„Schwesterchen," rief Seppel, „es sei: wir gehen hinein. Du hast doch stets die besten Einfälle!"

Und ehe Seppel ausgesprochen, hatte er auch die Hausglocke gezogen und begehrte Einlaß, und noch hielt er die Klingel in der Hand, als ein Mann dahereilte und ihn an der Schulter faßte.

„Das verfluchte Bettelvolk aus den Bergen," schrie er den Knaben wild an, „es steht den ganzen Tag vor der Thüre und plagt die Leute."

Seppel wollte vor Schrecken auf den kalten Boden stürzen; allein der Mann ließ ihn nicht zu Athem komnen.

„Komm' einmal mit, Bürschchen," rief er laut, „für heute Nacht will ich dir ein anderes Quartier anweisen."

Da fing Rösel ein lautes Geschrei an und Thränen rannen über ihre Wangen.

„Mein Seppel! Sie nehmen meinen Bruder mit sich!" schrie Rösel und rang die Hände. „O gebt mir meinen Bruder! Ich sterbe vor Jammer!"

„Stille, junges Dingelchen, oder du kannst auch mitgehen," schalt der Mann, „du hättest es auch nicht besser verdient; aber es lohnt sich nicht der Mühe, daß man sich mit solcher Waare viel Arbeit macht. Und nun fort!"

Und der Mann, ein Diener der Polizei der Stadt, wollte Seppel mit Gewalt wegnehmen. Rösel fiel dem Bruder um den Hals und hing sich fest an ihn.

„Ich laß ihn nicht fort," schrie das gute Mädchen, indem es den Mann mit bittenden Augen anflehte.

In dem Augenblicke öffnete sich die Thüre. Es trat ein vornehm gekleideter Herr aus der Thüre und lief auf die schreienden Kinder zu. Er erkannte sogleich die muntern Sänger, welche ihm vor kurzer Zeit eine so hohe Freude bereitet hatten.

„Laßt das Ding gut sein, Walther!" sprach er, „die Kinder kamen an mein Haus, um meine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Es sind keine Bettler; sie sehen zu ehrlich aus. Ueberlaßt sie nur mir: es sind meine viellieben Gäste!"

„Wenn's das ist, gestrenger Herr," antwortete der Mann, „so hab' ich allen Respeckt. Hier nehmt die Kleinen!"

Und mit diesen Worten griff er nach seiner abgeschabten Soldatenmütze und verschwand in der Dunkelheit der Nacht.

„Kommt, liebe Kinder!" sprach freundlich der Herr und führte die Kinder in sein Haus nach dem hellerleuchteten Gemach.

Noch zitterten die Kinder vor Schrecken und blickten nur scheu in dem prachtvollen Zimmer umher. Solch' brennende Kerzen hatten sie noch nie gesehen, selbst nicht einmal in der Kirche zu Meran. Solch' große Spiegel waren ihnen auch noch nicht vorgekommen — und erst die schönen Bilder und Kupferstiche, Vasen mit Blu-

men gefüllt! Rösel meinte, sie wäre im Himmel, und Seppel machte vor lauter Verwunderung große Augen.

Da ergriff der Herr des Hauses die Kinder und führt sie an den Tisch, an welchem einige Herrn und Damen saßen. Seppel wollte Anfangs zaudern; aber der Herr nahm ihn so liebreich bei der Hand, daß er näher trat. Rösel that bald vertrauter.

„Da habe ich die Sänger, von welchen ich euch, meine werthen Gäste, gestern Morgen erzählt habe," fing Herr Bartl zu reden an. „Sie sollen uns einmal eine Freude machen."

Es entstand eine freudige Bewegung in dem Zimmer. Die Damen beugten ihre Köpfe vor und die Herren hörten auf zu reden.

„Kinder, nun singt uns etwas Schönes!" bat der Herr gar liebreich, indem er dem Knaben auf die Schulter klopfte.

„Wir können Nichts, mein lieber Heer!" sprach Seppel und seine Wangen wurden so roth wie Blut. „Ein Paar Liedchen, das ist Alles!"

„Es ist an diesen genug — singt nur!" sagte Jemand aus der Gesellschaft. „Wir machen auch keine großen Ansprüche," versetzte der Herr.

Seppel schlug verlegen die Augen nieder und kneifte an den Lippen.

„Nun, Junge, geht's?" fragte Herr Bartl.

Seppel schwieg; er war sehr verlegen. Das sah Rösel nicht gern, die schon längst ein Wort gesprochen hätte.

„Ei, Bruder, was ist das?" sprach sie mit Ernst. „Sei nicht so blöde; man muß dich sonst auslachen. Oder soll man denn glauben, wir könnten Nichts? Wir singen die Legende vom heiligen Christ, welche die Mutter so schön findet."

„Ja, die Legende!" erscholl es von allen Seiten.

Das machte dem verzagten Knaben Muth und die Kinder sangen mit ihrer hellen fließenden Stimme, daß es Alle entzückte:

„Kommst du herab im Sternenlicht,
Du liebes, süßes Jesuskind,
Vergiß uns arme Kinder nicht,
Die wir so gern dein eigen sind.

O bring uns auch vom Himmelsglück
Und sei uns huldvoll zugethan;
Ja, ja nur einen Augenblick
Mit Deiner Liebe sieh uns an."

Es klang dies Lied, erhaben leis,
In einem Hüttchen, arm und klein,
Am Weihnachtsabend, aus dem Kreis
Unschuld'ger, lieber Kinderlein,
Die — einen Himmel im Gemüth —
Von jener Weisheit schon erfüllt,
Die Glaubenshelden einst durchglüht,
Der Gottes Rathschluß sich enthüllt.

Die Kinder blieben lange so
In Einfalt betend, beim Gesang,
Von seligem Entzücken froh,
Daß nimmer sie der Schlaf bezwang.
Und harrten so, in Gottes Hut,
Bis um die stille Mitternacht:
Da war mit heller Silbergluth
Um sie ein himmlisch Licht erwacht.

Auf einmal nun vor ihnen stand
Maria mit dem Jesulein,
Gehüllt in strahlendes Gewand,
Verbreitend ringsum lichten Schein.
Sanft sprach die Himmelskönigin:
„O seid gegrüßt, gebenedeit,
Von dem, der war von Anbeginn,
Und, der da ist in Ewigkeit.

„Er hat gehört, was ihr gefleht,
Und hat nach euerm Wunsch gethan,
So freut euch denn mit mir und seht
Das Kind auf meinen Armen an."
Und sieh, die Gottesmutter hielt
Das schöne Kind den Kleinen dar;
Es ward von heiligem Schein umspielt,
Wie Rosenroth, wie Sonne klar.

Und Röslein, weiß — der Unschuld Bild —
Wohl von der Himmelsflur herab,

Trug's in den Händen, lächelnd mild,
Und jedem von den Kindern gab
Es eines mit den Worten hin:
„Da hab't ihr eurer Liebe Lohn,
Es waltet Wunderkraft darin —
Und führt euch einst zu Gottes Thron."

Und segnend sprach Maria drauf:
„Die Huld des Herrn, sie bleib auf euch!" —
Zum Himmel sah ihr Blick hinauf,
Zu ihrer Liebe schönem Reich.
Sie stand in ihrer Herrlichkeit,
Und reicher strahlte ihr Gewand —
In solchem Glanze, leuchtend weit,
Das göttlich schöne Bild entschwand.

Und ach, die Kleinen fassen kaum,
Was ihnen da begegnet war;
Doch Täuschung war es nicht, noch Traum,
Das deuteten die Röslein klar.
Und sieh der Segen fehlte nie;
Sie blieben fromm aus Herzensgrund —
Ein holder Engel stärkte sie
In ihrer sel'gen Todesstund! —

„Brav, brav!" riefen Alle, als das Lied zu Ende war. „Wie schön! wie schön!" Und ein lautes Beifallsrufen drang durch das Zimmer.

Man setzte den Kindern Wein und Brod vor und sie mußten sich gütlich thun. Herr Bartl war immer um sie beschäftigt und ließ es ihnen an gar Nichts fehlen.

„Er sieht ihm so ähnlich!" flüsterte er manchmal leise. „Ich wollte wetten, er ist sein Sohn."

Die Gesellschaft sprach wieder weiter und eine Dame von etwas ältlichem Aussehen, von ächt welscher Gesichtsbildung lenkte die Unterhaltung auf das lebensfrische Thun und Treiben der Alpenbewohner und auf die hohe Liederlust, welche oben auf den Bergen in dem Herzen des Volkes lebt. Man ließ ihrer Ansicht volle Gerechtigkeit widerfahren.

„Nun, meine Lieben, wenn's für Euch ein Genuß ist, ein hübsches Alpenlied zu hören," sprach der Herr

des Hauses, „so werden meine jungen Gäste wohl die Freundlichkeit haben, Euch was Schönes zu singen."

Rösel lächelte und Seppel legte ein Stück Kuchen auf die Seite. Er wollte sich dieses Mal nicht öfter bitten lassen.

„Ein Alpenlied!" ertönte es wie aus Einem Munde.

„Seppel, was meinst?" sprach Rösel.

„Wir singen — aber was?" erwicderte Seppel.

„Hoch vom Dachstein her," sagte Rösel, „das könnte gefallen."

„O ja," rief eine Dame, „ein Lied aus meiner Heimath!"

„Rösel, herziges Kind," sprach Seppel, „du hast doch stets die glücklichsten Gedanken!" Und Seppel drückte der Schwester die Hand.

„Also hoch vom Dachstein her," ermahnte Herr Bartl.

Die Kinder sangen auch dieses Lied mit solch' schöner reiner Stimme, daß Alle entzückt den Tönen lauschten, welche aus diesen jugendlichen Kehlen drangen — und das Herz so wunderbar ergriffen. Der Dame aus dem Lande vom Dachstein blitzte eine Thräne im Auge.

Als aber die Kinder die letzte Strophe mit hellklingender Stimme sangen, entstand in dem Käfig, das Seppel in eine Ecke gestellt hatte, ein neues Leben. Der Kobl schüttelte die Federn und räusperte sich in seiner Art und fiel so laut und kräftig ein und sang so frisch und heiter mit, daß alle Anwesenden in ein inniges Entzücken versetzt wurden. Kein Laut ward hörbar.

„Was ist das?" sprachen Viele, als das Lied geendet war.

„Es ist der Kobl, der das Lied so schön singt, wie eine Sennerin auf dem Dachstein," sprach Rösel. „Ja, der Kobl — er ist eine Perle von einem Vogel und nicht umsonst hat sich Bruder Seppel so viel Mühe gegeben, bis er das Lied sang."

„Du hast also den Vogel abgerichtet, Goldjunge!" sprach jene Dame, „sage, wenn ich ihn dir abkaufen wollte, was würdest du wohl verlangen?"

„Er ist nicht — — —" stotterte Seppel, der mit ganzem Herzen an seinen Lieblingen hing.

„Er ist feil," fiel Rösel ein, „hat es die Mutter nicht erlaubt, die Vögel allesammt zu verkaufen?"

„Aber bedenke, Schwester!“ sagte Seppel leise, „was können wir noch mit Kobl für die Mutter verdienen? Hat er uns nicht schon viel Geld eingetragen? Ich sage viel Geld!“

„O Bruder! — — —“ seufzte Rösel und schlug die Augen nieder.

„Das lasse ich Alles nicht gelten, Kinder!“ sprach jene Dame, „ich will den Vogel haben. Es kommt mir auf viele Thaler nicht an. Weißt du, was ich dir bieten will?“

„Ich kann meine Lieblinge nicht tariren,“ sagte Seppel kleinlaut.

„Ich gebe dir so viel Geld, daß du ein gutes halbes Jahr zu Hause leben kannst,“ sprach die Dame rasch. „Dann kannst du dir einen andern Kobl erziehen. Bist's zufrieden?“

Seppel sprach kein Wort; er griff mit zitternder Hand nach der Dame, welche ihm viele Goldstücke gab. Er ließ dieselben wortlos in die Tasche gleiten.

„Bedanke dich auch bei der Dame,“ sagte Rösel. „Hast denn den Kopf verloren, Seppel?“

Seppel nickte mit dem Kopfe. Aber das Geld freute ihn im Grunde doch nicht. Wenn es ihm nicht um die Mutter gewesen wäre, er hätte seinen Liebling gewiß nicht weggegeben.

„Wenn der Kobl in die Fremde pilgert,“ sprach er, „so müssen Watl und Puttl auch auf die Wanderschaft gehen.“

Und Seppel lief nach seinem Käfig, nahm die zwei Vögel aus demselben und zeigte sie den Gästen. Sie sangen in der Hand des Knaben.

„Der Wattl schlägt den Tyroler Schützenmarsch,“ sprach Rösel. „Wattl ist ein köstlicher Vogel und mein Liebling. Wer ihn haben will, der muß schon etwas Gutes geben.“

Ein Herr nahm den Vogel in die Hand.

„Nun, Wattl,“ befahl Rösel, „so mache doch dein Kunststücklein!“

Da fing der Vogel zu singen an, daß es eine helle Lust war. Der Herr aber griff in seine Taschen und nahm ein Goldstück von hohem Werthe heraus und reichte es dem Mädchen.

„Danke recht schön, lieber Herr!" sprach Rösel und blickte mit einem Auge voll Thränen zum Bilde des Heilandes, das an der Wand hing.

„Welche Freude wird die Mutter haben!" seufzte sie.

Nun war der Puttl noch übrig. Als er zu singen anfing, lachte Alles in dem Zimmer hoch auf und er hatte bald seinen Käufer gefunden. Die Kinder wurden zudem noch von der anwesenden Gesellschaft reichlich beschenkt entlassen.

„Die Kinder sind für heute meine Gäste," sagte Herr Bartl freundlich. „Man bringe sie in ein ordentliches Zimmer."

Die Kinder wurden weggeführt und in ein hübsches Stübchen gebracht. Nachdem sie noch ein einfaches Abendessen eingenommen hatten, schliefen sie ein. Rösel träumte von lauter Glück und Ueberfluß; Seppel dagegen war mit seinen Gedanken zu Hause bei der Mutter.

„Das Christkind hat uns ordentlich bedacht," sprach er zu Rösel und schloß die Augen.

Neuntes Kapitel.

Es geht besser.

An einem heitern Sommermorgen saß Seppel hoch oben auf der Alp und hütete seine Ziegen, wie er fast alle Tage that. Er horchte auf den Schlag der Finken und auf den Gesang der Nachtigallen und Drosseln und er entwarf Pläne, wie er wohl zu einer größern Vogelzucht gelangen könnte; denn die blanken Goldstücke hatten der Mutter viele Freude gemacht und sie hatte dieselben mit Thränen in den Augen in den Schrank gelegt. Das Gefühl der Freude, der Mutter auf lange Zeit geholfen zu sehen, ließ ihn nicht ruhen. Tage lang saß er da und überdachte die Ausführung des Planes. Es fehlte ihm Dieses und Jenes. Da senkte er traurig sein lockiges Köpfchen und stützte es mit beiden Händen. Doch plötzlich fuhr er vor Schrecken auf; denn es nahete sich ihm eine Gestalt. Es war ein langer hagerer Mann: Herr Bartl aus Trient. —

„Ah, Gott grüß dich, lieber Kleiner!“ sprach Herr Bartl. „Wie geht's? Ich muß Wort halten. Ich habe dir ja einen Besuch versprochen.“

„Der Tausend!“ sagte Seppel in der größten Aufregung der Freude und sprang hoch auf. „Das ist ja prächtig. Freue dich, Mutterherz!“

„Und nun führe mich nach der Hütte,“ erwiederte Herr Bartl. „Ich bin bereits müde gelaufen und möchte ruhen.“

„Gleich, ich muß nur zuerst meinen Hausthieren rufen,“ antwortete der Knabe, „ich kann sie nicht allein da oben lassen auf der Alp.“

Und nun gieng es abwärts nach der Hütte mitten durch das saftige Grün der Buchen- und Eichenwälder. Die Vögel zwitscherten von allen Seiten und wenn Seppel einen Lockton von sich hören ließ, so flogen alle von den Zweigen und flatterten um den Lockenkopf des Knaben, sie fürchteten nicht einmal die Anwesenheit des Fremden.

„Ich kenne alle Vögel auf der Höhe,“ sagte Seppel. „Die Berge sind mein Revier!“

„Und du führst ein mildes Scepter, wie es scheint,“ erwiederte Herr Bartl.

„Wenn ich pfeife, so regt sich Alles in den Zweigen,“ sprach Seppel.

Und er pfiff alle möglichen Weisen und in den Gebüschen regten sich antwortend die hellen Stimmen der Drosseln und Amseln. Das machte Herrn Bartl das größte Vergügen und ehe er's geahnt hatte, befand er sich mit Seppel vor dem Häuschen, das ihm zwar nicht vornehm, aber doch reinlich und sauber vorkam.

„Das ist also die Hütte deines seligen Wohlthäters,“ sprach er zu sich selbst.

Seppel ergriff die Hand des Fremden und führte ihn in das Stübchen. Annerl saß gerade am Tische und zeigte Rösel einige Kunstgriffe in der Strohflechterei, die das Mädchen auch bald begriff.

„Gelobt sei Jesus Christus,“ sprach Herr Bartl, nicht wenig überrascht durch das bleiche abgezehrte Gesicht der unglücklichen Wittwe.

„In Ewigkeit!“ erwiederte das Weib und konnte ihren Schrecken nicht verbergen.

„Ah, seid gegrüßt!“ rief Rösel. „Was macht denn der Wattl? Geht es ihm wohl? Und wo sind die lieben Gäste?“

„Das vorwitzige Kind!“ sprach Annerl unwillig.

„Gott grüße dich, mein liebes Mädchen,“ sagte Herr Bartl mit bewegter Stimme; denn er konnte Rösels Lebendigkeit und Harmlosigkeit nie ohne innere Rührung ansehen.

„Seid mir gegrüßt, ihr braven Leute!“ versetzte Herr Bartl. „Ich bin euch einen Besuch schuldig. Ihr werdet euch erinnern, Kinder, ich habe es versprochen. Ein Ehrenmann hält sein Wort.“

„O welche Freude für uns,“ sagte Annerl, „seid tausendmal willkommen!“

„Willkommen!“ erwiederte Bartl und gab Jedem noch einmal die Hand.

„Mutter, das ist der liebe Herr, bei welchem wir die gelben Vögel eingeschachert haben,“ sagte Rösel. „Du kannst dich jetzt selbst bei ihm bedanken.“

„O wie freue ich mich, Euch zu sehen und Euch zu danken,“ rief Annerl voll Innigkeit aus. „Ihr seid der Retter meines Lebens und des Lebens meiner Kinder. Ohne Euch wären wir vielleicht schon lange nicht mehr!“

„Ich habe dir, mein liebes Weib, nur einen einfachen Gegendienst erwiesen,“ versetzte der Fremdling, „denn wenn dein seliger Mann nicht gewesen wäre, so wäre ich längst nicht mehr am Leben.“

Annerl blickte den Fremdling mit großen Augen an und die Kinder schauten den Ankömmling mit Verwunderung an.

„Der Vater sollte ihm das Leben gerettet haben!“ dachte Seppel. „Eine solche That wäre des guten seligen Vaters wohl würdig.“

„Ja, deinem seligen Mann danke ich das Leben,“ fuhr Herr Bartl nach einer Pause fort. „Nehmt Platz und höret, wie dieses gekommen!“

Herr Bartl warf sich auf einen Stuhl. Seppel und Rösel standen neben seiner Seite und blickten mit seltener Verehrung auf ihn, während Annerl sich dem Fremden gegenüber setzte.

„Es war ein nebeliger Novembertag,“ fing Herr Bartl zu erzählen an, „als mich die leidenschaftliche Liebe

zur Jagd von dem Hause meiner Lieben wegtrieb, hinauf in die Gebirge. Ich studirte damals auf der Universität zu Innsbruck. Was unternimmt nicht ein leichtfüßiger Student? Und ein Waghals war ich, wie ganz Innsbruck keinen aufzuweisen hatte. Also ergriff ich an einem nebeligen kalten Novembertage meinen Stutzen und hing mir das Pulverrohr um den Nacken, steckte mein Jagdmesser in die Seitentasche und warf ein kleines Ränzchen um die Hüften und lief in die Berge. Ich war kaum eine Stunde gegangen, so erhob sich ein starker Wind. Er schlug mit seinem kräftigen Hauche die Kronen der Bäume, daß sie sich krachend bogen und das falbe Laub von ihren Wipfeln schüttelten. Hin und wieder fielen auch Schneeflocken hernieder und fuhren schnellfliehend durch den Forst. Das wird ein hübsches Wetter geben, besonders droben auf den Bergen, dachte ich; aber ich erinnerte mich nicht an eine zeitige Umkehr. Ich glaubte keine Gefahr zu kennen, und so gab ich mich der schlimmen Täuschung hin, daß es auch für mich keine Gefahr auf Erden gebe. Was wagt man denn nicht Alles in der Jugend! Ich kam nach einem angestrengten ermüdenden Marsche hinauf auf die Berge und wo ich herum gestreift, das weiß der liebe Himmel. Ich mußte mich weit entfernt haben; denn ich kannte die Bergspitzen nicht mehr. War ich auf einer Höhe angelangt, so trieb es mich noch weiter. Höher, höher! — — — so rief es in mir: und ich habe des Guten zu viel gethan. Ich sprang über eine Felsenspalte, um auf die Höhe eines Steinblocks zu gelangen, von welchem man, wie ich hoffte, eine bezaubernde Aussicht genießen sollte. Ich hatte meine Absicht erreicht; ein großer Theil des Etschlandes lag vor meinen erstauten Blicken. Welch' eine Pracht! rief ich entzückt aus. Aber plötzlich verwandelte sich meine Freude in ein tiefes Leid: ich hörte ein entsetzliches Krachen gerade unter meinen Füßen; es hatte sich ein Felsblock vom Gebirge losgetrennt und stürzte mit schrecklichem Tosen hinab in die Tiefe — Alles zermalmend, was sich seinem schnellen Laufe in den Weg stellte. Da stand ich oben auf dem Felsen und konnte nicht mehr heruntersteigen: ich jammerte, ich schrie laut um Hilfe; aber mein Ruf drang durch die Luft und nur tausend verworrene Echo's antworteten mir. Kein Wort, kein

Laut aus der Tiefe drang an mein Ohr. Man denke sich meine Lage! Ich sah mich in die grenzenloseste Verzweiflung gesetzt: von allen Menschen getrennt, von allen Sterblichen verlassen, sah ich nichts als den gewissen Tod vor mir."

„Lieber Gott," seufzte Annerl und wischte sich eine Thräne aus den Augen.

Seppel und Rösel hörten mit stiller Theilnahme zu.

„In dieser furchtbaren Lage," fuhr Herr Bartl fort, „die ich keinem Menschen wünschen möchte und wenn er auch mein Todfeind wäre, harrte ich schon fünf Tage aus. Der letzte Rest meines Brodes war verzehrt. Ein heftiger Hunger verzehrte meine Kräfte und die schreckliche Angst hier sterben zu müssen, folterte mich dermassen, daß ich fast die Besinnung verlor — ich war dem Tode nahe. Ich darf es wohl gestehen — ich weinte, aber Niemand wischte mir die Thränen von den Wangen; menschliche Hilfe war so weit entfernt. Doch nein! Ich warf mich nieder auf die zitternden Knie und betete zu dem lieben Gott und zu Maria, der Mutter des Heilandes. Ich glaube in meinem Leben nie so innig gebetet zu haben."

„O die Noth lehrt beten," lispelte Rösel und fuhr mit der Hand nach den großen blauen Augen.

„Das haben wir erfahren," schaltete die Mutter ein.

„In diesem Augenblicke fiel nicht weit von mir ein Flintenschuß," sprach Herr Bartl weiter. „Ich bin gerettet!" rief ich voll Freuden aus und sprang auf, als wäre ich neugeboren. Ein zweiter Schuß fiel: es war kein Zweifel — ich befand mich in der Nähe von Menschen. Ich strengte alle meine Kräfte an und rief, so laut ich konnte, hinab in die Tiefe: Hilfe! Hilfe! O holt mich, oder ich sterbe! Es erfolgte keine Antwort. Ich wartete noch eine Stunde, immer nach Hilfe rufend. Da erblickte ich am Fuße des Felsblockes eine menschliche Gestalt; es war ein Gemsenjäger, welcher ein Leiterchen auf der Schulter trug und nachdenklich vor sich hin schaute — es war der Retter meines Lebens: es war — Annerl, du weißt es nicht! — dein Mann, der selige Hansel!"

„Großer Gott!" rief Annerl voll Freude und Innigkeit aus. „Was sagt Ihr?"

„Hansel hat mich gerettet," fuhr Herr Bartl fort,

„aber er hat es nur einem Freunde gesagt. Er war zu edel und zu großmüthig, um aus dieser erhabenen Handlung viel Lärm und Aufsehen zu machen."

„Guter Gott!" seufzte Annerl, „ja so war er gesinnt."

„Denke dir meine Freude," begann Bartl nach kurzem Stillschweigen, „ich hatte mich schon verloren gegeben und sah den Tod vor Augen. Da sah ich plötzlich den Ehrenmann, der mich rettete. Hansel legte sein Leiterchen an und kletterte als ein geübter Gemsenjäger nach Oben und kam unbeschädigt bei mir an. Ich drückte ihn an mein Herz; ich weinte Thränen der innigsten Rührung. Rettet mich, bat ich; aber Hansel machte nicht viele Worte. Sei ruhig, ich thue an dir bloß eine Christenpflicht — setze dich auf meine breiten Schultern und rühre dich nicht, denn wenn du am mir zerrest, so fallen Beide in die Tiefe. Und mit diesen Worten nahm er mich auf seine Schultern, nachdem er ein kurzes Gebet gesprochen und trug mich hinab über den Felsensprung. Nach wenigen Augenblicken stand er mit mir auf der Leiter. Du bist in Sicherheit, steige ab und mache den halben Weg allein, wenn du Kraft hast, sagte er zu mir und setzte mich auf die Leiter. Bald befand ich mich auf sicherm Grunde. O, ich vergesse jenen Augenblick nie und ich habe bei mir geschworen, diese edle That deines Mannes nicht unbelohnt zu lassen. Der edle Hansel nahm mich liebreich bei der Hand und führte mich hinab in's Thal, stellte mich auf einen Nebenweg und sagte: Diesen Weg gehe, er führt dich auf die Straße zum nächsten Dorfe. Und mit diesen Worten verschwand er im Gebüsche und in drei Augenblicken sah ich ihn nicht mehr. Ach! und ich sah ihn in meinem Leben nicht wieder: der edle Mann ist todt — — — in einen Abgrund gestürzt — guter Gott!" —

Bartl schwieg. Er zerdrückte eine Thräne in dem Auge. Annerl weinte, daß eine Thräne die andere schlug. Seppel und Rösel saßen stumm da, auch in ihren Augen standen Thränen.

„O wie gut muß der Vater gewesen sein!" seufzte Rösel.

„O so gut — so gut!" versetzte Seppel.

„Ja, er war nur zu gut," sprach Annerl mit Weinen, „und das war sein Untergang!"

„Man mißbraucht oft die edle That eines braven Mannes," fiel Bartl mit Ernst ein. „So ergieng es auch Hansel. Ich erfuhr von Müller-Seppel seinen Tod; Müller-Seppel war auch der Einzige, dem er die Geschichte meiner Rettung erzählte. Er hielt große Stücke auf ihn. Von Müller-Seppel erfuhr ich auch den Namen meines Retters. Und hier habe ich sein lebendiges Ebenbild!"

Herr Bartl zog den Knaben an sein Herz und drückte ihm einen Kuß auf die rothgefärbte Wange.

„Ganz sein Ebenbild!" seufzte er, „wie Milch und Blut so frisch!"

„O wie habe ich geweint, als ich seinen Tod erfuhr," sprach Bartl nach einer Pause, „wie sehr bin ich in Sorge gewesen, dich, du treues Weib verlassen und unglücklich zu wissen; denn du hast den wackern Hansel geliebt — so geliebt, daß du dein Leben für ihn gelassen hättest. Er war dein zweites Leben — — —"

„O sprecht nicht so, mein lieber Freund!" rief Annerl aus, „die Erinnerung an die schönen glücklichen Zeiten, die ich mit Hansel verlebte, drückt meine Seele nieder. Schweigt, mein Wohlthäter!"

„Weit entfernt sei es von mir," sprach Bartl mit Würde, „dir wehe zu thun. O könnte ich dich glücklich sehen, geliebtes Weib meines Retters!"

„Sagt nicht mehr Weib meines Retters," fiel Annerl mit seltener Heftigkeit ein und erhob sich von ihrem Sitze, „ich erkenne es klar: ihr seid mein Retter, ihr seid mein Wohlthäter! Ihr habt mich erlöst aus Noth und Elend; denn kein Anderer hat mich durch Müller-Seppel unterstützt, als ich in Elend und Kümmerniß lebte, als Ihr. Gesteht es nur!"

Bartl schlug die Augen nieder und sprach kein Wort.

„O erlaubt mir," rief Annerl mit tiefgefühlter Innigkeit aus, „daß ich Euch danke. Kinder, dankt dem Retter unsers Lebens! Er ist der Engel, den uns Gott gesandt hat, uns zu erquicken und mit Zuversicht zu erfüllen. O dankt ihm — was soll ich sagen? Guter Gott, lohne es ihm — — — ich kann ja Nichts thun."

Und mit diesen Worten warf sich die Wittwe zu den Füßen des Fremdlings und ergriff seine Rechte, sie fest drückend und mit Küssen und Thränen bedeckend. Seppel

warf sich dem braven Bartl um den Hals und weinte. Rösel saß in stummer Bescheidenheit da und betete ein andächtiges Ave.

„Das ist zu viel, ihr lieben Leute!" rief Herr Bartl aus, indem er sich vom Stuhle erhob. „Was fällt euch ein?"

„Dankbarkeit ist unsere Pflicht," sprach Annerl mit Würde. „Ohne Euch, mein Wohlthäter, wären wir Hungers gestorben."

„Ich that bloß meine Schuldigkeit," fiel Herr Bartl ein. „Müller-Seppel war so gefällig, meinen Boten zu machen. Ach, er ist auch indessen hinübergegangen! Auch er ist gestorben."

„Gott hab' ihn selig," seufzte Annerl.

„Deßhalb blieb die Unterstützung aus," fiel Seppel ein.

„Rede nicht so, mein Knabe!" sprach Bartl mit ernster Stimme. „Keine Rede von Unterstützung, wo es nur den Hinterlassenen meines Retters — meines edlen Retters gilt."

Es entstand eine feierliche Pause. Annerl schaute mit freudetrunkenen Blicken auf den Fremdling und Bartl sah mit lächelndem Munde auf den wackern Seppel, der zu seinen Füßen saß und sich die Spuren heißer Thränen auf den Wangen abwischte.

„Gott hat Alles wohlgemacht," sprach Annerl.

„Und damit ihr braven Leute ohne Sorgen leben könnt, so will ich euch mitnehmen in's Thal und ihr sollt mit mir zufrieden sein. Nach zwei Tagen komme ich wieder. Geht wohl zu Rathe!"

Und mit diesen Worten entfernte sich der Fremdling.

Zehntes Kapitel.

Ein schmerzlicher Abschied.

„Wie dank' ich dem lieben Gott, daß er mich unsern Wohlthäter hat finden lassen!" sprach am Abend des andern Tages Annerl, als sie mit ihren zwei Kindern vor der Hütte saß und dem Untergange der Sonne zusah.

„Es ist ein Glück für uns, daß es uns so gegangen

ist," meinte Rösel und griff nach der Hand der Mutter und drückte sie sanft.

„Und Herr Bartl wird noch mehr für uns thun," versetzte Seppel, „er hat ja gesagt, daß er nach einigen Tagen kommen werde und uns mitnehmen wolle hinab in's Thal, wenn es uns lieb sei. Hast du schon darüber nachgedacht, Mutter, was wir thun wollen?"

„Nach Trient gehen," fiel Rösel schnell ein, „mir hat es dort so gut gefallen — so gut, daß ich mein Lebtag dort sein möchte. O wie viel schöne Sachen habe ich dort gesehen! Ich glaube, da sollte man sich nicht besinnen!"

„Naseweises Kind!" schalt die Mutter, „wie oft muß ich dich noch an's Schweigen erinnern?"

„Ich mein's nicht schlimm, Mütterchen!" sagte Rösel mit sanfter Stimme und küßte die Stirne der Mutter. „So ein junges frisches Ding muß auch Etwas zu reden haben."

„Gerade deßhalb taugst du nicht in die Stadt," sprach Annerl, „dort muß man reinen Mund behalten und nicht stets plappern — — —"

„Sieh es dem Mädchen in Liebe nach!" bat Seppel.

„Nein, diese Untugend wächst sonst mit ihm auf und wird groß mit ihm," sagte die Mutter mit Ernst. „Nicht wahr, Rösel, du willst mir folgen?"

Rösel nickte mit dem Kopf und that sich Gewalt an, die Thränen zurückzuhalten. Und Rösel ist ein Muster von einem stillen Mädchen geworden und hat der Mutter unendlich viel Freuden gemacht. —

„Und was nun unsern Wegzug von hier betrifft," fuhr die Mutter fort, „so habe ich meine eigenen Gedanken. Ich bin alt und passe nicht mehr in die große weite Welt. Ich bin auf den Bergen geboren; sie sind meine Heimath, sie sollen auch die Stätte meines Todes sein, wenn ich mein müdes graues Haupt zum Sterben lege."

„Mutter, man ist es sich selbst schuldig, seine Lage so viel als möglich zu verbessern, und Herr Bartl ist so gut," sprach Seppel.

„Wohl wahr, mein Kind!" sagte Annerl. „Aber du weißt gar nicht den Reiz der Heimath zu schätzen. Das lernt sich erst im Leben. Ich bin nirgends hingekommen

als nach Meran. In Einfalt und Zurückgezogenheit habe ich mein Leben zugebracht und ich soll aus dem Lande meiner Jugend scheiden, wenn meine altersgrauen Haare bleichen? Ich soll das Gemurmel der Quellen und Gießbäche vermissen, das so wundervoll an meine Seele tönt? Ich soll mich von den Weiden trennen, auf welchen ich meine Jugendzeit verträumet? Alles um mich her ist in mein Leben eingewachsen: der Baum am Hügel, der Brunnen am Abhange, der Gesang der Nachtigallen und der entzückende Glanz der Alpensonne — das wundersame Grün der Gebirgswelt mit all' seinen Mannigfaltigkeiten und Abwechslungen. Nein, das geht nicht; die Sehnsucht nach meinen Bergen würde mich so kränken, daß ich binnen kurzer Zeit sterben müßte. Mein Herz findet nur oben auf den Bergen sein Glück und seine Ruhe. Hier will ich bleiben; alle Achtung vor Bartl's Mildthätigkeit — ich bleibe hier. Schon der Abschied von meines Gatten Grab wäre mein Tod: neben ihm will ich ruhen. Doch stille: es erwachen in mir alte theure Erinnerungen und mit diesen Erinnerungen neue Schmerzen. Ich will diese Erinnerungen mit dem Thau der Thränen anfeuchten, daß sie die Schmerzen in mir erhalten, die für mich unendlich süß sind. Ich könnte dieses Gefühl nicht mehr befriedigen, nicht mehr an eures Vaters Grab beten — deßhalb bleibe ich auf den Bergen."

Annerl hatte mit so viel Ueberzeugung und Empfindung gesprochen, daß Seppel kein Wort einwenden konnte. Er schwieg still und sah mit Bestürzung auf die Mutter, welche in Thränen ausbrach.

„Warum weinst du denn, Mutter?" fragte Seppel. „Höre auf und suche dich zu trösten. Es muß doch eine Veränderung mit uns geschehen."

„Wie meinst du das, mein Knabe," sprach Annerl. „Sprich deutlicher!"

„Sieh, ich bin auf den Jahren, in welchen ich Etwas lernen muß, das meinen Lebensunterhalt sichert," versetzte Seppel. „Ich kann nicht mehr zu Hause weilen. Oder soll ich noch länger ein Hirt bleiben und mich an ein unstätes Leben gewöhnen? Ich bin schon öfters in der Stadt gewesen und hab' gesehen, was dort geschieht. Ich will ein ehrsames Handwerk lernen, das mich und dich ernährt, auch wenn du es nicht vorziehest, in's Thal

zu wandern. Ich bin Willens, mit Herrn Bartl zu gehen, wenn du es erlaubst. Herr Bartl wird für mich sorgen."

„Du sprichst mir aus der Seele," sagte die Mutter, „einmal mußt du doch fort von uns. Es geschehe nach deinem Wunsche!"

„Seppel, du willst im Ernste fort?" fragte Rösel geschwind. „O den Tag, an welchem du uns verläßt, bezeichne ich im Kalender mit einem schwarzen Kreuze auf ewige Zeiten; denn das ist ein Trauertag für uns Alle!"

„Das närrische Kind," sprach Seppel, „erst vor einem Augenblick wollte es kopfüber in die Stadt und jetzt jammert's, daß ich gehen will und macht Einwendungen."

„So ist sie," sagte die Mutter und zwang sich zu einem sanften Lächeln.

„Seit mir die Mutter die Lection gelesen hat," fiel Rösel ein, „bleib' ich gern auf der Alp. Ich begreife nun selbst, daß ich nicht in die Stadt passe."

In dem Tone, in welchem Rösel diese Worte sprach, lag ein feiner Spott. Sie fühlte es und sah noch zur rechten Zeit, daß sich die Mutter ungeduldig auf ihrem Sitze bewegte.

„Nein, ich bleibe gerne bei dir, Mütterchen," sagte sie mit ungeheuchelter Innigkeit, „es war nicht mein Ernst fortzugehen. Wie sollte ich fröhlich sein, wenn die gute Mutter nicht bei mir ist?"

„Brav, brav!" rief Seppel, „ich habe nichts Anderes von deinem guten Herzen erwartet. „Bleibe so wie du bist, so voll Einfalt und Anspruchslosigkeit und du wirst werden, was die Dame von Dachstein Bartl zugelispelt hat — eine Perle der Berge!"

Rösels Angesicht färbte sich mit einer glühenden Röthe. Das Mädchen schlug die Augen nieder und sprach ein Weilchen kein Wort.

„Bruder, Bruder!" seufzte Rösel leise und faltete die Hände.

„Also sind wir einig," sagte die Mutter. „Wenn Bartl kommt, so können wir ihm einen annehmbaren Bescheid geben. Ich bleibe auf der schönen grünen Alp in der friedlichen Hütte."

„Und ich will deine Gesellschafterin sein," fiel Rösel mit lauter Stimme ein.

„Und ich — Gott möge meinen Entschluß segnen! — gehe nach Trient," entgegnete Seppel.

„Morgen, Mutter, Morgen geht die Reise an," sagte Seppel, als sich die Mutter vom Sitze erhob. „Richte mir meine Kleider!"

„Es ist Alles bereit," seufzte die Mutter. „O Gott, blicke liebend auf Seppel, auf meinen einzigen Sohn — erhalt' mir ihn!"

Der Mittag des folgenden Tages war erschienen. Die Sonne vergoldete mit ihren hellen Strahlen die Gipfel der Gebirge. Da wankte Bartl, keuchend unter dem Einflusse der drückenden Hitze, der Hütte zu. Seppel sah ihn in der Ferne kommen und eilte ihm fröhlich entgegen und führte ihn an der Hand in's Haus.

„Wie steht's?" fragte Bartl die Wittwe, nachdem er sie kurz gegrüßt hatte. „Ist Alles in Ordnung?"

„Alles, lieber Herr," erhielt Bartl zur Antwort, „das heißt: Seppel geht mit Euch in die Stadt, Annerl bleibt in der Hütte und diese braucht eine Magd und Gesellschafterin, und diese ist Niemand als Rösel."

„Ei, der Tausend," rief Bartl aus, „ich dachte, ich könnte euch einen großen Gefallen erweisen, und nun kommt ihr mir auf halbem Wege entgegen. Das ist ja ganz fatal!"

Und dabei lachte Bartl schalkhaft.

„Nun, wenn nur der heitere Seppel bei mir ist," sagte er und schlug dem Knaben auf die Schulter, „er wird mir die Zeit schon vertreiben. Seppel, meinst du, du könnest dich in der Stadt angewöhnen?"

Der Knabe nickte mit dem Kopfe.

„Und Annerl, glaubst du, du könnest ihn vergessen?" fragte er die Mutter, „weißt, du hast den Jungen doch recht lieb!"

„Ich meine schon, Herr!" sprach Annerl mit einer eigenthümlichen Bewegung des Gemüthes, aus welchem unverkennbar der Jammer sprach, der dieses natürlich frische Herz folterte.

„Ja, das weiß ich wohl," erwiederte Bartl, „die Weiberherzen sind alle ein wenig empfindsamer Natur. Doch es wird sich schon machen!"

„Ich denke auch!" versetzte Annerl. „Gott wird mir

den Buben beschützen. Es hat es ja bisher gut gemeint und hat es mir nie an Hilfe fehlen lassen."

Als Bartl sich umschaute, da erblickte er die Schwester, in einer Ecke des Stübchens stehend, wo sie heftig weinte. Ihre Schürze, mit der sie sich die Thränen von den Augen wischte, war ganz naß.

„Rösel, was weinst du denn?" sprach Seppel. „Sei ruhig! Deine Thränen können mich doch nicht zu Hause behalten. Ich gehe ja bloß nach Trient und nicht an's End' der Welt."

Aber das gute Mädchen weinte nur heftiger auf diese Reden.

„Armes Kind, wie lieb mußt du deinen Seppel haben!" seufzte Bartl, indem er sich nach dem Walde wandte und in's Eisakthal hinüberblickte.

„Wie ist mir so angst, Mutter," sprach Rösel, „mir ist's, als ob unserm Seppel ein recht arges Unglück begegnen sollte. Wir sollten ihn nicht in die Stadt lassen."

„Da höre man wieder die Einfalt!" sagte die Mutter ärgerlich. „Schweig', sag' ich dir! Was wird Herr Bartl denken, wenn er dich so unverständig plappern hört? Und er wollte dich mit in die Stadt nehmen!"

In diesem Augenblicke wandte sich Herr Bartl um und blickte auf die Wittwe.

„Nun, Annerl, wie steht's?" fragte er geschwind, „können wir bald aufbrechen? 's ist just ein weiter Weg und — — —"

„Das Zögern hilft doch Nichts; einmal muß geschieden sein," warf Seppel scherzend dazwischen.

„Kind, du machst dir den Abschied leicht," sprach die Mutter.

„Lache nicht zu früh," meinte Rösel.

„Ich will lachen, Mutter!" sagte Seppel leise zur Mutter, „daß dir der Abschied leichter wird; ich sehe dir's an — es macht dir Herzeleid."

„Guter, guter Junge!" seufzte die Mutter.

Alles war zum Abschiede bereit.

„Wir können gehen, Herr Bartl, wenn's Euch beliebt," sprach die Wittwe.

„Also in Gottes Namen!" erwiederte Bartl kurz.

Die Abschiedsstunde hatte geschlagen. Vor der Hütte auf den Bergen stand ein junger Bursche von vierzehn

Jahren, kräftig und stolz — das Reisebündel auf seinem Rücken. Sein Gesicht war ruhig und seine Augen waren auf seine Lieben geheftet. Er fühlte keine Aufregung, die das Herz pochen macht. Seine Mutter nahm ihn gar liebreich bei der Hand und überhäufte ihn mit Liebkosungen aller Art. Das arme Weib weinte nicht; es that sich Gewalt an, seinen bittern Schmerz zu verbergen. Es lächelte den Jungen freundlich an; aber dieses erzwungene Lächeln war härter als die bitterste Klage.

„Seppel, zum zweiten Mal gehst du auswärts," sprach die Wittwe, „Gott möge dich schützen und seine heiligen Engel dich behüten!"

„Bete für mich, Mutter!" sagte Seppel.

Seine Muskeln zitterten; seine Stimme versagte ihm; nur mit Mühe konnte er die Thränen zurückhalten.

Jetzt gieng die Reise an. Seppel faßte die Hand der Mutter und drückte sie fest an sein Herz. Sie schritten langsam voran dem Thale zu. Herr Bartl und Rösel waren vorausgeeilt und verkürzten sich den Weg bis zur Straße mit heitern Scherzen und witzigen Einfällen. Annerl aber war ernst gestimmt und sprach ihrem Sohne an's Herz, stets brav zu bleiben und an Gott zu denken, — besonders fleißig zu beten. Manchmal schaute Seppel um nach der Hütte der Eltern: da stand ja seine Wiege und die Bäume und Sträucher ringsum waren ja die Zeugen seiner jugendlichen Freuden und Leiden, und das Anschau'n all' dieser Gegenstände, eingewachsen in sein fröhliches Jugendleben, machten ihm das Herz schwer und das Auge naß.

„Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Auen," sprach er mit Thränen im Auge. „Lebt wohl ihr grünenden Gebüsche, ihr sprudelnden Wasser in den Brunnen! Lebt wohl ihr schmucken Vögelein im Erlenbusch und ihr glänzenden Käfer auf dem Buchenzweig! Ich scheide! Lebt wohl ihre Genossen meiner Jugend! Lebt wohl! — — Lebt wohl! — — —"

Er hatte es mit starker Stimme gerufen und die Echo's antworteten auf den herzlichen Scheidegruß. Dann erhob er sein jugendlich lockiges Haupt, schüttelte sein Haar zurück und gieng entschlossen vorwärts. Bald war Seppel mit der Mutter an der Straße bei Herrn Bartl und der

Schwester angekommen. Die Mutter war sehr betrübt und der Abschied war kurz.

„Zum letzten Mal deine Hand, Seppel!" sprach die Mutter. „Bleibe brav — das sagt Alles. Und nun noch einen Kuß!"

Die Mutter schlang die Arme um den Knaben; aber in der Ueberfülle des Schmerzes konnte sie nicht weinen; sie küßte den Knaben mit großer inniger Herzlichkeit; aber ein letztes Lebewohl konnte ihren zitternden Lippen nicht entfallen.

„Leb' wohl, Bruder!" sprach Rösel und drückte ihm die Hand. „Wenn du wieder kommst, werde ich recht groß sein. — — — O Bruder, du weißt, wie ich dich liebe!"

Und Rösel umarmte den geliebten Seppel und ihre Thränen mischten sich mit den Thränen des Bruders. Sie konnten sich kaum trennen.

„Macht's kurz!" sprach die Mutter mit gedrückter Stimme.

„Herr Bartl, gebt mir auf den Buben Acht!" sagte Annerl. „Ein so junges Blut ist bald verdorben."

„Hier meine Hand, wackeres Weib!" sprach Bartl.

„Gott schütze mein scheidendes Kind!" rief die Mutter und blickte zum Himmel.

„Amen, Amen!" sprach Herr Bartl mit heiligem Ernste.

Der Wind rauschte sanft in den Wipfeln der Bäume. Ein leichtes Säuseln bewegte sich durch den Waldesgrund. Eine fromme Mutter kniete auf dem harten Boden. Eine brave Schwester rang weinend die Hände. Aber zwei Wanderer giengen dem Thale zu.

„Es gieng hart," sagte nach einer Weile der wackere Bartl.

„Doch es gieng," versetzte Seppel und lächelte hinein in den Glanz des Tages.

Eilftes Kapitel.

Wie es Seppel ergieng.

Mit Sehnsucht warteten Annerl und Rösel auf Nachrichten von Seppel. Endlich erfuhren sie von einem alten

Bekannten, daß es ihm recht gut gehe und daß Bartl vorzüglich mit ihm zufrieden sei. Diese Nachricht entzückte das Mutterherz und machte viele Sorgen vergessen, welche in demselben erwacht waren. Seppel ward ein tüchtiger Arbeiter und stand bei einem der tüchtigsten Meister in Trient in der Lehre. Noch ein Jährchen und er konnte als ein geschickter Geselle wandern weit hinaus in die Welt, so weit es ihm beliebte. Und er ward stark an Geist und Körper — ein schöner Bursche von achtzehn Jahren. Wenn ihn die Mutter gesehen hätte, sie hätte ihn mit großen Augen betrachtet, so schön war er gewachsen. Der Anblick des prächtigen Burschen hätte sie in das rührendste Entzücken versetzt und das Herz hätte ihr vor Freude im Leibe gelacht. Ein blühender Jüngling mit schwarzen Lockenhaaren und rothen vollen Wangen und einem Auge voll Leben und Feuer, kräftig und schlank gebaut — wer hätte ihn nicht gern gesehen? Bartl hatte eine große Freude an ihm, und wer mit ihm verkehrte, der gewann ihn lieb. Das Alles wußte Annerl und ihr Herz ward weit und schlug voll Sehnsucht dem Sohne entgegen, dessen Besuch sie erwartete, bevor er hinausgieng in die schöne weite Welt. —

„O wenn ich Seppel einmal wieder sehe," seufzte die Mutter oft, „ehe er in's Reich geht oder in's Welschland, wie wird es mich freuen!"

„Gebe Gott, daß unsere gemeinschaftliche Freude nicht verdorben werde!" sprach Rösel und faltete die Hände nach ihrer Gewohnheit.

Aber es giebt kein vollkommenes Glück auf der Erde; und das Glück dreht sich im Kreise — wenn man glaubt, glücklich zu sein, so steht das Unglück schon vor der Thüre und begehrt gewaltsam Einlaß.

Die Zeit, in welcher Seppel nach Hause kommen sollte, war da und Mutter und Schwester warteten mit Sehnsucht auf die Ankunft des Sohnes und Bruders; aber ein Tag nach dem andern verstrich, und wer sich nicht in der Hütte sehen ließ, das war Seppel. Er ward von einer üblen Krankheit an's Bett gefesselt.

An einem freundlichen Herbsttage saßen Rösel und die Mutter auf dem Bänklein vor dem Hause und sahen den Vögelein auf den Bäumen zu, wie sie sich so fröhlich schaukelten. Ein leichter Wind flüsterte durch die Blätter-

kronen der Espen und Eschen und bunte Schmetterlinge wagten sich schüchtern hervor. Da hob Rösel ihr schönes blaues Auge, aus dem es so seltsam blitzte, daß man gar nicht wußte, wie Einem zu Muthe war, wenn sein heller Strahl das eigene Auge erreichte, zur Mutter empor. Ein Freudenstrahl belebte das Antlitz der Mutter und erfüllte das Mutterherz mit hoher Seligkeit; denn Rösel war zur stattlichen Jungfrau herangewachsen — sie war eine Perle der Berge.

„Mutter," sprach Rösel mit ihrer klingenden reinen Stimme, „es sind schon über sechs Monate — warte, wann war es, daß uns Seppel Nachricht gab?"

„An Ostern, als Bartl uns das Geld schickte," versetzte die Mutter.

„Also sind es gerade sechs Monate, daß uns Seppel Nachricht gab," antwortete das Mädchen. „Das ist lange; Mutter, kommt dir das nicht seltsam vor?"

„Seppel wird nicht Zeit und Gelegenheit haben, uns sein Befinden wissen zu lassen," entgegnete die Mutter fast gleichgültig.

„Wie kannst du so sprechen?" fragte Rösel, „könnte ihm nicht etwas Uebels wiederfahren sein?"

„Ich denke nicht," sagte die Mutter wieder mit derselben Gleichgültigkeit.

„Ich will Seppel besuchen und nach ihm schauen," sprach Rösel.

„Du willst nach Trient?" rief die Mutter aus und blickte Rösel fast ärgerlich an, „was meinst du, was Bartl denken müßte, wenn du mit seinem Gelde Lustreisen machtest? Daraus wird Nichts, mein Kind!"

Rösel schlug die Augen nieder und schwieg. Eine düstere Ahnung hatte sie seit vielen Wochen verfolgt; immer sah sie ihren Bruder unglücklich.

„Und nun, Rösel, könntest du die Ziegen auf die Weide treiben," sagte die Mutter nach einer Pause. „Die armen Thiere werden wohl Hunger haben — sie haben seit gestern Abend noch Nichts bekommen."

Rösel erhob sich vom Sitze und befolgte den Befehl der Mutter, aber heute führte sie die Ziegen thalabwärts, sie wußte selbst nicht, wie ihr geschah. In ihrer düstern Stimmung merkte sie nicht, daß sie die Thiere bereits bis an die Straße getrieben hatte. Da kam ihr ein

Weib entgegen, das einen großen Korb, mit Citronen gefüllt, auf dem Rücken trug. Rösel erschrack; sie zuckte plötzlich zusammen.

„Ach, jetzt kommt die Trauerbotschaft!“ flüsterte sie leise und wußte selbst nicht, was sie sagte.

„Ach, liebes Mädchen,“ fing das Weib zu reden an, „wie weit ist's noch bis zu Mutter Annerl's Hütte?“

„Du bist auf dem rechten Wege,“ sprach Rösel. „Aber was hast du bei Mutter Annerl zu schaffen?“

„Ich handle mit Citronen und wandere wirklich in's Reich,“ erwiederte das Weib, „ich wohne in Trient — nicht weit von Seppel, der an die Mutter Bericht über sein Befinden gelangen lassen will. Ein vortrefflicher Junge, dieser Seppel!“

„Von Seppel kommen Nachrichten?“ rief Rösel aus und schaute auf das Weib.

„Ha, wenn du, vortreffliches Kind, nicht Seppel's Schwester bist, so soll mich — nein, ich will kein wüstes Wort sagen! Ihr seht ja einander so ähnlich, wie ein Ei dem andern,“ versetzte das Weib und lachte laut.

„Ich bin Seppel's Schwester und heiße — — —“ sagte das Mädchen.

„Rösel, von der mir Seppel so viel erzählt?“ fragte das Weib.

„Getroffen!“ sagte Rösel und schlug die Augen nieder.

„Gott grüß' dich, mein Mädchen!“ sprach das Weib voller Freude, „und nun führe mich zu deiner Mutter; ich möchte auch die Mutter eines so braven Sohnes sehen. Seine Schwester kenne ich schon!“

Und sie giengen mit einander den Berg hinauf. Rösel trieb die Ziegen vor sich hin. —

Als Rösel mit dem fremden Weibe bei der Hütte ankam, stand die Mutter gerade am Brunnen und wusch einige Gemüse.

„Ein Weib aus Trient!“ rief Rösel der Mutter zu. „Es bringt Nachrichten mit vom Seppel.“

Dieses Wort fand einen mächtigen Anklang in dem Herzen der Mutter. Sie ließ Gemüse und Schüssel am Brunnen stehen und eilte herbei.

„Willkommen, Freundin, auf den Bergen!“ sprach sie voll Zärtlichkeit und ergriff die Hand des Weibes und nahm sich nicht einmal Zeit, ihre eigene Hand abzutrock-

nen. „Das ist ja ganz schön, daß du an meiner Hütte nicht vorbeigehst. Tritt ein in's Stübchen! Rösel, hole dem Weib eine süße Milch — die beste von allen: wenn so ein lieber Gast kommt, muß man Nichts sparen."

Das Weib setzte sich an die Seite der Mutter und bald war ein Gespräch im Gange. Es wurde über Dieses und Jenes gesprochen, während das Weib einen Topf süßer Milch sich trefflich munden ließ.

„Der Tausend," sprach Annerl, „die Hauptsache hätten wir bald vergessen. Was macht denn Seppel?"

Die Stimme der Mutter zitterte; sie hatte sich kaum zu fragen getraut; denn sie fürchtete, eine unangenehme Antwort hören zu müssen und das hätte ihr das Herz zerschnitten.

„Seppel," versetzte das Weib, „ist ein trefflicher Junge. Er ist bildschön geworden — bildschön sag' ich dir. Ein Bursche, wie es, glaube ich, in ganz Tyrol keinen mehr giebt. Und das will Viel sagen; denn Tyrol ist groß. Mein Gott, wie muß man laufen, bis man von Triest an der Grenze des Reiches ist! Dabei ist Seppel brav und von allen Menschen, die ihn kennen, geliebt. Kurz: er ist ein Bursche, auf den du, liebes Mutterherz, wohl stolz sein darfst."

„Diese Nachricht, o wie freut sie mich!" rief Annerl aus und ihr Herz schlug heftig. „Und ist er gesund und wohl auf?"

„Seit neuerer Zeit so — so!" entgegnete das Weib. „Aber das macht das allzuschnelle Wachsen, wie der Doctor gesagt hat. Doch fürchtet euch deßhalb nicht; Seppel wird Mutter und Schwester sehen und zwar bald."

Es lag Etwas ganz Eigenthümliches in dem Tone, in welchem das Weib diese Worte sprach. Die Mutter ahnte es nicht; aber Rösel zerschnitt es das Herz. Sie fuhr gewaltig auf und seufzte leise.

„Der gute Bruder," lispelte sie, „wie sehr bringt er uns in Sorge. Wenn er nur nicht ernstlich krank wird."

„Wenn er nur nicht ernstlich krank wird," sagte auch die Mutter zu gleicher Zeit und senkte das Auge.

„Bei Leibe nicht," sprach das Weib, das die ganze Wahrheit nicht sagen wollte.

Und nun unterhielten sich Annerl und Rösel mit dem Weibe auf's Herzlichste und das Weib wußte von Seppel

die schönsten und spaßhaftesten Geschichten zu erzählen, die Mutter und Schwester mit sichtbarem Interesse anhörten. Das Weib wußte nicht genug zu loben, und jeder neue Lobspruch wurde von der Mutter jedes Mal mit erhöhter Freundlichkeit aufgenommen.

„Was muß Seppel für ein prächtiger Junge sein," seufzte sie.

„Aber es ist Zeit, ihr guten Leute, für mich, daß ich gehe," sagte das Weib. „Ich habe heute noch einen weiten Weg zu machen. Gehabt euch wohl!"

Und das Weib erhob sich vom Tische, nahm Weihwasser und gieng von dannen.

„Rösel, du kannst das Weib begleiten," sprach die Mutter, „es ist diese Ehre werth und der Weg wird ihm dann kurzweiliger."

„Es ist mir auch recht," versetzte Rösel, „ich kann dann noch Manches mit ihm über Seppel reden."

„Armes Kind! Unglückliche Schwester!" seufzte das Weib, „wenn ihr wüßtet wie es mit Seppel steht! O die gute Mutter — — — wenn ich ihr die ganze Wahrheit sagen dürfte! Aber das Herz würde ihr brechen."

Rösel begleitete das fremde Weib bis an die Straße, und aus ihren sonderbaren Worten konnte das Mädchen gar nicht klug werden. Sie bekam eine unnennbare Angst und fast wäre sie in das Weib gedrungen, offen und ohne Rückhalt zu reden — gerade von der Leber weg, da standen sie schon an der Straße, die sie trennen sollte.

„Wie müssen uns trennen," sagte das Weib, „du mußt wieder heimkehren zur Mutter, Rösel!"

„Soll ich denn nicht weiter gehen?" fragte Rösel, „ich bin noch nicht müde und komme noch zeitig heim."

„Danke, danke vielmal!" antwortete das Weib. „Kehre um und laß dich noch einmal herzlich umarmen."

Das fremde Weib warf ihre Arme um die breiten Schultern des Mädchens und lispelte ihm Etwas in's Ohr.

„Arme Schwester, dein Bruder ist am Erblinden — er liegt im Spitale in Trient. Er läßt dich bitten, schnell zu ihm zu kommen. Ich darf mehr nicht sagen."

Und das Weib zog die Arme zurück und eilte des Weges dahin.

Ach, das war zu viel für das arme Schwesterherz. Es wollte brechen — es wollte zerspringen vor Schmerz.

„Ach, Seppel am Erblinden! Vielleicht schon blind! O Mutter, welchen Schmerz muß ich dir mit dieser Nachricht bereiten! Blind! blind! mein Bruder blind!“

So stöhnte Rösel und rang die Hände. Sie konnte nicht weinen, der Schmerz war zu groß. Sie meinte, ihr Herz höre auf zu schlagen und warf sich im Uebermaaß des Elends vor Kummer auf die Erde. Und der kühle Athem der Bergesluft wehte an ihre Schläfe, welche fieberhaft zitterten. Es schwärmten die Waldbienen um sie her — und Rösel lag da wie im Todesschlummer, und so blieb das Mädchen ruhig liegen, bis der Mond durch das Laub der Blätter drang und ihre blassen Wangen beschien. Die Abendfrische rief Rösel wieder zum Bewußtsein zurück. Sie setzte sich auf die Erde.

„Wache ich? Träume ich?“ rief sie aus und jetzt erst begannen ihre Thränen reichlich zu fließen. „Nein, es ist nur zu wahr! Sie sagte: Seppel ist am Erblinden! Vielleicht ist er schon blind.“

Und wiederum senkte sie den Kopf auf die zitternde Brust und athmete schwer auf, und aus den großen blauen Augen flossen unaufhaltsam heiße Thränen.

„Es ist schon Nacht,“ sagte das Mädchen leise und erhob sich von der Erde.

Und schnellen Schrittes eilte sie der Hütte zu.

Die Mutter kam dem traurigen Mädchen entgegen.

„Was ist dir? Warum kommst du so spät?“ fragte die Mutter im Tone eines leichten Vorwurfs. „Du hast ja geweint!“

Aber das Mädchen antwortete nicht auf die Frage der Mutter.

„Mutter, Mutter!“ sprach Rösel nach einer Weile, „Morgen, wenn der Tag anbricht, gehe ich zu Seppel!“

„Zu Seppel? Bist bei Sinnen, mein Mädchen?“ fragte die Mutter.

„Du hast es gehört,“ sagte Rösel mit Entschlossenheit, „es hält mich kein Mensch mehr auf: ich will ihn sehen.“

„Und warum willst du gehen?“ sprach die Mutter und ihre Glieder zitterten.

„Ich will — — — ach, Mutter, — — — nein, du bist die ärmste Mutter auf Erden!“ rief Rösel im Ton des höchsten Schmerzes aus.

„Rösel, Rösel!“ seufzte Annerl.

„Ach, Mutter, Mutter!“ rief Rösel und schluchzte heftiger denn zuvor.

„Ich bitte, rede, mein Kind!“ sprach die Mutter und stand mit aufgehobenen Händen vor dem Mädchen, das in eine Ohnmacht fallen wollte.

„Mutter, fasse dich!“ sagte Rösel mit brechender Stimme, „du sollst unser ganzes fürchterliches Unglück erfahren.“

Und Rösel fiel der jammerbleichen Mutter um den Hals und zog sie fest an das Herz.

„Seppel, dein Sohn, mein Bruder — — — Mutter, fasse dich! ist am Erblinden, ist vielleicht schon blind!“ — — — „Morgen gehe ich zu ihm!“

Und das Mädchen fiel ohnmächtig in die Arme der Mutter.

„O Vater im Himmel, führe mich heim!“ schrie Annerl voll Schmerzen auf. „Es ist zu viel — Gott es ist zu viel!“

Und Mutter und Tochter hielten sich fest umschlungen. Kein Laut war hörbar, nur die stillen Strahlen des Mondes, welche sich durch die Zweige stahlen, waren Zeuge dieses so schmerzlichen und rührenden Auftrittes. Endlich schritten die unglücklichen Leute voran und kamen zur Hütte.

„Doch, du guter Gott,“ rief Annerl aus, als sie in das Stübchen trat, „ich danke dir auch für dieses Unglück.“

Und schweigend begaben sie sich zur Ruhe.

Zwölftes Kapitel.

Der Schwester Herzeleid.

Als Rösel am Morgen erwachte, fühlte sie sich von den heftigen Gemüthsbewegungen des vorigen Tages sehr geschwächt und abgemattet. Dennoch nahm sie Abschied von der Mutter – unter Thränen, wie man sich's leicht denken kann und flog wie im Sturmschritte den Waldweg hinab nach der Landstraße im Thale. Von fernher ertönten die Glocken der Rinder und das einförmige Geblök der Kälber, welche auf der niedern Alp in froher Lust

am Bergesabhang graseten. Allein der helle Klang der Glocken hatte keinen Reiz für sie, und sie sah trübe und abgehärmt vor sich hin, und wenn ein einsamer Wanderer ihr begegnete, so sah sie auf den Boden, um ihren Schmerz zu verbergen. —

An einem Mittag schritt sie nun ein durch die alterthümlichen Thore der Stadt Trient. Ihre Schuhe waren ganz mit Staub bedeckt und der helle Schweiß stand ihr auf ihrer Stirne. Es war die Folge des eiligen Laufs, welchen die Angst ihres Herzens noch beschleunigt hatte. Sie nahm nicht einmal Zeit, sich in irgend einem Gasthofe einige Erfrischungen zu gönnen; sogleich lief sie dem Spitale zu, in welchem sie hoffte, den geliebten Bruder zu finden. Sie ist zwar so müde, daß sie hätte umsinken können; aber der Bruder geht vor; ihn will sie zuerst sehen, ihn zuerst sprechen, und sie soll keine Ruhe empfinden, bis sie an seinem Halse liegt und ihr Herz an dem unglücklichen Bruderherzen schlägt. So kam die arme vom Schmerz gequälte Rösel in das Spital.

„Ist Seppel nicht hier"? fragte sie den ersten Menschen, der ihr begegnete, und bei der ersten Frage wollte ihre Stimme schon brechen.

Der Mensch war aus Welschland und verstand sie nicht. Er gieng vorüber und ließ das arme Mädchen in seinem Elende stehen.

„Gott," seufzte sie und erhob die Hände, „wie werde ich zu Seppel kommen?"

Sie trat unter die Pforte und wollte ihren Fuß über dieselbe setzen.

„Halt!" rief eine derbe Stimme, „man darf hier nicht ein- und ausgehen wie man will, wie in einem Taubenschlage. Zurück!"

Der Ton, in welchem das Wort gesprochen wurde, betrübte das Mädchen sehr, und sie hätte auf die Erde sinken mögen. Sie wollte noch einmal vordringen.

„Bester Herr," erwiederte Rösel auf das herbe Wort, „erlaubt mir nur einmal, da einzutreten. Ich suche meinen unglücklichen Bruder."

„Thut Alles Nichts, fort von hier," sprach der Thorwächter. „Wenn solche Seuchen und hitzige Fieber die Kranken fast zum Tode bringen, wie kann man denn Jedem erlauben einzutreten? Willst du denn auch die Blattern erben, he?"

Und mit diesen Worten entfernte sich der Thorwächter und schlug hinter sich die Pforte zu.

„Er hat geschlossen,“ sprach Rösel, „nun ist's aus. Ich werde Seppel nicht sehen!“

Und hiemit rang sie die Hände und setzte sich ganz abgemattet auf einen Stein. Sie ließ ihr schönes blaues Auge auf die Erde sinken und weinte still im Innern ihres Herzens. Und als eben eine Thräne in dem Auge glänzte und eine andere in den falben heißen Sand gefallen war, da nahte sich dem Mädchen eine vornehme Frau, die Ordenskleider trug. Sie betrachtete die einfache aber überaus schöne Gestalt des Mädchens, seinen hübschen Wuchs und seine Augen, aus denen so viel Elend sprach und so viel Kummer.

„Schwester, du weinst,“ sprach die Unbekannte im Tone eines wahrhaft christlichen Mitleids. „Rede, was fehlt dir? Kann ich dir helfen?“

Rösel fuhr erschrocken aus ihrem Traume auf, und als sie die Unbekannte so freundlich lächeln sah, bekam sie Muth und verscheuchte alle Angst und Beklemmung aus ihrem Herzen. Diese Freundlichkeit löste des Mädchens Zunge. Rösel erzählte ihr ganzes großes Unglück.

„Ich kenne deinen Bruder nicht,“ sagte die Unbekannte, „ich bin erst seit zwei Tagen hier und die Säle sind so überfüllt mit Kranken aller Art — namentlich mit jungen Leuten, welche die Blattern haben. Es sind schon einige an diesem Uebel erblindet.“

„Erblindet! Blind geworden!“ seufzte Rösel und schlug das große blaue Auge nieder.

„Es ist freilich hart, ein solches Unglück,“ versetzte die Unbekannte, „aber man muß sich in den Willen Gottes schicken. Was Gott thut, das ist wohlgethan. Oder sollen wir an seiner weisen Fürsehung verzweifeln? Kann denn Gott das Licht der Augen nicht wieder geben? Hat er's genommen, kann er es nicht wieder verleihen?“

„O was höre ich für Worte?“ rief Rösel entzückt aus, „wenn sich das an Seppel erfüllen würde? Ich müßte selbst vor Seligkeit krank werden. Glaubt es mir nur!“

„Doch, daß ich die Hauptsache nicht vergesse,“ sprach die Unbekannte, „du willst zu deinem Bruder? Es soll dir willfahrt werden. Wenn man eine so weite Reise

unternimmt und eine solche Liebe zu einem unglücklichen Bruder hegt, dann ist es an der Zeit, daß man einer solchen Liebe auch gerecht werde. Ich stelle dich unter meinen Schutz. Du sollst deinen Bruder sehen und umarmen!"

„O habt tausend Mal Dank für dieses Wort," sprach Rösel und griff nach der Hand der Unbekannten, die sie aber schnell zurückzog, als sie diese Artigkeit bemerkte.

„Warte einen Augenblick," sagte die Unbekannte, „ich will dich bald abholen."

Rösel stand allein. Sie sah Niemand um sich. Da sank sie nieder auf die Knie und erhob die Hände zum Himmel.

„Ich danke dir, du guter Gott," sprach sie, „nun werde ich den Bruder sehen. Sei gepriesen. Du hast mich hieher geführt — laß mich so handeln, wie es deinem heiligen Willen gefällt. Ave Maria! Nimm mich in deinen Schutz, du Himmelskönigin! Freundin aller Leidenden, ich brauche Muth, wenn mein Herz nicht brechen soll im Uebermaß des Jammers!"

Kaum hatte Rösel sich von der Erde erhoben, da erschien die unbekannte Freundin, welche sie mit Lächeln an der Hand in das Krankenhaus führte. Welch' ein Elend mußte da das gute Mädchen ansehen!

„Welch' ein großes Glück ist die Gesundheit!" sagte sie öfters.

„Ich führe dich herum im Krankenhaus," sprach die unbekannte Freundin, „du wirst deinen Bruder wohl kennen — nimm' ihn ja recht in Acht!"

Aber kaum hatten diese Worte Rösel's Ohr erreicht, so sprang das Mädchen auf und zog ihre Hand an sich. Rösel hörte in einem anstoßenden dunkeln Gemach die Stimme ihres Bruders, die ihr wie ein Klang vom Himmel erschien.

„Seppel, Seppel, lieber Bruder!" rief Rösel aus und lag an dem Halse ihres Bruders. „Gott grüß' dich tausend Mal. Auch die Mutter läßt dich grüßen."

„Rösel, meine Schwester!" seufzte Seppel, „du hier? O sei mir tausend Mal gesegnet an diesem Orte des Jammers. Ach, daß du mich hier treffen mußt! Ach, daß ich dir solche Schmerzen bereiten muß! Was macht die Mutter?"

„Sie ist wohl," versetzte Rösel, „es geht ihr gut.

„Weiß sie, daß ich blind bin?" fragte Seppel. „O, blind sein ist recht elend! Die liebe Sonne nicht mehr sehen und seine Lieben aus der Heimath, ist doch recht schmerzlich!"

„Die Mutter weiß es," antwortete Rösel. „Die Nachricht that ihr wehe; aber sie kann sich trösten. Sie hat schon so viel gelitten; sie kann auch das ertragen."

„O dann bin ich noch glücklich in meinem Unglück," erwiederte Seppel, „aber sterben müßte ich, wenn sich die Mutter deßhalb zu sehr kränken würde."

„Du bist ja ohne deine Schuld blind geworden," sprach Rösel, „Gott hat dir das Uebel gesandt."

„Es wird zu meinem Glücke sein," sagte Seppel.

„Gott wird auch wieder helfen," meinte Rösel und küßte die Wangen des Bruders.

Indessen kamen die Blinden alle aus ihren Schlupfwinkeln hervor und verließen ihre Lager und Betten und streckten ihre Hände aus. Sie betasteten Rösels Hände, ihre Kleider und ihr Gesicht. Viele trugen grüne Binden vor den Augen; Manche schrien wiederholt schmerzlich auf und rangen die Hände. Sobald aber das Geschrei und Seufzen der Unglücklichen vorüber war, trat eine dumpfe traurige Stille ein und kein Laut war hörbar. Als die Unglücklichen das Mädchen berührt hatten, zogen sie sich zurück.

„Du bist müde, Schwester," begann Seppel zu reden, „du bist gewiß heute recht weit gelaufen, komm setze dich auf mein Bett. Bartl hat mich hieher bringen lassen. Ach, der gute Mann ist vor acht Tagen gestorben!"

„Müde bin ich nicht, Bruder, denn ich halte dich ja in meinen Armen, und das giebt mir neues Leben," antwortete Rösel, „aber daß der gute Bartl gestorben ist, das thut mir wehe. Er hat dir gewiß recht viel Gutes gethan?"

„Mehr als genug," sagte Seppel. „Er hat mich wie ein Kind gehalten und ich bin ihm sehr viel Dank schuldig."

„O hätte ich ihm doch danken können," versetzte das Mädchen, „aber da er nun todt ist, so muß ich für ihn beten."

„Ich werde alle Tage für ihn beten," sagte Seppel. Aber in Rösels Auge stand eine Thräne.

„Jetzt sind wir erst recht unglücklich — Seppel ist blind, Bartl ist gestorben," sagte sie zu sich selbst, „die Mutter ist alt und das Unglück macht sie elend — ich kann nicht so viel verdienen, daß wir uns erhalten können. Ich sehe unsern gewissen Untergang vor Augen. Ach, wie werde ich die Mutter über unser neues Unglück trösten?"

Und Rösel setzte sich mit Seppel auf das Bett und ergriff seine abgemagerten Hände. Da fiel wie durch einen Zufall ein blendender Lichtstrahl in das finstere Gemach, und Rösel sah das Angesicht ihres Bruders. Wie sehr hatten es die bösen Blattern entstellt! Wie bleich und angegriffen sah er aus! Er fuhr manchmal mit dem Arme gegen die Augen: er fühlte ein heftiges Brennen — aber Rösel ließ seine Hand nicht los. Ihre Unterhaltung war ziemlich stille; aber sie war äußerst rührend! Denn auf Rösels Wangen wechselten Freude und Leid, Trauer und Thränen ab und Seppel drückte wiederholt mit Zärtlichkeit und Innigkeit die Hände der Schwester. Mit den süßesten Worten suchte Rösel den Bruder zu trösten.

Nach Umfluß einer Stunde kam die unbekannte Freundin und rief Rösel zu sich.

„Du mußt jetzt das Gemach der Blinden verlassen," sprach sie sanft, „der Augenarzt wird in einer Viertelstunde kommen und da darf Niemand in dem Krankenzimmer seiner Pfleglinge sein."

Rösel stand auf und umarmte ihren Bruder mit großer Herzlichkeit.

„Leb wohl, liebe Rösel, beste Schwester," sagte Seppel und küßte ihr die Hand.

„Gott sei mit dir, Bruder," antwortete das Mädchen mit zitternder Stimme, „gehab' dich wohl, Morgen seh' ich dich wieder!"

Als aber Rösel bei der Thüre angekommen war, kehrte sie schnell wieder um und flüsterte dem geliebten Bruder Etwas in's Ohr.

„Darf ich dich mit nach Hause nehmen?" fragte sie leise.

„Noch vier Tage und ich darf das Krankenhaus verlassen, hat der Arzt gestern gesagt," antwortete Seppel.

„Und du gehst mit nach Haus zur Mutter?“ sagte Rösel.

„Ich werde gehen.“ sprach Seppel.

„Dank, Dank für diese Rede, Bruder,“ seufzte Rösel und eilte nach der Thüre.

In diesem Augenblicke kam der Arzt. Er untersuchte Seppel und war sehr befriedigt.

„Seppel, du könntest Morgen schon wandern, wenn dich Jemand nach Hause brächte,“ sprach der Arzt.

Seppel aber sagte kein Wort — er drückte die Hand des Arztes an sein Herz und diese einzige Handlung sagte mehr als tausend schöne Worte.

„Schwester, freue dich, Morgen wandern wir. O sei mir gesegnet, glückliche Stunde!“

So sprach Seppel und warf sich auf sein weiches Bett zurück.

Dreizehntes Kapitel.

Gott verläßt die Seinen nicht.

„Ja, Gott verläßt die Seinen nicht,“ sagte Rösel, als sie das Krankenhaus verließ, „jetzt kann ich den Bruder nach Hause nehmen; die frische Alpenluft wird sein Leben stärken und das helle Grün der Bäume sein Augenlicht bessern, wenn es noch nicht ganz erstorben ist.“

Niemand kann die Freude schildern, die ihr Herz trotz allem frühern Schmerze auf einmal durchdrang. Sie war so glücklich, so froh über den Erfolg ihres Unternehmens, daß sie den Kopf hoch trug und mit freudestrahlendem Gesichte einherschritt. Gerne hätte sie Jedermann freudig zugerufen: Ich habe den Bruder gefunden! — Nur wenn sie an sein Unglück dachte, so ward ihr Herz bange und schlug ungeduldig. Als der andere Tag erwachte und die Strahlen der Sonne die Thürme Trient's beleuchteten, da war sie schon auf dem Wege mit ihrem Geliebten; nach den Bergen wollte sie ziehen zur Mutter, dahin, wo Seppel's ganze Liebe und ganze Sehnsucht war. Als die Mauern der Stadt hinter den Wandernden lagen, da blieb Rösel stehen und that einen

lauten Freudenruf, machte das Zeichen des Kreuzes, kniete dann nieder, und betete und nachdem sie aufgestanden war und Seppel umarmt hatte, rief sie entzückt aus: „Nun komm, mein lieber Seppel, jetzt gehen wir in die Heimath zur Mutter.“

Sie trug das Gepäck des Bruders immer auf ihrem Rücken und lief demselben stets zur Seite, ihn freundlich an der Hand führend, und machte ihn auf alle Unebenheiten des Weges mit zärtlicher Stimme aufmerksam, und manchen Stein stieß sie vor den Füßen des Bruders weg, damit er seine Füße nicht verletzen möchte. So kamen sie allgemach das Thal der Etsch hinauf bis an den Rand eines einsamen Weges, wo ein schattiges Erlengebüsch und das Gemurmel einer Quelle zur Ruhe einluden. Seppel war auch müde; Rösel empfand an der Seite des Bruders keine Müdigkeit; sie wäre in einem Zuge bis zur Mutter gelaufen.

„Rösel, wir wollen ruhen,“ sprach Seppel, als er das Murmeln der Quelle hörte und zog die Schwester bei Seite.

„Hieher, Seppel, hier ist's schattig und kühl,“ bat Rösel mit sanftem Tone.

Und so setzten sich Beide in den Schatten des Gebüsches. Es lispelte kein Lüftchen durch den einsamen Raum; nur schwirrende Waldfliegen flogen um die Schläfe des erblindeten Jünglings, der bald sanft schlummerte, und Rösel, sehr besorgt um die Ruhe des Bruders, war eifrig bemüht, dieselben wegzutreiben. Da lächelte Seppel im Schlafe: er mußte angenehm träumen — er lächelte noch einmal und suchte in die Hände zu klatschen: und der Schwester giengen vor Freude und Entzücken die Augen über.

„O wenn er nur auch wüßte, wie schön es hier ist,“ seufzte sie leise. „Aber er ist froh, daß er bei mir ist. Und Gott hat ihm Geduld gegeben, sein Leiden zu ertragen. Fürwahr, Gott verläßt die Seinen nicht.“

Und nun nahm Rösel ihr Sacktuch in die Hand und fuhr mit demselben durch die Luft, um kühle Luft an die Schläfe des unglücklichen Bruders zu wehen. Da erwachte Seppel und griff mit den Händen nach der Schwester.

„Hier bin ich, Bruder,“ sprach das Mädchen mit

Innigkeit, „brauchst dich nicht zu fürchten: ich gehe dir nicht davon, mein Lieber!“

Und Seppel fühlte die Hand der Schwester in der seinigen, und ein heißer Kuß ward von der Schwester auf seinen Mund gedrückt.

„Wie bist du so gut, Rösel,“ sagte er und zog die Schwester an sein Herz, „du bist in der That geworden, was ich früher oft sagen hörte und selbst sagte — — — eine Perle der Berge!“

„Schweig, Bruder, schweig!“ bat Rösel, und drückte des Bruders Hand. „Bist du noch müde?“

„Müde bin ich nicht mehr, und wenn's dir recht ist,“ sprach Seppel, „so wollen wir gehen. Aber wasche mir meine Augen aus, denn ich fühle ein heftiges Brennen.“

„Aber schadet's dir nicht?“ fragte Rösel theilnehmend.

„Schaden, Schwester? Was fällt dir denn ein?“ rief Seppel aus. „Hast du denn noch nie gehört, daß der Gebrauch frischen Quellwassers den Augen jederzeit sehr zuträglich ist?“

„Du hast Recht, ich bin thöricht,“ versetzte Rösel und lief an die Quelle, um Wasser zu holen.

Und das Mädchen wusch des Bruders Auge mit einer Sorgfalt aus, daß Jedermann, der es gesehen hätte, in die süßeste Verwunderung gesetzt worden wäre. O mit welch' unermeßlicher Liebe hing Rösel an dem unglücklichen Bruder!

„Nun stehe auf, lieber Bruder,“ sprach Rösel endlich, „jetzt können wir gehen.“

„Neige dein Ohr her, Rösel,“ erwiederte Seppel, „ich habe dir noch Etwas zu sagen — etwas Gutes. Es hat mir geträumt — und was geträumt? Engelein haben's mir im Schlafe gesagt, daß ich wieder sehend werde. O Schwester, ich habe noch nicht aufgehört, zu hoffen!“

„O Bruder, was sagst du?“ rief Rösel hochentzückt aus. „Deine Worte sind für mich voll Seligkeit und Wonne. Wenn dein Traum in Erfüllung gienge! — Gott, wie könnte ich dir danken?“

„Aber gieb dich zufrieden,“ sagte Rösel, indem sie sich erhob und den Bruder auf die Straße führte, „ich werde dich nie verlassen. Mein Leben soll dir geopfert sein und niemals werde ich aus dem Hause scheiden, und wenn sich mir auch das größte Glück darböte. Mein Leben

gehört allein deiner Pflege. Wenn ich die Ziegen hüte, wirst du mitgehen und mit mir plaudern. Ich erzähle dir Mährchen und singe dir Lieder, und wenn ich nichts Besseres weiß, so unterhalte ich dich mit den Freuden unserer Kindheit. Nicht wahr, Brüderchen!"

Aber Seppel antwortete nicht; eine Thräne perlte in seinem erloschenen Auge und fiel nieder in den falben Staub auf der Straße.

„Deine Stimme, Rösel," sagte Seppel nach einer Weile, „ist so lieblich, daß mir das Herz im Leibe schmilzt, wenn ich sie höre. O Schwester, wie kann ich dir deine Liebe vergelten? Was kann ich dir, meinem leibhaftigen Schutzengel, thun? Nichts, gar Nichts, und das macht mich traurig, o glaube es mir!"

„So mußt du nicht sprechen," bat Rösel und gieng vorwärts.

Und immer fragte die treue Schwester, wie es dem Bruder gehe und war aufmerksam auf seine geheimsten Wünsche. Und wenn sie mit Seppel nicht sprach, so griff sie nach ihrem Rosenkranze und unterhielt sich mit Gott — und Gott erhörte ihr frommes Gebet.

Am Mittag des andern Morgens fühlte Seppel ein heftiges Brennen in den Augen. Er schrie vor Schmerzen auf und warf sich in's Gras am Wege. Eine Quelle sprudelte hervor und murmelte freundlich empor zu dem Unglücklichen, der die Hände rang.

„Schwester, Wasser, ich bitte dich!" sprach Seppel.

Rösel aber war schon bei der Hand und wusch die Augen des Bruders mit frischem Wasser aus. Seppel sank ermattet nieder und schlief ein. Alles war stille ringsum und kein Laut ward vernommen. Nach einer Stunde erwachte Seppel.

„Es ist doch schade, Schwester," fing er an zu reden, „daß die Träume nicht immer Wahrheit sind, aber es scheint mir, daß mein Traum Wahrheit werde. Schwester, Schwester — — —!"

„Was hast du denn, lieber Bruder!" rief Rösel beinahe ängstlich aus. „Was fehlt dir denn?"

„Schwester — — — Schwester!" rief Seppel nicht ohne innere Bewegung aus, „wenn mich nicht alle meine Sinne täuschen, so sehe ich Etwas auf dem Boden liegen."

„O Gott," seufzte die Schwester, „so wäre das Licht deiner Augen noch nicht ganz erloschen? O glückliche Stunde!" —

„O, was ist das? es bewegt sich?" sprach Seppel und fuhr mit der Hand nach den Augen. „Geschwind, hole mir Wasser und befeuchte meine Augen. Es hilft: Gott will ein Wunder an mir thun."

Rösel lief geschwind nach der Quelle und holte Wasser, womit sie des Bruders Augen auf's Neue wusch.

„Wie ist dir? o sprich!" sagte Rösel und legte die Hände auf die Schultern des Bruders.

„Ich sehe Nichts," sprach Seppel, „ich muß mich getäuscht haben."

Und er ließ traurig das Haupt sinken und warf sich auf den Boden, während er seltsam mit den Augen blinzelte. Rösel wischte sich mit der Hand die Thränen von den Augen.

„Also habe ich umsonst gehofft!" rief sie aus und fuhr mit der Hand über die Stirne des Bruders, um einige Fliegen zu verscheuchen und nachher machte sie mit dem rothen Tuche, das sie um den Hals geschlungen hatte, mancherlei Bewegungen in der Luft, gerade unter den Augen des Bruders.

„Was machst du, Rösel?" sagte Seppel plötzlich. „Ich sehe dich dunkel mit einem Tuche in der Luft herumfahren. Das Licht meiner Augen ist noch nicht erloschen."

„Schweig still!" antwortete Rösel. „Deine Worte entzücken mich zu sehr und sie klingen mir so außerordentlich, daß ich kaum daran glauben kann. Seppel, du solltest wirklich nicht ganz erblindet sein, du solltest das Licht deiner Augen wirklich wieder bekommen?"

„Haben mir's denn Engelein im Traume nicht gesagt?" sprach Seppel und lächelte freundlich hinauf zu der Schwester.

„O mein viellieber Bruder!" sagte Rösel mit theilnehmender Stimme, „du täuschest dich selbst. Vertraue auf Gott, er wird es gut machen! Und nun laß uns weiter gehen! Der Weg, den wir heute machen müssen, ist weit: wir haben ja von Meran aus noch eine gute Tagreise."

Seppel erhob sich vom Boden und ergriff den Arm seiner Schwester. Rösel führte ihn auf der Straße mit all' der Sorgfalt, welche die Liebe eingiebt, und unter

Gebet, ernsten und heitern Gesprächen kam sie mit Seppel bis in die Gegend von Meran, wo Seppel vor Ermattung auf die Erde sank. Rösel ergriff ihn sanft und trug ihn unter einen schattigen Baum am Wege. Mit weinenden Augen saß sie neben dem Bruder, dessen Füße angeschwollen waren, so daß er kaum mehr gehen konnte.

„Schwester, wie werden wir nach Hause kommen?" sagte er mit einem Tone des tiefsten Schmerzes, „meine Füße sind wund — ach so wund!

„Lege die Schuhe ab," bat Rösel und löste die Riemen auf.

„So wird's bald besser werden!" sagte sie und herzte ihren Bruder.

„Meine Augen — meine Augen!" rief in diesem Augenblicke Seppel mit zitternder Stimme aus. „Der Schmerz raubt mir — — — o nein! er läßt schon wieder nach. Schwester, Wasser!"

Da eilte Rösel fort und kam ganz in die Nähe der Stadt, wo eine Quelle aus einem Lustgarten sprudelte und fröhlich über kleine Steine rieselte. In dem Lustgarten wandelte eine vornehme Dame, welche auf das Mädchen zulief, welches mit Thränen in den Augen und mit einem Herzen voll Jammer Wasser aus der Quelle schöpfte. Sie betrachtete das Mädchen mit scharfem Auge und erkannte, daß ein schwerer Kummer die Arme drückte.

„Gutes Kind," sprach sie, „was fehlt dir denn? Warum bist du denn gar so bekümmert und niedergeschlagen? Sage, kann ich dir helfen?"

„Helfen, beste Frau, das könnt Ihr nicht!" versetzte Rösel und suchte ihren Thränen Einhalt zu thun; denn das Mitleid der vornehmen Dame rührte wunderbar ihr Herz.

„Helfen — ja vielleicht kann ich helfen!" sprach die Dame und nahm Rösel liebreich bei der Hand.

„Ja, wenn Ihr einem Blinden das Licht der Augen geben könnet," erwiederte Rösel. „Mein Bruder — Seppel ist erblindet."

Dieses Wort fuhr der Dame wie ein Blitzstrahl durch die Erinnerung. Seppel — sie hatte einen Knaben gekannt, der ihr an einem Abend in Trient bei Bartl viele

Freude gemacht hatte, und sie blickte das Mädchen erst recht an und sie glaubte in diesem Augenblicke an keine Täuschung ihres Gedächtnisses.

„Rösel, Rösel!“ sprach die Dame mit freudiger Stimme. „Ja, du bist Rösel und kein anderes Mädchen. Das sind deine Züge — das deine blauen Augen.“

Aber Rösel antwortete nicht und blickte auf die Dame mit einer Offenheit und Geradheit, die allen edlen Herzen eigen ist.

„Du erkennst mich nicht, Mädchen?“ fragte die Dame weiter, „erinnerst du dich nicht mehr an den Christabend in Trient? Und doch hat mir Seppel damals den Kobl verkauft — um eine unglückliche Mutter zu unterstützen.“

„O jetzt erkenne ich Euch!“ rief Rösel voll Freude aus. „Ja, Ihr seid es, die damals so liebreich mit mir sprach.“

„Und wo ist dein Bruder?“ fragte die Dame schnell. „Sage, wenn ich dienen kann, so wirst du meine Hilfe doch nicht verschmähen und Seppel wird sich freuen, wenn er Etwas von der Dame von Dachstein erfährt?“

„O beste Frau, mit Seppel geht es schlimm; er liegt weiter unten am Wege und ist — ach Gott! —“ rief Rösel aus und fing an zu schluchzen.

„Doch nicht blind?“ fragte die Dame schnell.

„Freilich! nehmt mir's doch nicht übel, daß ich weine,“ sprach Rösel.

Und Rösel erzählte der vornehmen Dame das traurige Schicksal ihres Bruders und den Kummer, welchen die Mutter darüber empfinde. Sie wurde mit großer Theilnahme angehört und der vornehmen Frau standen wiederholt die Thränen in den Augen. Aber als Rösel sagte, daß Seppel manchmal meine, Etwas zu sehen, so schlug die Dame freudig die Hände zusammen.

„O dann ist noch Hoffnung vorhanden,“ sprach sie und drückte Rösels Hand.

„Wäre es wohl möglich?“ antwortete Rösel. „Aber ich bin zu thöricht, an ein solches Glück zu glauben.“

„Bei Gott sind alle Dinge möglich,“ sagte die gute Dame. „Ich erinnere mich an eine Freundin, welche auch an einem fast unheilbaren Augenübel litt. Viele Aerzte versuchten sich, aber kein Mittel that die gehoffte Wirkung. Da kam eine alte Frau aus dem Gebirge.

Sie bezeichnete eine Salbe — und das half: nach kurzer Zeit hatte die Freundin die Gesundheit der Augen wieder erlangt. Sollte das bei Seppel nicht auch wirken? Ich bin im Besitze der Salbe und habe schon einem Unglücklichen damit geholfen."

„O erweiset mir den Dienst —" fiel Rösel ein und zog die Hand der Dame an ihre zitternden Lippen.

„Kein weiteres Wort!" sagte die Dame. „Seppel soll von der Salbe erhalten. Da er sehr ermüdet ist, so will ich sogleich meinen Diener senden, damit er ihn eine Strecke Weges thalaufwärts bringe, und an diesem soll er die Salbe in Empfang nehmen. Er soll damit alle Tage zweimal die kranken Augen bestreichen, fleißig in's Freie gehen und viel frisches Wasser gebrauchen; denn das ist den Augen zuträglich. Und wenn er auch nicht mehr ganz sehend wird wie wir, so wird er doch so weit hergestellt werden, daß er keinen Führer braucht und nicht ganz unglücklich ist."

„O wie danke ich Euch!" rief Rösel freudig aus. „Wie kann ich Euch Eure Freundlichkeit belohnen?"

„Sieh, gute Rösel," sprach die Dame, indem sie sich entfernte, „das ist der Lohn für deine schwesterliche Liebe. Bleibe immer so gut wie bisher, dann muß es dir wohl ergehen. Bete für mich!"

Rösel fühlte den Druck der Hand, mit welchem die Dame Abschied nahm, und sank halb ohnmächtig zur Erde. Als sie wieder zu sich kam, eilte sie schnell zu ihrem Bruder. Seppel lag bereits mitten auf der Straße.

„Bruder, Bruder!" rief Rösel fast außer sich vor Schrecken, „was beginnst du? Was hast du vor?"

„O liebe Rösel!" sagte Seppel gutmüthig, „ich suchte dich und da ich dein Kleid nicht fühlen konnte und deine Hand, so glaubte ich, du würdest mich verlassen. Nicht wahr, Rösel, du bleibst immer bei mir?"

„Was sind das für Gedanken?" sprach Rösel im Tone eines sanften Vorwurfs. „Immer bleibe ich bei dir!"

Und mit diesen Worten brachte Rösel den Bruder wieder in den Schatten des Baumes und strich ihm die Locken aus dem Gesicht.

„Bruder," sagte sie ihm leise in's Ohr, „dir wird geholfen. Ich glaube es nun selbst."

Aber sie konnte nicht weiter reden. Der Wagen

rollte heran. Seppel ward in denselben gehoben. Der Kutscher reichte der Schwester ein Gefäß mit Augensalbe gefüllt und fuhr von dannen.

„Seppel, öffne deine Augen," bat Rösel nach einer Pause. „Ich will deine Augen mit einer Salbe bestreichen. Es soll dir gut thun."

„O, wie kühlt es den Brand!" rief Seppel aus. „Schwester, mehr!"

„Es ist genug, mein Lieber!" antwortete Rösel. „Heute Abend will ich's wieder thun. Einen Gruß von der Dame von Dachstein!"

Seppel klatschte vor Freuden in die Hände.

„Von der Dame von Dachstein, die bei Bartl war?" rief Seppel aus.

„Ja, von ihr," versetzte Rösel. „Sie lebt jetzt in Meran und schickt dir die Salbe. Sie soll helfen."

„Das ist ja prächtig!" erwiederte Seppel. „Jetzt wird mein Traum zur Wirklichkeit. Mutter, freue dich!"

„Ja Mutter, freue dich!" sprach Rösel. „Wir werden wieder glücklich sein und zufrieden leben auf unsern Bergen. Darum muß man stets auf Gott vertrauen Er hilft in der Noth."

Seppel erhob die Hände zum Himmel. Er betete: sein Herz war bei Gott und er verharrte lange in dieser feierlichen Stimmung.

„Sieh, Bruder," sprach Rösel nach langem Stillschweigen, „das ist der Lohn für die Liebe zur Mutter. Das Geld, das du für den Kobl erhalten, fängt an, seine Zinsen zu tragen. Begreifst du nun, daß jede gute That ihren Lohn findet?"

Seppel aber sprach kein Wort und drückte der Schwester zärtlich die Hand.

Vierzehntes Kapitel.

Am Ende geht Alles gut.

Es war Mittag. Auf der Alp war Alles ruhig und Mutter Annerl saß am Tische und betete den Rosenkranz. Es war ja Sonntag. Sie dachte an ihren unglücklichen

Sohn und an Rösel, die ihn nach Hause bringen wollte. Da hörte sie plötzlich ein Geräusch, das in der Nähe der Hütte entstand. Schnell schob sie das Fenster zurück und sah in eiligem Laufe eine Kutsche der Hütte nahen. Sie erblickte Seppel, und neben ihm saß Rösel, welche den Bruder in den Armen hielt. Sie sprang fast bewußtlos an die Thüre und winkte mit der Hand freundliche Grüße den Ankommenden entgegen.

„Wir sind zu Hause, Bruder!" sprach Rösel. „Die Mutter steht schon unter der Thüre und winkt uns mit der Hand."

„Mutter! Mutter!" rief Seppel mit lauter Stimme. „Komm, laß dich küssen und umarmen!"

Die Kutsche blieb stehen. Sie stand vor dem Hause. Seppel ward aus dem Wagen gehoben und zur Mutter geführt. Annerl konnte sich nicht von der Stelle bewegen; sie war einer Ohnmacht nahe.

„Seppel, mein unglückliches Kind!" rief sie mit brechender Stimme aus.

Seppel lag in den Armen der Mutter. Man hörte kein lautes Wort. Mit stummem Schmerz umarmte die Mutter ihren Sohn und drückte einen Kuß auf seine Stirne. In der ersten Aufregung übersah sie die Verheerungen, welche die Blattern auf dem einst so schönen Gesicht des Sohnes angerichtet hatten.

„Gott, ich danke dir!" rief die Mutter endlich aus. „Ich habe den, den ich so herzlich liebe! Gott, ich danke dir für alle Leiden, die du mir geschickt hast. Dieser einzige Augenblick läßt mich tausend Schmerzen vergessen."

„Es ist eine Prüfung, die er über uns verhängte," sprach Rösel, die bisher in einem schmerzlichen Stillschweigen verharrt hatte, „Gott macht am Ende Alles gut."

„Gewiß," sagte der Kutscher, in welchem Annerl Müller-Seppels Bruder erkannte. „Gott verläßt die Seinen nicht. Gott hat dich schwer heimgesucht, treues Weib. Aber er hat dich mit zwei Dingen gesegnet, die mehr werth sind als ein Königreich dieser Welt: es ist Seppels Liebe zu dir und es ist das reine fromme Herz deiner Tochter. Was kann es Schöneres geben?"

Und Alle senkten das Haupt und falteten die Hände.

„Laßt uns Gott preisen alle Tage," sprach Annerl, „denn er führt die Seinen wunderbar."

„Amen!“ erwiederte der Kutscher und schwang sich schnell auf den Wagen.

„Lebt wohl, liebe Leute!“ rief er aus. „Denkt an mich — verzeiht mir und meinem seligen Bruder Alles, was euch kränken könnte.“

„Das ist Alles vergessen! Müller-Seppel war im Grunde doch ein guter Mann!“ erwiederte die Mutter.

„Wie danke ich euch für die Verzeihung!“ sprach der Kutscher gerührt. „War mein Bruder und ich nicht die Quelle alles Uebels, das über euch kam?“

„Ich bitte, redet Nichts mehr davon!“ versetzte die Mutter.

„Noch einmal Dank, ihr wackern Leute!“ sagte der Kutscher, indem er die Pferde antrieb. „Hier eine Kleinigkeit von der Dame von Dachstein!“

Und der Kutscher warf eine Rolle Zwanziger hinaus und schwang die Peitsche. Der Wagen rollte davon und Staubwolken wirbelten in die Höhe, und bald war der Wagen zwischen den Bäumen und Gebüschen verschwunden.

„Gott sei gelobt!“ sprach die Mutter und führte ihren Sohn in die Stube.

Annerl aber hatte die Freude, ihren Sohn bald genesen zu sehen. Die Salbe that ihre Wirkung. Der Aufenthalt auf den Bergen und die frische Luft thaten dem Jünglinge so wohl, daß er bald vollständig hergestellt war. Welche Freude hatte die Schwester! Welches Glück empfand die Mutter! Sie vergaß alles erlittene Ungemach und sah mit freudigem Blicke in die Zukunft.

„Jetzt wird es uns gut gehen,“ rief die Mutter aus und Thränen standen ihr in den Augen.

„Gott hat es so gefügt,“ versetzte Rösel, „ihm allein sind wir zum Danke verpflichtet!“ —

„Und ich dir noch ganz besonders,“ versetzte Seppel, indem er Rösel auf die Wange klopfte und freundlich lächelte. „Fürwahr! Ich habe die edelste Schwester auf der Welt.“

„Still, still!“ schmollte Rösel und ihre Wangen wurden roth.

„Gott segne euch, Kinder, für eure vortrefflichen Gesinnungen,“ erwiederte die Mutter. „Bleibt immer so

wie ihr jetzt seid. Das ist der beste Trost für ein brechendes Mutterherz — für eine Mutter, die ihre Tage schnell zu Ende eilen sieht."

* * *

Wie gewöhnlich kein Unglück allein kommt, so erscheint dem Menschen in der Regel das Glück nicht vereinzelt. Es waren schon einige Monate verflossen und Seppel konnte bereits den Schein der Lampe mit den Augen ertragen und konnte den grünen Augenschirm entbehren zum größten Entzücken der Mutter und zur sichtbaren Freude der Schwester. Da saßen die guten Leutchen am Kamin und wärmten sich. Denn draußen windete es fürchterlich und schon fiel der Schnee massenweise hernieder auf die Erde. Der Wald ächzte unter den Stößen des Sturmes. In der Hütte aber war es ruhig und ein heiliger Friede belebte die Herzen. Seppel scherzte mit Rösel, welche eifrig Spitzen klöppelte und bald rief er mit seiner hellen schönen Stimme der Mutter, welche am Rocken saß und spann. Die Bewohner der Hütte blieben in freudiger Stimmung, obgleich der Sturm die Fenster einzudrücken drohte. Wo Ruhe und Friede im Herzen ist, da fürchtet man sich nicht vor dem Sturme und vor den Schrecknissen der Elemente, welche draußen wüthen. Und so war es hier an diesem Ort stiller Seligkeit und ungetrübter Herzlichkeit! — Da klopfte Jemand an der Thüre und begehrte Einlaß. Es war ein Bote, welcher sich auf den Bergen verspätet hatte und fast verirrt wäre, wenn er nicht den Schein der Lampe, welche in dem Stübchen flackerte, bemerkt hätte und auf das Ziel seiner Wanderung hingelenkt worden wäre. Der Bote mußte große Eile haben; denn er klopfte noch einmal und heftiger. Die Thüre ward geöffnet und er trat ein in's freundliche Stübchen. Er übergab der Mutter einen versiegelten Brief.

„Möge er gute Nachrichten enthalten, Mütterchen!" sagte der Bote, indem er sich auf einen Stuhl setzte, welchen ihm Rösel anbot.

In dem Briefe aber stand geschrieben, daß Bartl, der sehr reich war und ohne Erben starb, auf dem Todbette in seinem Testamente für den blinden Seppel die Summe von fünftausend Gulden bestimmt habe, damit er anstän-

dig leben könne. Bartl warf ferner für die Wittwe Annerl ein Kapital von tausend Gulden aus, deren Zinsen ihr bis zu ihrem Tode zukommen sollten — nachher sollte dieses Geld sich auf Rösel vererben. So war für Alle gesorgt!

„Das sind gute Nachrichten," sagte der Bote, während er sich die Hände rieb.

„Sie lassen sich anhören," erwiederte Seppel und lächelte.

„Wie haben wir dieses Glück verdient?" rief Rösel aus und zerdrückte eine Thräne im Auge.

„Darum sollen wir den Herrn alle Tage preisen," fiel Annerl mit hohem feierlichen Ernste ein; „denn er macht am Ende Alles wohl."

Seppel blieb auf den Bergen und wandelte nicht mehr herab in die Stadt. Die Mutter freute sich bei ihm und die Schwester gieng nicht von seiner Seite. Jeden Abend aber betete die fromme anspruchslose Familie für den seligen Bartl, dessen Güte es war, welche eine alte Lehmhütte in eine ansehnliche Alpenwirthschaft verwandelt hatte.

O, es liegt etwas Göttliches in dem Gefühle der Liebe und Dankbarkeit!

		kr.	ngr.
18s Bdchen.	Die Familie Seehofen, oder des Großvaters Abendstunden im Kreise seiner Enkel	36	12
19 „	Peter Felsberger, oder die Bildsäule der heiligen Jungfrau	36	12
20 „	Der junge Tambour, oder die zwei Freunde	36	12
21 „	Die Korsaren aus Morgenland, oder zwei Mütter und ihre Söhne .	36	12
22 „	Die Rose v. Rom, od. ehre Vater u. Mutter	36	12
23 „	Adelmar der Tempelritter	36	12
24 „	Die Gemsschützen, oder Kaiser Maximilians Gefahr auf der Martinswand	30	10
25 „	Reinhold's Schicksale, oder Gott führt die Seinen wunderbar	36	12
26 „	Der Uhrenhändler vom Schwarzwalde	36	12
27 „	Der Kaufherr und seine Söhne . .	36	12
28 „	Die Familie von Bernstein . . .	36	12
29 „	Junker Bernhard Sturmschwert, oder Treue im Glauben	36	12
30 „	Maria hilft. Johann der Findling .	36	12
31 „	Schicksale eines Waisenknaben . . .	36	22
32 „	Mutter u. Sohn, oder die Wege der Vorsehung führen immer zum rechten Ziele	36	12
33 „	Eine merkwürdige Bettlerin . . .	27	9
34 „	Paul Frühmann. Eine Dorfgeschichte	36	12
35 „	Die Stiefbrüder, oder wie der Same, so die Frucht	36	12
36 „	Amalie Corsini, oder Gott schützt die Unschuld	36	12

Zweite Folge!

1s u. 2s Bdchen.	Ritter Gerold von Helfenstein	54	18
3 „ 4 „	Aus dem Leben eines Vielgeprüften	54	18
5s Bdchen.	Aurelius und Cäsonia	36	12

☞ **Auch die neue Folge der Abendunterhaltungen wird ganz in der bisherigen Art fortgesetzt, so daß jährlich mehrere Bändchen davon erscheinen, an deren Abnahme jedoch Niemand gebunden ist. Wer aber alle 41 Bändchen zusammen auf einmal nimmt, erhält jedes Bändchen für 27 kr. oder 9 ngr.**

Druck von Leonhard Doll.

		kr.	ngr.
25s Bdchn.	Reinhold's Schicksale	36	12
26 "	Der Uhrenhändler vom Schwarzwalde	36	12
27 "	Der Kaufherr und seine Söhne . . .	36	12
28 "	Die Familie von Bernstein	36	12
29 "	Junker Bernhard Sturmschwert . . .	36	12
30 "	Maria hilft. Johann der Findling .	36	12
31 "	Schicksale eines Waisenknaben . . .	36	12
32 "	Mutter und Sohn	36	12
33 "	Eine merkwürdige Bettlerin	27	9
34 "	Paul Frühmann. Eine Dorfgeschichte .	36	12
35 "	Die Stiefbrüder, oder wie der Same, so die Frucht	36	12
36 "	Amalie Corsini, od. Gott schützt die Unschuld	36	12
37 "	Neue Ostereier	36	12
38 "	Leiden und Freuden armer Leute. Das Tyroler=Annerl	36	12

Zweite Folge!

1s u. 2s Bdchen.	Ritter Gerold von Helfenstein . .	54	18
3 " 4 "	Aus dem Leben eines Vielgeprüften	54	18
5s Bdchen.	Aurelius und Cäsonia	36	12
6 "	Wolfrat von Veringen	36	12
7s u. 8. Bdchen.	Thomas Morus	54	18

☞ Die **Abendunterhaltungen** werden ganz in der bisherigen Art fortgesetzt, so daß jährlich mehrere neue Bändchen davon erscheinen, an deren regelmäßige Abnahme jedoch Niemand gebunden ist. Wer aber **alle Bändchen zusammen auf einmal** nimmt, erhält **jedes Bändchen** für **27 kr.** oder **9 ngr.**

Der **innere Werth** und die **äußere hübsche Ausstattung** der bisher in **unserm Verlage** erschienenen **Jugendschriften,** sowie der **billige Preis** derselben haben bereits **nach allen Seiten** hin **gerechte Anerkennung** gefunden. Wir werden daher eifrigst bemüht sein, **diesen wichtigen Zweig** unserer Literatur auch in der Folge mit aller Liebe und Umsicht zu fördern, und rechnen dabei auf die kräftigste Unterstützung geehrter Jugendschriftsteller geistlichen und weltlichen Standes.

Ueber unsern **Jugendschriftenverlag** ist ein eigener Katalog unter dem Titel:

„Der Jugendbildner“

erschienen und in jeder Buchhandlung unentgeltlich zu haben.

Augsburg, im April 1857.

Lampart & Comp.

Neueste Jugendschriften!

In **gleichem Verlage** sind soeben erschienen und in allen guten Buchhandlungen vorräthig:

Neue Ostereier. Geschichten aus vieler Herren Länder. Zur Unterhaltung und Veredlung des Herzens und Geistes. Für die Jugend und Erwachsene. Von einem alten Wandersmanne. Dem Andenken Christoph von Schmid's, Verfasser der ersten Ostereier gewidmet. Mit einem colorirten Titelkupfer. Broschirt. Preis 36 kr. oder 12 ngr.

(Der Abendunterhaltungen 37s Bändchen.)

Dieselben. Prachtausgabe mit acht Bildern und in colorirten Umschlag cartonirt. Preis fl. 1. 30 kr. oder Thlr. 1.

Leiden und Freuden armer Leute. — Das Tyroler-Annerl, oder was eine Mutter leiden kann. Zwei Erzählungen aus dem Volksleben. Der reiferen christlichen Jugend und dem Volke zur Belehrung und Unterhaltung dargeboten von M. Lehmann. Mit zwei colorirten Titelkupfern. Broschirt. Preis 36 kr. oder 12 ngr.

(Der Abendunterhaltungen 38s Bändchen.)

Wolfrat von Veringen. Eine Erzählung aus der Zeit des Unterganges der Hohenstaufen. Der reiferen katholischen Jugend und dem Volke zur Belehrung und Unterhaltung dargeboten von M. Lehmann. Mit einem colorirten Titelkupfer. Broschirt. Preis 36 kr. oder 12 ngr.

(Der Abendunterhaltungen zweite Folge 6s Bändchen.)

Thomas Morus, Lordkanzler von England. Eine Erzählung aus der Zeit der Reformation in England. Der reiferen katholischen Jugend und dem Volke, besonders aber Jünglingen und Jungfrauen zur Belehrung und Unterhaltung dargeboten von M. Lehmann. Broschirt. Preis 54 kr. oder 18 ngr.

(Der Abendunterhaltungen zweite Folge 7s und 8s Bändchen.)